This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

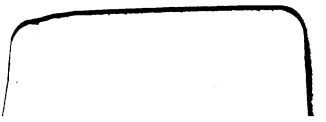
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HN
31
.W48



Soziales Christentum.

Vorträge und Aufsätze

über

die grossen Fragen der Gegenwart.

Von

Julius Werner.

Evangel. Pfarrer.

Dessau 1895.

Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann.

Hierzu: Anhalt. u. Sachsen-Altenb. Hofbuchhändler.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·

Soziales Christentum.

Vorträge und Aufsätze

über

die grossen Fragen der Gegenwart.

Von

Julius Werner,

evangel. Pfarrer.

Dessau 1895.

Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann,

Herzogl. Anhalt. u. Sachsen-Altenb. Hofbuchhändler.

HT
31
.W48

Alle Rechte vorbehalten.

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

2139015
2716952

Vorwort.

Soziales Christentum ist, recht verstanden, kein Ersatz für persönliches Christentum, oder gar ein Gegensatz zu demselben; sondern es bezeichnet die naturgemässe, zeitgemässe Entfaltung der ihrem Glaubens- und Ideengehalte nach unwandelbaren christlichen Wahrheit. Das Christentum ist noch nicht „altersschwach", wie die Propheten des modernen Zeitbewusstseins verkünden. Das Evangelium hat seine erzieherische, weltgestaltende Bedeutung nicht ausschliesslich in der Vergangenheit gehabt; es offenbart seine unverminderte Kraft und Herrlichkeit in den entscheidungsvollen Kämpfen der Gegenwart; es bestimmt die Gestaltung der fernen Zukunft. Diese Überzeugung durchzieht die nachfolgenden Essays und Vorträge; dieselben wollen in verschiedenartiger Beleuchtung die Hauptpunkte einer christlich-sozialen Auffassungsweise hervorheben.

Dies Buch wendet sich vornehmlich an gebildete Leser. Es soll an seinem bescheidenen Teile jene aufstrebende Richtung unterstützen, welche den materialistischen Zeitwahn in Litteratur und Politik, alle Halbheit und Mattherzigkeit in Kirche und Volksleben bekämpft, evangelisch-soziales Bewusstsein stärkt und zu deutsch-nationaler Liebe und Arbeit ermutigt.

Beckendorf bei Oschersleben,
am Sedantage 1894.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Die grossen Fragen der sozialen Gegenwart im Lichte christlicher Lebensauffassung.

I. Die Arbeit und die modernen Arbeitsverhältnisse in ihrer sozialen und sittlichen Bedeutung.

Seite

1. Einleitende Bemerkungen ... 3
2. Nationalökonomische und biblische Auffassung der Arbeit ... 6
3. Arbeitslosigkeit und Recht auf Arbeit ... 10
4. Produktive und unproduktive Arbeit ... 13
5. Der sittliche Gradmesser der Arbeit ... 15
6. Die Arbeitsbedingungen ... 15
7. Arbeitslohn und Lebenshaltung ... 17
8. Fabrikordnungen und Wohlfahrtseinrichtungen ... 21
9. Ethische Gesichtspunkte für die Besserung der modernen Arbeitsverhältnisse 25

II. Der soziale Beruf der Gebildeten und Besitzenden.

1. Bildung und Besitz sind nicht neutral ... 28
2. Unser Standpunkt ... 29
3. Der materialistische und der idealistische Unglaube — das Kennzeichen moderner Bildung ... 31
4. Die „schöne" Litteratur und die „freie" Presse ... 36
5. Persönliche Verbreitung christlicher Bildungselemente ... 40
6. Das juristische Recht und die moralische Verpflichtung des Privateigentums 48
7. Die moralische Initiative in den sozialen Kämpfen ... 53

III. Die christliche Familie, eine Burg des Glaubens, ein Quellort der Liebe, eine Stätte der Hoffnung.

Festrede, gehalten auf dem X. Vereinstag des Vereins für christliche Volksbildung zu Köln a. Rhein ... 57

IV. Neuzeitliche Thatsachen und christliche Grundsätze zur Frauenfrage.

Seite
1. Die traditionelle, die radikale und die sozialreformerische Auffassung ... 66
2. Der wirtschaftliche und geistige Untergrund der nichtchristlichen Emanzipationsbestrebungen ... 69
3. Christliche Grundsätze und Forderungen ... 73
4. Sittlich-soziale, nicht formal-politische Frauenrechte ... 77

V. Das moderne Judentum und das deutsche Volkstum.

1. Natürliche Ursachen der antisemitischen Bewegung ... 81
2. Die deutsche und die jüdische Volksnatur ... 84
3. Heine und Lassalle, das Judentum in Litteratur und Politik ... 90
4. Falsche Kampfesmethode. Verjudeter Antisemitismus ... 96
5. Das alte Testament ... 101
6. Die siegreichen Waffen ... 106

Zweiter Teil.

Christlich-soziale Anschauungen in biblischer Begründung und geschichtlicher Ausgestaltung.

VI. Die individuelle und soziale Natur des Christentums.

1. Jesus Christus, das religiöse Heil und die Einzelpersönlichkeit ... 115
2. Jesus Christus, die soziale Reform und die Volksmassen ... 120
3. Die evangelische Kirche und ihre Geistlichen gegenüber den sozialen Zeitaufgaben ... 127
4. Das Beispiel Luthers und die Ansichten hervorragender Nationalökonomen 131
5. Schlussergebnis ... 137

VII. Ein christlich-sozialer Agitator im Reformationszeitalter.

1. Das sechzehnte und das neunzehnte Jahrhundert ... 140
2. Biographische Angaben über Johann Eberlin v. Günzburg ... 143
3. Eberlin's christlich-soziale Gedanken und Thaten ... 145

VIII. Praktische Reformbestrebungen in England auf humaner und christlicher Grundlage.

Seite
1. Innere und äussere Voraussetzungen 154
2. Die christlich-sozialen Vorkämpfer und ihre Grundgedanken 157
3. Christlich-soziale Einflüsse im praktischen und geistigen Leben der Gegenwart 162

IX. Christlicher Sozialismus im Phantasiekostüm französischer Romantik.

1. Christliches und Nationales in Charles Fourier's System 170
2. Überblick über Fourier's Leben und Theorie 175
3. Verwirklichungsversuche 184

X. Der Russe Leo Tolstoj und sein soziales Evangelium.

1. Tolstoj als Schriftsteller, Christ und Reformator 188
2. Darstellung und Kritik von Tolstoj's neuestem Werke: „Das Reich Gottes ist in Euch“ 194

XI. Der deutsche Protestantismus im Kampfe wider die internationalen Umsturzmächte.

1. Der protestantische Lebensnerv im deutschen Volkstum 207
2. Feinde des Protestantismus. Falscher Liberalismus. Jesuitentum. Sozialdemokratie 211
3. Aufgaben und Ausblicke 218

Erster Teil.

Die grossen Fragen der sozialen Gegenwart im Lichte christlicher Lebensauffassung.

I.

Die Arbeit und die modernen Arbeitsverhältnisse in ihrer sozialen und sittlichen Bedeutung.

1. Einleitende Bemerkungen.

Die hervorragenden Erscheinungsformen der Arbeit bezeichnen den Entwicklungsgang der Menschheit. Sklaverei, Hörigkeit, Zunftwesen und Industrie sind auch charakteristische Namen für die verschiedenen Zeitalter. Denn in den Arbeitsbedingungen, in der Arbeitsleistung und Würdigung spiegelt sich die Eigentümlichkeit der jeweiligen Kultur- und Sittenzustände.

Was Hellas und Rom in der Kunst und Litteratur hervorgebracht, beansprucht noch jetzt unsere vollste Bewunderung. Allein hinter den von der „Sonne Homers" vergoldeten Kulturgipfeln gewahren wir einen gähnenden Abgrund, eine Nacht sozialer Not. Die geniale Kunstschöpfung zeigt als Kehrseite der Medaille die Massenarbeit der Sklaven. Diese bildeten die breite Basis in der antiken Kulturpyramide. Während das künstlerische Schaffen, die philosophische Gedankenarbeit, die politische Thätigkeit das bevorzugte Los einer verschwindenden Minderzahl ausmachte, hielt man die gewerbliche Produktion, die Arbeit für die Bedürfnisse des Alltagslebens mit der Stellung eines freien Mannes unvereinbar. Die Handarbeit verrichteten die Sklaven, die lebenden Maschinen. Weil der Arbeit als solcher der sittliche Adel, das gesellschaftliche Ansehn fehlte, welches man einem pflichtgemässen Lebenszweck nicht ungestraft versagen kann, darum musste dem klassischen Altertum seine glänzende Bildunghöhe zuletzt doch mit innerer Notwendigkeit zum trapejischen Felsen werden.

Anders liegt die Sache im gewerbfleissen Mittelalter; hier erscheint die materielle Arbeit, geadelt durch das Beispiel der erwerbthätigen Apostel,

in hoher Blüte. Die Arbeit mit Pflug und Feder, mit Schweiss und Blut, welche Mönche und Bauern, Ritter und Städter vollzogen, hat eine neue Kulturepoche begründet. Aber obgleich die Arbeit, namentlich das Handwerk im ausgehenden Mittelalter mit weltlichen und kirchlichen Ehrungen geschmückt war, deren festlicher Glanz selbst „Venedigs Macht und Augsburgs Pracht" überstrahlte, so kann man doch bei grundsätzlicher Beurteilung nicht sagen, dass es die mittelalterliche Kirchen- und Weltanschauung zu einer einheitlichen und konsequenten Würdigung aller ehrlichen Berufsarbeit gebracht hat. Vielmehr gewahren wir einen schrillen Widerspruch, einen Dualismus in der Auffassung, wie er ja überhaupt dem römischen System eigen zu sein pflegt. Trotz der kirchlichen Kulturarbeit und der zünftigen Arbeitsehre galt doch ein von weltlicher Arbeit, von „des Tages Last und Hitze" befreites, Gott in beschaulicher Andacht gewidmetes Klosterdasein als das höhere Ideal. Die Glorie eines Bettelmönches stellte die irdischen Berufspflichten eines Laien in Schatten.

Die industrielle Gegenwart, sofern sie unchristlich ist, gerät wieder in heidnische und römische Irrtümer. Bei staunenerregender Arbeitsleistung doch keine rechte sittliche Arbeitswürdigung! Dem modernen Menschen erscheint die Arbeit als eine Last; die Befreiung hiervon, der mühelose Gewinn als praktische Lebensweisheit. Unlängst schrieb ein Berliner Zeitungsblatt: „Die Dummen arbeiten, die Klugen spekulieren und verdienen." Leider findet diese orientalisch gefärbte Lebensphilosophie auch im deutschen Volk je länger je mehr Verehrer. Eduard von Hartmann äussert in seinem Hauptwerk (Philosophie des Unbewussten S. 555) folgende Ansicht, welche sicherlich von Tausenden geteilt wird: „Es kann kein Zweifel obwalten, dass die Arbeit für den, der arbeiten muss, ein Übel ist, mag sie auch in ihren Folgen für ihn selbst wie für die Menschheit noch so segensreich sein; denn niemand arbeitet, der nicht muss, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere Übel auf sich nähme, sei nun das grössere Übel die Not, die Qual des Ehrgeizes oder auch bloss die Langeweile." Im weiteren meint dann der Pessimist: wenn nun doch jemand bei der Arbeit fröhlich sei, so thue das die mechanische Gewohnheit, wie denn auch ein Arbeitspferd zuletzt bei leidlich guter Laune seinen Karren ziehe. Thatsächlich erblicken doch weite Kreise in der Arbeit nur ein Mittel zum Gewinn, einen Berechtigungsschein zu Genuss und Lebensstellung. In dieser modern-heidnischen Auffassung begegnen sich unchristliche Kapitalisten und sozialdemokratische Proletarier. Wo ist der Idealismus, welcher in der Arbeit den Endzweck und Beruf, die Pflicht und Freude liebt?

Ja selbst nur wenige Denker und Dichter, Gelehrte und Künstler möchten sich im geistigen Wettkampf gleich jenen olympischen Siegern mit einem grünen Fichtenkranz begnügen. Der Lorbeer von Gold gilt doch mehr. Man gewinnt leider nur zu oft, und zwar nicht bloss bei dem Mimen, dem die Nachwelt bekanntlich keine Kränze flicht, sondern auch bei manch einer „Zierde der Wissenschaft" den Eindruck: wenn der erste Durst nach Ehre gestillt, eine gewisse Ruhmesstaffel erklommen ist, regiert nur noch ein Bestreben: die Talente in klingende Münze auszuprägen. Das ist nicht christlich, auch nicht deutsch. Wie alles Unchristliche, so sind auch die modernen, eben angedeuteten Zustände widerspruchsvoll, dualistisch. Es bildet sich ein idealloses Lebensideal, welches zwischen Eudämonismus und Pessimismus hin und her flackert; die Gesellschaft geht auseinander in missvergnügte Arbeitstiere und leichtlebige Genussmenschen.

Die volle Würdigung der Arbeit erwächst nur auf dem Boden der protestantischen Moral.*) Es gehört mit zu den ewigen Verdiensten der Reformation, auch für das Alltags- und Berufsleben die sittlichen Forderungen der Evangelien wieder erneuert zu haben. Freilich wie die Bibel noch nicht einmal die Kirchendogmen in wissenschaftlicher Ausprägung, sondern nur deren geistige Grundstoffe enthält, so bietet sie noch viel weniger fertige Lehrsätze der Sozialpolitik. Sie hat auch für die Arbeit keinen nationalökonomischen Kunstausdruck;

*) Damit soll natürlich nicht behauptet sein, dass der Katholizismus in der sozialethischen Theorie und Praxis niemals dem sittlichen Wesen der Arbeit gerecht würde. Papst Leo XIII. hat am 17. Mai 1891 ein Rundschreiben über die „Arbeiterfrage" erlassen. Unter den darin vorgetragenen Grundsätzen, welche „für eine richtige und billige Entscheidung der Streitfrage" als „massgebend" bezeichnet werden, finden sich nicht wenige, denen auch ein bewusster Protestant zustimmen muss. Aber die Möglichkeit einer solchen relativen Übereinstimmung beweist eben nur, dass ebenso wie alle wahre Wissenschaft und Forschung, so auch die sozialethische Auffassung des nicht jesuitischen Katholizismus sich dem überlegeneren Einfluss des protestantischen Geistes nicht hat entziehen können.

Das erwähnte päpstliche Rundschreiben kommt, um auch daran noch zu erinnern, der evangelisch-sozialen Auffassung in manchen Stücken schon viel näher als die Lehre, welche beispielsweise noch im Jahre 1848 Bischof v. Ketteler in seinen sechs Predigten über „die grossen sozialen Fragen der Gegenwart" entwickelt. Beide aber, Leo XIII. und Ketteler, bezeichnen gegenüber Thomas v. Aquin „dem Lehrer der Kirche" einen merklichen Fortschritt, bezw. einen Abfall von der mittelalterlich-römischen Auffassung. Ohne viel Künste lässt sich nachweisen, dass ein Satz wie ihn Leo XIII. ausspricht: „das Privateigentum ist heilig und unantastbar" so ziemlich das direkte Gegenteil von dem besagt, was Thomas v. Aquin in diesem sozialen Kardinalpunkt lehrt.

aber sie hat die Sache, worauf es ankommt; sie bietet die moralische Grundwahrheit, welche von keinem Produktionswechsel oder Zeitenwandel in ihrer ewigen Giltigkeit beeinträchtigt wird. Die heilige Schrift ersetzt nicht die Volkswirtschaftslehre, sie ergänzt und vertieft sie vielmehr.

2. Nationalökonomische und biblische Auffassung der Arbeit.

Was ist die Arbeit? Auf diese Frage antwortet ein hervorragender Nationalökonom: „Arbeit im wirtschaftlichen Sinne ist die bewusste menschliche Kraftäusserung, um einen wirtschaftlichen Wert hervorzubringen, also etwas, was einem wirtschaftlichen Bedürfnis der Menschen zu dienen geeignet ist".*) Für diesen Begriff der menschlichen Kraftäusserung, heisst es weiter, erscheint es „irrelevant, ob resp. in welchem Grade der Zweck der Kraftäusserung erreicht wird, ebenso ob die beabsichtigte Wertbildung an sich eine erfreuliche oder unerfreuliche, eine sittliche oder unsittliche ist". Schon diese kurzen Citate, die dem Geist des ganzen Systems entsprechen, beweisen die moralische Ergänzungsbedürftigkeit der Arbeit „im wirtschaftlichen Sinne". Man wird wohl keinem Widerspruch mit der Behauptung begegnen, dass die Nationalökonomen der verschiedensten Richtung in dem Satz übereinstimmen: die Arbeit ist ein Mittel zur Gütererzeugung. Diese Begriffsbestimmung führt, ohne christliche Denkungsart, zu Folgerungen, die zwar sehr logisch, aber auch sehr unmoralisch sein können. Ist nämlich die Arbeit weiter nichts als Produktionsfaktor, d. h. ein Mittel zur Gütererzeugung, dann wird sie wie ein anderes Arbeitsinstrument behandelt: sie wird gekauft und verkauft wie eine Ware, deren Preis sich durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Die Arbeit wird Spekulationsobjekt und die von ihr nicht zu trennende Person des Arbeiters figuriert als lebendes Material im Unterschied von den Maschinen, dem toten und dem Gelde, dem klingenden Material. Das alles ist eine natürliche, praktische Folgerung, welche eine rein kapitalistische Auffassung aus dem Satze zieht: die Arbeit ist Produktionsfaktor. Wie überall, so führt auch hier der ausschliesslich materielle Profit zum moralischen Defizit. Nicht höher steht die sozialdemokratische Weise. Die Selbstsucht und Genusssucht, welche man an der Bourgeoisie mit einem Hochdruck sittlicher Entrüstung bekämpft, tritt bei der

*) J. Conrad, Handwörterbuch der Staatswissenschaften Band I, S. 372 ff.

Sozialdemokratie greller denn sonstwo hervor. Darin zeigt sie sich so recht als das natürliche Kind des widerspruchsvollen modern-heidnischen Zeitgeistes, dass an dem Mark all ihrer Ansichten, auch der über die Arbeit, ein tragikomischer Widerspruch nagt. Während einerseits die Arbeit als die Grösse vergöttert wird, welche ausschliesslich die Werte schafft, gilt doch andererseits die denkbar oder besser undenkbar grösste Beschränkung derselben als höchstes Erdenglück. Der achtstündige Arbeitstag — so berechtigt er in einzelnen Industriezweigen sein mag — gilt sicherlich manchem zielbewussten, für Zukunftsmusik besonders empfänglichen Genossen nur als die erste Sprosse auf der Leiter zum vier- oder gar zweistündigen Arbeitstage. Indem die Bibel thatsächlich die kapitalistischen wie sozialistischen Missbräuche, welche im schrankenlosen Eigennutz wurzeln, bekämpft, bestreitet sie natürlich der Sache nach nicht die nationalökonomische Wahrheit, dass die Arbeit die Voraussetzung zur Gütererzeugung sei. Der Hände Arbeit schafft des Leibes Nahrung (Ps. 128, 2). Die Arbeit gilt in dem Spruch Ephes. 4, 28 als die Bedingung einer wirtschaftlich-sittlichen Existenz. Der Apostel Paulus, der sich als Teppichwirker in rastloser, zum Teil nächtlicher Händearbeit seinen Lebensunterhalt erworben hat, ermahnt die Christen zu Thessalonich eindringlich und wiederholt, seinem Beispiel folgend, durch fleissige Arbeit eine finanzielle selbständige und moralisch unabhängige Stellung zu erringen. (1. Thess. 4, 11; 2. Thess. 3, 8.)

Aber die Arbeit ist nach der Schrift mehr als ein durch den Zwang der Verhältnisse gebotenes Produktions- und Erwerbsmittel. Sie ist Gottesgebot und Schöpfungsordnung. In der ältesten biblischen Urkunde (1. Mose 2, 15) heisst es: „Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn baute und bewahrte.“ Während die mittelalterlichen Kirchenlehrer die angestrengte Arbeit einseitig als Folge des Sündenfalles ansehen, betont die reformatorische Schriftauslegung und die protestantische Sittenlehre, wie Gott in der harten Schale des Fluches doch Gnade und Segen geboten hat. Denn die anstrengende Arbeit wirkt heilsam, erzieherisch. Und die Geschichte und Erfahrung aller Zeiten lehrt, dass, wenn Gott einen Menschen, ein Volk lieb hat, er ihnen die Erfolge nicht mühelos in den Schoss schüttet. Nach dem ergreifend schönen Wort des Psalmisten verdient das Leben, wenn es Mühe und Arbeit gewesen, köstlich genannt zu werden (Ps. 90, 10). Trotz aller Triumphe des Dampfbetriebes und der Elektrotechnik wird, so lange die Erde steht, das Wort nicht aufhören zu gelten: „Im Schweisse deines Angesichts

sollst du dein Brot essen.“ Bellamy freilich glaubt nicht an dieses Gesetz: er verspricht ums Jahr 2000 süsse Arbeitsfrüchte ohne saure Arbeitsleistung; aber sein Zukunftsstaat schwebt auf den Wolken der Phantasie; die Wolken werden zerfliessen und mit ihnen der Traum sozialer Herrlichkeit. „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen“ (2. Thess. 3, 10) — mit dieser epigrammatischen Wendung bezeichnet das Neue Testament die Arbeit als die Bedingung des Lebens. Wie nun das Leben der Christen über die Schranken des Diesseits hinausreicht, so muss die Arbeit, welche sittlichen Impulsen entstammt, noch einem höheren Ziele gelten, als der Befriedigung bloss wirtschaftlicher Bedürfnisse. Ihre Erträge müssen bewusstermassen auch idealen, charitativen Zwecken, im letzten Grunde auch dem Aufbau des Reiches Gottes dienen. Nicht nur ermahnt der Apostel (Ephes. 4, 28) den Christen zur Arbeit um des eigenen Unterhaltes willen, sondern dass er auch „habe, zu geben dem Dürftigen“. Als Erfüllung eines sittlichen Gottesgebotes gelangt die Arbeit des irdischen Berufes auf den Weg, der zur „himmlischen Berufung“ führt. Hiermit ist, entgegen dem mehrfach erwähnten römischen, alt- und neuheidnischen Zwiespalt, eine Einheit des sittlichen und religiösen Lebensideales hergestellt. Die Reformation hat diese Einheit dadurch zum Ausdruck gebracht, dass sie nicht einzelne religiöse, sondern alle redlichen Berufsarten für sittlich gleichwertig anerkannt hat.

Es entspricht vollkommen dem Geiste der Bibel, wenn die reformatorische Sittenlehre jede redliche Arbeit, gleichviel welcher Berufssphäre sie angehört, einen Gottesdienst, weil Erfüllung eines Gottesgebotes, nennt. Aber zu beachten bleibt doch, dass nur ein wirkliches „Gotteskind“ mit seiner Berufsarbeit einen Gottesdienst ausübt. Als verfehlt muss man demnach den oft in wohlmeinender Absicht unternommenen Versuch bezeichnen, einen Arbeiter, der ein missvergnügter Gottesleugner ist, dadurch mit seiner Thätigkeit auszusöhnen, dass man ihm sagt: er thue mit seiner Arbeit ein sittlich-religiöses Werk. Man verwechselt hier die Möglichkeit mit der Wirklichkeit. Wohl wird z. B. ein Bergmann, gleichviel welche Beweggründe seine Thätigkeit bestimmen, dadurch dass er Kohlen fördert, immerhin ein Stück indirekter Kulturarbeit, eine wirtschaftlich nützliche Thätigkeit vollziehen. Aber sittlich wird seine Arbeit erst, wenn er sie als Christ in Erfüllung des göttlichen Gebotes, im Aufblick zu Gott, in Hinsicht nicht bloss seiner eigenen Existenz, sondern auch der liebevollen Erhaltung seiner Familie thut. Nur ein Christ kann die christliche Auffassung von der Arbeit teilen. Ihm ist die Arbeit kein

widerwillig gezahlter Kaufpreis für Genuss und Lebensunterhalt, auch kein Betäubungsmittel*) für innere Lehre, sondern wie ein Stern aus den Wolken hervortritt, grüsst ihn die Wahrheit, welche Thomas Carlyle in wahrempfundener Begeisterung ausspricht: „Gesegnet ist, wer seine Arbeit gefunden hat; er hat seinen Lebenszweck; er möge nach keinem anderen Segen verlangen." Es liegt ein hoher Adel in der wirtschaftlich-sittlichen Arbeit; denn sie ist Lebensäusserung**) einer gottebenbildlichen Persönlichkeit. — Wie der Mensch, so ist auch seine Arbeit ein fernes Abbild von Gottes Wesen und Thätigkeit. Gott ist der Schöpfer; nur der Mensch, sein Ebenbild, kann mit Bewusstsein etwas schaffen; das kann nicht das Tier, keine Maschine, keine Naturkraft. Wie Gott und unser Meister „wirket" (Joh. 5, 17), so sollen auch wir, seine Nachfolger wirken, d. h. gute, sittliche, nützliche Werke schaffen. Also ist die Arbeit kein spielender Dilettantismus, keine Beschäftigung aus Zeitvertreib, sondern eine zweckbewusste, notwendige, das Leben ausfüllende Thätigkeit. Ihre Weihe empfängt diese Arbeit durchs Gebet. Nur der Mensch kann arbeiten, nur er kann beten. Während die weltflüchtige Klostermoral des Mittelalters über dem Beten das Arbeiten vergessen hat und die Gegenwart über dem Arbeiten das Beten verachtet, fordert das Evangelium die Einheit von Beten und Arbeiten, welche innere Einheit Thomas Carlyle in dem feinsinnigen Wortspiel ausdrückt: „orare est laborare".

---

*) Halb als Rettungs- halb als Betäubungsmittel erscheint der Entschluss zu arbeiten bei Vertretern der modernen, unchristlichen, pessimistischen Weltanschauung: Es sei im Vorbeigehen nur an Ibsen's „Nora" erinnert. Da sagt im dritten Aufzuge die „schiffbrüchige" Frau Linde zu dem Winkelkonsulent Krogstadt, der ebenfalls im Meer des Lebens auf einem Wrack steht: „Ich muss arbeiten, wenn ich das Leben ertragen soll. Die Arbeit ist meine beste und innigste Freude gewesen. Nun stehe ich ganz allein in der Welt, so entsetzlich leer und verlassen. Für sich selbst zu arbeiten, schafft ja keine Freude. Krogstadt geben Sie mir jemand, für den ich arbeiten kann."

**) Der Kulturhistoriker H. W. Riehl führt diesen Gedanken in seinem Buche: „Die deutsche Arbeit" näher aus. Die Arbeit als Bedingung und Zweck des Lebens wird auch immer ein charakteristischer Ausdruck für die sittliche und wirtschaftliche Denkungsart sowohl der Volksindividualität als der Einzelpersönlichkeit sein. In der Arbeitsleistung verkörpert sich nicht bloss die physische Kraft, sondern auch die geistige Fähigkeit und sittliche Gesinnung. Insofern kann man Buffon's bekannten Ausspruch, ohne dass die Wahrheit leidet, dahin umändern: „le travail c'est l'homme".

3. Arbeitslosigkeit und Recht auf Arbeit.

Ist die Arbeit nicht bloss eine wirtschaftliche Naturnotwendigkeit, die Voraussetzung aller Wohlfahrt, sondern die sittliche Pflicht jedes Menschen, so folgt, dass Arbeitslosigkeit in jeder Form als ein Übel erscheint, welches man bekämpfen muss. Das darf man natürlich nicht radikal und einseitig auffassen, als wäre die ganze Welt ein Fabriksaal, darin jedem sein bestimmtes Arbeitspensum zuerteilt wird, oder ein Zuchthaus, darin man ausnahmslos bei Strafe des Verhungerns arbeiten muss. Nein, es widerstreitet sicherlich nicht der göttlichen Weltordnung und dem gesellschaftlichen Glücke, wenn es auch einzelne Menschen giebt, welche ein von äusseren Nahrungssorgen und schwerer Arbeitslast befreites Leben führen können. Aber solche Menschen haben nur dann gleichsam ein moralisches Existenzrecht, wenn sie mit dem ihnen beschiedenen Glück andere beglücken und selbst gesegnet, anderen direkt oder indirekt ein Gegenstand des Segens werden. Am Firmament sammeln sich nicht bloss befruchtende Regenwolken, sondern es erstrahlt auch in poetischem Sternenglanz. Im Garten der Menschheit giebt es neben Nutzpflanzen auch Ziersträucher; aber was es nicht geben darf, das sind Schmarotzergewächse, Parasiten. Parasitische Existenzen ruinieren andere, zuletzt verkommen sie selber. Die Arbeitslosigkeit ohne Not führt zu einem geistigen Marasmus. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.“ Es giebt thatsächlich keinen besseren Zeugen, keinen zwingenderen indirekten Beweis für den Segen der Arbeit, als den Fluch des Müssigganges, der Langeweile, von welcher der Dichter sagt, dass sie „alles Menschenelends Krone“ sei.

Erscheint die freiwillige Arbeits- und Berufslosigkeit als ein Laster, so die unverschuldete Arbeitslosigkeit als ein das Leben verbitterndes Unglück. Fast regelmässig kehren im Januar die sog. „Notstandsdebatten“ im Reichstag wieder. Gewiss braucht man nicht daran zu zweifeln, dass die berufsmässige Agitation der Sozialdemokraten die Zustände unter tendenziösem Gesichtswinkel zeigt; die angeführten Zahlen mögen vielfach mit boshafter Geflissentlichkeit vergrössert und einseitig zusammengestellt sein. Gleichwohl ist der Notstand der Arbeitslosigkeit vorhanden, er nimmt in allen Kulturländern diesseits und jenseits des Oceans, in den Handelsstädten und Industrieorten einen erschreckenden Umfang an. In Amerika hat sich die Not mit der Reklame, der Reformeifer mit der Abenteuerlichkeit verbunden. Coxey hat die Arbeitslosen zu einer Armee vereinigt und den Versuch unternommen, die Arbeitslosen, denen sich die Arbeitsscheuen angeschlossen,

an den Sitz der Regierung nach Washington zu führen. Es ist jetzt weniger der Massenschritt „der Arbeiterbataillone", als vielmehr der Arbeitslosenarmeen, unter denen die Kulturwelt erdröhnt. Die Zahl der Obdachslosen, welche durchschnittlich in den Wintertagen das Berliner Asyl aufsuchen, hat sich in dem letzten Jahrfünft mehr als verdreifacht; sie ist von 900 im Jahre 1890 auf 3000 im Jahre 1894 gestiegen. Man hat nun mancherlei Abhilfsmittel in Vorschlag bezw. in Anwendung gebracht. Mehrere Städteverwaltungen veranlassten die Ausführung sog. Notstandsarbeiten, meist Pflaster-, Erd- und Kanalarbeiten; auch Steinklopfen oder Schneeschippen etc. Aber derartige Massnahmen, mehr der augenblicklichen Verlegenheit als einer sozialreformerischen Planmässigkeit entsprungen, können eine gründliche Heilung nicht bieten. Ausserdem belasten die unproduktiven, d. h. unnötigen Arbeiten auf Jahre hinaus den städtischen Haushaltungsetat mit einer Schuldenlast, welche eine Erhöhung der Kommunalsteuern zur Folge hat. Die Reform des Arbeitsnachweises, so dringend sie erscheint, wird auch kaum viel helfen. Die Möglichkeit des Erfolges scheitert einfach an der Thatsache, dass es bei Geschäftsstockungen und Industriekrisen an der Verwendung für brotlose Arbeiter fehlt. Wo aber keine Arbeiter verlangt werden, da hat auch der bestorganisierteste Arbeitsnachweis sein Recht und seine Macht verloren. Agrarpolitiker sehen das Heil in einer Beschränkung der Freizügigkeit und wünschen eine planmässige Zurückleitung des Stromes der Arbeitslosen aus den Städten auf das Land. Aber will man sich denn verhehlen, dass die teils durch Not und Schuld arbeitslos gewordenen Stadtproletarier kaum noch für ländliche Arbeiten zu brauchen sind? Ausserdem würde durch ein künstliches Zurückdrängen auf das Land der Umsturzpropaganda in den Kreisen der ländlichen Tagelöhnerschaft nur neue Nahrung geboten. Der Gedanke, Bodenverbesserungen und Landeskulturen als Hilfsmittel aufzubieten, ist von dem genialen Vertreter der inneren Mission Pastor v. Bodelschwingh in die Praxis übertragen worden. In England hat man dies Beispiel nachgeahmt. Die Arbeiterkolonien dienen der grossen Aufgabe, die Beschäftigungslosen vor der Vagabondage zu retten und notorische Vagabunden wieder zum sittlichen Arbeitsernst zu erziehen. So edel dies Unternehmen ist, so kann es vielleicht als ein verheissungsvoller Anfang, aber noch keineswegs als eine bemerkbare Beseitigung des Übelstandes in Betracht kommen. Die Frage, auf die man immer wieder hingedrängt wird, ist die: Erwächst der christlichen Gesellschaft die Verpflichtung, der durch die Arbeitslosigkeit geschaffenen Notlage mit gesetzlichen, organisatorischen Einrichtungen zu begegnen?

Giebt es ein „Recht auf Arbeit"? Die Ansichten der Politiker und Nationalökonomen gehen in dieser Frage auseinander. Fürst Bismarck hat z. B. 1884 in einer Reichstagssitzung das Recht auf Arbeit unumwunden anerkannt und behauptet, es sei nicht nur in landrechtlichen Bestimmungen, sondern auch, wie er wörtlich sagte, in „unsern ganzen christlichen Verhältnissen begründet, dass der Mann, der keine Arbeit finden kann, berechtigt ist zu sagen: gebt mir Arbeit! und dass der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu geben." Einerseits als das „ursprünglichste aller Menschenrechte" gefeiert, als die Herkuleskeule bewundert, mit der allein der Hydra des Riesenübels das Schlangenhaupt abzuschlagen sei, wird das Recht auf Arbeit von anderer Seite als eine „Prämie auf Faulheit", als eine Theorie verworfen, der mit Notwendigkeit die sozialistische Organisation der Arbeit entsprechen müsse. Mehr oder minder unzutreffende Analogien verschieben den Kernpunkt der Frage. Man sagt, ebensowenig wie man jedem Mädchen, dessen Zweck es doch auch ist, sich zu verheiraten, die Ehe von staatswegen garantieren kann, ebensowenig können öffentliche Behörden jedem Beschäftigungslosen einen gesetzlichen Anspruch auf Arbeit zuerkennen. Man könne auch nicht einem Jeden ein gleiches Bildungsmass zusichern; ganz gewiss nicht ein gleich hohes, aber ein gewisses Bildungsminimum verlangt doch der Staat durch seine Schulgesetzgebung von jedem seiner Angehörigen; ebenso kann man vom Standpunkt des Rechts und der Billigkeit kaum etwas gegen die staatliche Garantie eines durch Arbeit, und nicht durch Almosen, zu erhaltenden Existenzminimums einwenden.

Die heilige Schrift enthält in dieser vielumstrittenen Frage keinen rechtsverbindlichen Gesetzesparagraphen, gleichwohl bietet sie beherzigenswerte Gesichtspunkte. Gewiss hat die bekannte Erzählung von den „Arbeitern im Weinberg" (Matth. 20, 1—15) nicht den Zweck, zur Lösung wirtschaftlicher Probleme beizutragen. Gleichwohl darf man behaupten, ohne einer gesunden Schriftauslegung Gewalt anzuthun, dass auch die nebensächlichen Züge im Bilde jenes „Hausvaters" ein soziales Richtmass abgeben. Eine brüderliche Teilnahme an dem Geschick der Beschäftigungslosen beweist der Hausvater und Arbeitgeber darin, dass er, trotzdem sein Bedarf an Arbeitskräften bereits gedeckt war, dennoch die am Markte müssig stehenden anwirbt. Dazu kommt, dass ihm die Not der Arbeitslosen kein Anlass zu ausbeuterischem Lohndruck wird. Nun auch in unserer Zeit fehlt es nicht gänzlich an solchen Unternehmern — erinnert sei nur an den „Arbeitervater", den Fabrikanten C. Mez —, welche auch bei vorübergehenden Geschäfts-

stockungen ihre Leute weiter zu vollen oder nur wenig reduzierten Löhnen beschäftigen.

Die Frage, um die es sich handelt, ist noch nicht spruchreif. Um so nötiger ist es, auf ihre Bedeutung hinzuweisen; denn sie muss eine Lösung finden. Eine Frage, welche die Not auf die Tagesordnung setzt, verschwindet sobald nicht. Lässt sich nun ein unbedingtes Recht auf Arbeit weder streng juristisch, noch auch direkt biblisch begründen, so kann man doch von der Pflicht zu arbeiten das Recht darauf nicht gänzlich trennen. Hält man, was die Schrift über die sittliche Notwendigkeit der Arbeit und über die Verwendung des irdischen Gutes zu Nutz und Frommen des Nächsten sagt, mit den praktischen Momenten des obenangeführten Gleichnisses zusammen, so ergiebt sich doch sowohl für Privatkapitalisten als Stadtverwaltungen die Aufgabe, in Notstandszeiten den unverschuldet Arbeitslosen zu einer Beschäftigung zu verhelfen, welche wenigstens ein Existenzminimum ermöglicht. In ähnlichem Sinne haben auch die Reformatoren mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, dass Arbeitgeben besser sei als Almosenspenden ein indirektes und bedingtes Recht auf Arbeit gefordert. Und wir müssen, bei voller Erkenntnis der technischen Ausführungsschwierigkeiten, ein gleiches thun. Ehe man das Universalmittel gründlicher und grundsätzlicher Abhilfe kennt, muss man sich mit Palliativmitteln behelfen; ehe man den neuen Anzug hat, wird das vielverschmähte „Flickwerk", wenn es wirklich gut ist, seinen Dienst nicht versagen. —

Mit der Zustimmung zu dem Fundamentalsatze, dass die Arbeit als menschliche Lebensthätigkeit ihren Schwerpunkt nicht in dem Objekt, sondern in dem Subjekt der Thätigkeit hat, finden eine Reihe von Streitfragen eine prinzipielle und glückliche Lösung.

4. Produktive und unproduktive Arbeit.

Der gewöhnliche Sprachgebrauch unterscheidet zwischen Hand- und Kopfarbeit zwischen produktiver und unproduktiver Thätigkeit. Auf diese Unterscheidung gründet sich in vielen Fällen die Verschiedenartigkeit der sozialen Lebensstellung, eine Verschiedenheit, die nicht selten den Charakter feindlicher Gegensätze gewinnt. Bei dem Mangel an einem einheitlichen sittlich-sozialen Wertmesser schwankt die unchristliche Weltauffassung in der Würdigung der materiellen Arbeit zwischen Extremen. Es giebt eine Unterschätzung derselben; sie bildet mit die Ursache zu dem unverhältnismässigen Andrang zu den geistigen Berufsarten, als ob mit diesen allein eine angesehene und angenehme

Lebensstellung verbunden sei. Die Söhne werkthätiger Eltern strömen oft ohne innere Neigung und Fähigkeit zum gelehrten Studium. Das ehrliche Streben, emporzukommen, zeigt sich uns hier im Bilde eines fieberhaften Emporschnellens. Was ist die Folge? Die sprichwörtlich gewordene „Überfüllung" wächst und damit das geistige Proletariat. Es giebt aber auch eine bornierte Überschätzung der materiellen Arbeit, als sei sie allein produktiv und kulturerhaltend und darum ihre Vertreter, die „Arbeiter" im engeren Sinne, gesellschaftlich und politisch alleinberechtigt. Die ganze eben erwähnte landläufige Einteilung der Arbeit und die daraus gezogene soziale Folgerung ist nicht stichhaltig; sie berührt nicht das Wesen, nicht den sittlichen Nerv der Arbeit. Denn sieht man von der strengsten Auffassung ab, dass nur Gott der „Schöpfer" und durch ihn der Erdboden etwas neues hervorbringt, so verdient jede Arbeit, welche ein „Wirken" ist, produktiv genannt zu werden; sei's nun, dass sie unmittelbar Dinge schafft oder jene Kenntnisse und Gesinnungen mitteilt, welche zur Produktion befähigen.*) Die Arbeit eines Predigers, eines Lehrers, eines Fabrikdirigenten ist nicht minder „produktiv" als die eines Handwerkers, eines Bergmanns, eines Fabrikarbeiters. Am ehesten kann man noch behaupten, dass in der Weltgeschichte wie im Alltagsleben die Ideen, der Geist das vorwiegend oder eigentlich schöpferische Moment bilden. Die grossen Epochen werden nicht durch wirtschaftliche Bedürfnisse, durch die Thätigkeit der Massen für den Lebensbedarf gemacht, sondern sie verdanken ihr Entstehen dem Wirken grosser Männer, den Repräsentanten einer Idee, in welcher die christliche Weltauffassung mit Recht die schöpferisch wirkende Offenbarung Gottes des „Schöpfers" erblickt. Im gewöhnlichen Leben ist „Geselle, wer etwas kann", aber „Meister, wer etwas

*) Der englische Soziologe John Stuart Mill erklärt im ersten Buche seines Hauptwerkes „Grundsätze der politischen Ökonomie" (deutsch von Soetbur) den Streit über produktive und unproduktive Arbeit in vielen Fällen für eine blosse Sprachdifferenz. Meint man unter produktiver Arbeit eine solche, welche wirklich Stoffe schafft, so ist eigentlich keine Arbeit produktiv; die gesamte Arbeit aller menschlichen Wesen in der Welt ist nicht imstande den allergeringsten Teil eines Stoffes hervorzubringen", z. B. Weben von Tuch heisst nur schon vorhandene Wollteilchen in eine neue Verbindung zu einander bringen; Korn bauen, ist soviel als die Saatkörner in eine Lage bringen, in der sie Stoffteilchen aus Luft und Erde anziehen und sich so zu einer neuen Kombination „Pflanze" entwickeln.

„Die Arbeit schafft keine Gegenstände, sondern nur Nützlichkeiten"; und von diesem Standorte aus erklärt Mill eine jede sittliche, nützliche Arbeit für produktiv; die Frage könne nur die sein, ob unmittelbar oder mittelbar produktiv.

ersann". Die Pyramide des Cheops haben nicht die 100 000 Sklaven, sondern der Baumeister, der den Plan geliefert, und der Herrscher, dessen Wille die Menge 20 Jahre zusammengehalten, erbaut. Mit dem höheren Grade des Kunstgemässen und Planvollen wächst der Anteil der Intelligenz an der Produktion. Nicht der Maurer, sondern der Architekt baut die Kathedrale; nicht die Gemeinen, sondern der Feldherr gewinnt den Sieg. Diese Einseitigkeit des Ausdrucks wird man verstehen, wenn man das extreme Gegenteil, die bombastische Rederei von dem alleinkulturmachenden „Handarbeiter", im Auge hat. Strenggenommen sind, wie produktive und unproduktive, so auch Hand- und Kopfarbeit keine sich ausschliessenden Gegensätze. Selbst die gröbste Muskelarbeit erfordert einen, wenn auch wohl nur geringen Aufwand von Geistesthätigkeit. Denn „wo rohe Kräfte sinnlos walten. da kann sich kein Gebild gestalten." Umgekehrt gebrauchte auch ein Rafael der Hände Arbeit, um das Bild, welches vor seinem inneren Auge stand, auf die Leinwand zu bringen.

5. Der sittliche Gradmesser der Arbeit.

Was über den sittlichen Wert der Arbeit entscheidet und damit zugleich auch sittlich die Lebensstellung begründet, ist nicht der Stoff, auch nicht der Verdienst der Arbeit, sondern die Gesinnung, mit welcher sie vollzogen wird. Und die Gesinnung, auf welche es ankommt, ist die Treue; gleichviel, ob die Arbeitssphäre weit oder eng begrenzt ist. Gerade auf dem harten Boden der kleinen Verhältnisse, welche den Berufsidealismus so sehr erschweren, erwächst der Lorbeer des sittlichen Ruhmes. Jesus lobt den treuen Knecht und erschliesst ihm den himmlischen Freudensaal, obwohl er auf Erden nur über weniges gesetzt war. (Matth. 25, 21.) Luther und nach ihm die protestantische Ethik betonen in der pointiertesten Weise diesen Schriftgedanken von der für das Subjekt der Arbeit ausschlaggebenden Bedeutung der Treue. Diese Auffassung verschärft, wenn sie verachtet wird, den Klassengegensatz, während ihre konsequente Beachtung die einzige Möglichkeit gewährt, dass die Einzelnen in ihrem Berufe wieder mehr innere Befriedigung und die ganzen Stände wieder mehr gegenseitige Achtung und Annäherung gewinnen.

6. Die Arbeitsbedingungen.

Aus der Thatsache, dass die Arbeit den sittlichen Lebenszweck des Menschen bildet, folgt weiterhin, dass der Arbeitsprozess ein solcher sein muss, welcher nicht die leibliche Entwicklung hindert und die Be-

friedigung religiöser Bedürfnisse so gut wie unmöglich macht. Überlange Arbeitszeit, unzulängliche Sonntagsruhe, ungesunde Arbeitsräume, erdrückende Arbeitslast sind Dinge, welche im Menschen die Gottesebenbildlichkeit verzerren; jedenfalls verkehren sie die Wohlthat in eine Plage, den Segen der Arbeit in einen Fluch. Vieles ist ja in sanitärer Hinsicht besser geworden; namentlich seit Einführung des gesetzlichen Arbeiterschutzes und dank der privaten Fürsorge wohlwollender Arbeitgeber. Aber auf ein Gebiet möchte ich die Aufmerksamkeit hinlenken, da lagern noch tiefe Schatten; ich meine die Hausindustrie. Und diese Schatten werden auch nicht so leicht und schnell durch gesetzliche Anordnungen beseitigt werden, da sich die Hausindustrie mehr als die Fabrikindustrie *) der öffentlichen Kontrolle entzieht. Wenn im verflossenen Jahre auf der internationalen Weltausstellung in Chicago, wie die Blätter einstimmig berichteten, gerade die Erzeugnisse der sächsischen Posamenten- und namentlich der thüringischen Spielwaren-Industrie mit ihrem feenhaften Glanz das Auge fesselten, so dachte wohl kaum ein Besucher im Ausstellungs-Pavillon an das kontrastierte Bild, wie es sich im heimatlichen Gebirgsort, in der häuslichen Arbeitsstätte aufrollt. Die kleinsten Kinder, welche kaum laufen können, werden schon mit Nebenarbeiten beschäftigt; in hervorragendem Masse die älteren Kinder in der schulfreien Zeit. Meist ist die ganze Familie um den Posamentierstuhl, um den Arbeitstisch, jedenfalls in einem Zimmer versammelt, welches auch noch Schlafstube, Küche und zuweilen das Waschhaus abgeben muss. Kein Sonntag und kein Sonnenschein; die Erholung bildet Branntwein und zuweilen Tanzvergnügen. Die herrliche Gottesnatur ringsum schaut wie zum Hohn in den häuslichen Jammer hinein. Die zarte Lebensblüte der Kinder wird früh geknickt; der Familiensinn ertötet. Lernen die kleinen Kinder wenig erfahren von warmer Elternfürsorge, so wird, wenn sie heranwachsen, das Verhältnis zwischen Eltern und Kinder nur ein reines Geld- und Geschäftsverhältnis. Dass es auch eine Anzahl besser gestellter Existenzen giebt, bedarf keiner besonderen Erwähnung; aber solche Fälle bilden nur erst die Ausnahme und ändern nicht wesentlich das Gesamtbild.

*) Der schlesische Gewerbetag hat Ausgang Juli vorigen Jahres eine Resolution angenommen, aus welcher folgender Satz hier seine Erwähnung finden mag: „Die Massenfabrikation industrieller Produkte durch die Hausindustrie birgt für viele besonders umfangreiche Zweige derselben in unserer Zeit eine grosse Gefahr für die Beständigkeit des Wohlergehens der in derselben beschäftigten Bevölkerung, während fabrikmässig betriebene Industrien dieser Gefahr in wesentlich geringerem Grade unterliegen. Es ist daher die Überführung der in diesen Hausindustrien beschäftigten Arbeiter zur Fabrikthätigkeit möglichst zu fördern."

Auch in der Landwirtschaft, namentlich da, wo sie sich immer mehr zur Industrie entwickelt, — erinnert sei nur an die Rübengegenden der Provinz Sachsen und in Braunschweig — werden Frauen, Mädchen und Kinder mitunter in einer Weise beschäftigt, welche bei den verheirateten und unverheirateten Frauen zur Verkümmerung der weiblichen Natur und häuslichen Pflichten, bei den Schulkindern und der heranwachsenden Jugend zu einer Verrohung sondergleichen führt. Es erscheint um so angezeigter, den Finger gerade auf diese Wunde zu legen, weil in den erwähnten Fällen aus naheliegenden Gründen das meiste zur Besserung von der Teilnahme einer christlichen öffentlichen Meinung und der von ihr ausgehenden moralischen Einwirkung auf die Gewissen der ländlichen Arbeitgeber zu erwarten ist.

7. Arbeitslohn und Lebenshaltung.

Der Arbeitslohn ist das unter bestimmten Bedingungen verabredete Entgelt für eine bestimmte Arbeitsleistung. Eine Lohnform zu finden, welche im beiderseitigen Wirtschaftsinteresse sowohl vom Unternehmer als Arbeiter liegt, scheint für manche Arbeitsverhältnisse ein Problem nicht minder schwierig als die Quadratur des Zirkels.*) Den Streit über die beste Löhnungsmethode kann man auf Grund der Bibel nicht zu Gunsten einer bestimmten Form schlichten. Die Grundsätze und Forderungen der heiligen Schrift lassen sich überhaupt nicht in präzisierten Formen einfangen. Aber das Evangelium bietet auch hier wieder, was mehr ist als die dem Missbrauch stets ausgesetzte Form, den rechten gerechten Inhalt, ohne den keine Lohnform befriedigen kann. So heisst es (Matth. 10, 10; Luk. 10, 7) „ein Arbeiter ist seines Lohnes, ist seiner Speise wert". Im modernen sozialistischen Sprachgebrauch erscheint was Jesus „Speise" nennt, als standard of life, als Lebenshaltung, Existenz. Eine auskömmliche, den jeweiligen Zeitverhältnissen und Standesansprüchen entsprechende Lebenshaltung haben wir nach dem Geist der Schrift als Massstab für gerechten Lohn anzusehen. Also nicht bloss die geschäftliche Konjunktur — obwohl

*) Der mehrfach erwähnte Stuart Mill hält alle bisherigen Mittel und Vorschläge zur Abhilfe des niedrigen Lohnes: Festsetzen von Minimallohn, Einwirkung auf die Gesinnung des Unternehmertums, Appell an Recht und Billigkeit u. s. w. nicht ausreichend und überhaupt erfolglos. Er will 1. Beschränkung des ungesunden Wachstums der Bevölkerung durch eine kluge Enthaltsamkeit, welche in der Volksmoral ihren Rückhalt findet. 2. Äussere Kolonisation. 3. Innere Kolonisation, Sesshaftmachen der landwirtschaftlichen Tagelöhner, Vermehrung der Zahl der kleinen Landeigentümer.

auch sie mitspricht und den Zeitverhältnissen ja eine bestimmte wirtschaftliche Physiognomie verleiht — nicht bloss Angebot und Nachfrage, sondern auch die Rücksicht auf individuelle Verhältnisse des Arbeiters und seiner Familie sollen bei Bemessung des Lohnes mit in's Gewicht fallen. Daraus würde, um das Gesagte an einem Beispiel zu veranschaulichen, folgen, auch wenn es der juristische Gesetzesbuchstabe nicht fordert, dass bei annähernd gleicher Arbeitsleistung der ältere Familienvater mehr erhält als der jugendliche Arbeiter; bezw. dass bei dem lezteren ein Teil seines Lohnes dem sofortigen Verbrauch entzogen und später als Ersparnis zurückgezahlt wird.*) Die unverkennbaren Schwierigkeiten des praktischen Verfahrens dürfen nicht die moralische Berechtigung ja Verpflichtung zu denselben verkennen lassen. — Die Ansichten nun darüber, was denn unter einer auskömmlichen Lebenshaltung im gegebenen Falle zu verstehen sei, werden zwischen Lohnzahler und Lohnempfänger nur selten übereinstimmen. Die Grenze ist thatsächlich eine fliessende und veränderliche. Wir Modernen denken uns unter „Kleider und Nahrung" natürlich viel mehr als der Apostel, wenn er sagt (1. Tim. 6, 8): „Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen". Es heisst aber gewiss der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man fordert, dass die tägliche Arbeit das „tägliche Brot" einbringt; wobei man gut thut an Luthers Auslegung der 4. Bitte des Vaterunsers zu denken; ist auch „Acker und Vieh", „eigen Haus und Hof" nicht direkt, wenigstens nicht für den städtischen Industriearbeiter notwendig, so doch „Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Weib und Kind, gesunde Wohnung, freier Sonntag!"

Man hat geglaubt die Bibelstelle 1. Cor. 9, 7: „Welcher pflanzt einen Weinberg und isset nicht von seiner Frucht oder welcher weidet eine Herde und isset nicht von ihrer Milch?" zu Gunsten dessen, was man Gewinnbeteiligung im technischen Sinne nennt, geltend machen zu dürfen.**) Aber hierzu liegt kein zwingender Grund vor. Wohl aber entspricht eine indirekte Gewinnbeteiligung sowohl der

*) Die Gewerbenovelle von 1891 enthält eine, in dieser Richtung liegende Bestimmung. Es kann nämlich nach § 119a durch Ortsstatut den Arbeitgebern das Recht zugestanden werden, den Lohn jugendlicher Arbeiter nicht an diese direkt, sondern an deren Eltern oder Vormünder auszuzahlen. Vom sozialpolitischen Gesichtspunkte aus wäre zu wünschen, dass dies unter besonderen Umständen zugestandene Recht der Arbeitgeber in eine unter allen Umständen zu erfüllende Pflicht umgewandelt würde.

**) Die Stelle spricht eher für die beim landwirtschaftlichen Betrieb naturgemässere Form der sog. Naturallöhnung.

christlichen wie natürlichen Gerechtigkeit. Die Güterannehmlichkeiten des Lebens sind durch die Thätigkeit der „Arbeiter" im engeren Sinne nicht ausschliesslich geschaffen, aber doch mitbedingt. Das würde ein internationaler Strike, vielleicht nur in der Kohlenbranche oder in der Landwirtschaft, einem jeden sofort fühlbar zum Bewusstsein bringen. Diese selbstmörderische Kraftprobe wird natürlich so leicht nicht gemacht werden, weil die, welche durch den Ausstand das Schwert gegen Industrie und Gesellschaft zückten, es sich selber zuerst in die eigene Brust stossen würden. Der Umstand, dass Hand- und Industriearbeiter an der Kulturerhaltung verhältnismässig mitbeteiligt sind, sichert ihnen gerechterweise auch einen verhältnismässigen Mitgenuss an den Gütererzeugnissen und Bildungsschätzen. Selbstverständlich können nicht alle Menschen im Coupé erster Klasse fahren oder auf steilen Wissenshöhen einherwandeln.*) Heinrich v. Treitschke hat recht, wenn er vor zwanzig Jahren in einem Essay („Zehn Jahre deutscher Kämpfe" S. 473), welches viel Aufsehen erregte, behauptete: „Die Millionen müssen ackern, schmieden und hobeln, damit einige Tausend forschen, malen und regieren können." Aber darin hatte er unrecht und fand auch begründeten Widerspruch, wenn er des Aristoteles Ausspruch erneuerte, dass die Menge nach Sklavenart tierisch arbeite und tierisch geniesse, und dies nach einem unabänderlichen Naturgesetz. Das ist ebenso irrig, als wenn Lassalle zu agitatorischen Zwecken nicht müde wurde zu erklären: Der Arbeiterlohn tanze stets auf dem äussersten Rande einer kümmerlichen Lebensfristung herum. Thatsächlich sind die Löhne vieler Industrie-, Berg- und Hüttenarbeiter manchmal höher als der Verdienst des Handwerkers oder das Einkommen von vielen Beamten und von wissenschaftlichen Hilfslehrern an Gymnasien. Die objektive Steigerung der Arbeitslöhne in den verschiedensten Industriebranchen kann man aber nicht als Beweis gegen eine thatsächlich zunehmende Proletarisierung anführen. Wohl sagt die Schrift: „Arm und reich müssen untereinander sein" (Spr. 22, 2), aber sie sagt nicht: Mammonismus und Pauperismus müssen sein. Die natürlichen Unterschiede

*) Wenn der amerikanische Sozialreformer Henry George, an geistreichen Einfällen ebenso reich wie an schiefen Urteilen, entrüstet in seiner Schrift: „Zur Erlösung aus sozialer Not" fragt: „Warum sollen die Massen für immer Zwischendeck reisen, während andere die Kajüte angenehmer finden?" so muss man kaltblütig antworten: Ja, sie mögen Zwischendeck reisen. Sie können nicht alle in die erste Kajüte kommen; das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Aber das ist möglich und notwendig, das Zwischendeck so einzurichten, dass in demselben zu reisen nicht als Chikane des bösen Schicksals, sondern als ein erträgliches Los empfunden wird.

dürfen nicht unnatürlich werden. Die wirtschaftliche Lage der Menschen wie ihr geistiges Vermögen bleibt stets ungleich wie auch die äussere Körpergestalt und Physiognomie; aber widernatürlich und darum unheilvoll wäre es, wenn das Menschengeschlecht in Giganten und Pygmäen auseinanderginge. Thatsächlich stehen schon einzelnen Riesenreichtümern ungezählte wirtschaftliche Zwergexistenzen gegenüber. — Wogegen wir uns in diesem Zusammenhang wenden, ist jene verbreitete Annahme, als könnten und dürften die industriellen und geistigen Errungenschaften ausschliesslich nur einer bevorzugten Minderzahl zu gute kommen, während der grosse Haufen zu Bildungsmangel und Notstand gleichsam prädestiniert und jeder Besserungsversuch als eine Utopie zu bezeichnen sei. Wir meinen, die Not, welche dem Fortschritt folgt, hat doch nicht die Aufgabe, mit der steigenden Kultur zu wachsen, sondern von derselben je länger je mehr überwunden oder doch wesentlich beschränkt zu werden. Es giebt aber ein kapitalistisches eingebildetes Heroentum, das schaut auf die niederen Schichten herab wie die Olympier auf die Staubgeborenen und hält sie für die soziale „massa perdita". Wie man nun den hohlen Geld- und Bildungsstolz, welcher den kulturellen Gesamtfortschritt hemmt, bekämpfen muss, ebenso nachdrucksvoll aber auch den sozialdemokratischen Grössenwahn. Wie den Arbeitgebern die Warnung des Herrn vor dem Mammon und dem Schätzesammeln gilt, so dem Arbeiterstande das Apostelwort von der Begnügsamkeit. Das widerstreitet natürlich nicht dem Anrecht auf auskömmliche Existenz; ja verständiger Luxus ist erlaubt; wohl aber widerstreitet es einer masslosen Begehrlichkeit. Der gebildete und ungebildete Pöbel behauptet, Zufriedenheit sei ein Laster, die Unzufriedenheit der ideale Hebel alles Fortschrittes. Gewiss hindert stolze Selbstgerechtigkeit das sittliche Vorwärtsstreben; aber hiergegen wendet sich gar nicht die Polemik der Sozialdemokratie, welche an pharisäischem Hochmut ihresgleichen sucht; sondern anstatt das demütige Gefühl der moralischen Unvollkommenheit zu fordern, welches in der That den höchsten Antrieb bildet, schleudert sie ihren Bannstrahl gegen die wirtschaftliche Tugend der Zufriedenheit und feiert Hass und Missgunst als den Weg zum sozialen Glück. Wer denkt da nicht an des Dichters Wort:

„Ein's ist schlimmer noch als sünd'gen,
Sünd' als Tugend zu verkünd'gen."

Die wirtschaftliche Unzufriedenheit und begehrliche Unersättlichkeit ist immer und überall eine Untugend und kann darum niemals dem wahren Glücke dienen. Die sozialdemokratische Geschichtsbetrachtung ist eine jesuitische Ideenvergiftung und das geflügelte Wort von der

verdammten Bedürfnislosigkeit und dem Fluch der Zufriedenheit eine moralische Begriffsverwirrung, welche nicht anders als verwüstend wirken kann.

Aus dem biblisch-sittlichen Grundsatz der Gottebenbildlichkeit der menschlichen Persönlichkeit erwächst für die beim Arbeitsverhältnis Beteiligten die Verpflichtung, gegenseitig eine moralische Ebenbürtigkeit anzuerkennen. Diese sittliche Gleichberechtigung giebt der konstitutionellen Idee, welche nicht nur das politische, sondern auch das gewerbliche Leben bewegt, einen wahren Inhalt und verhütet terroristische Missbräuche. Der nackte Konstitutionalismus hat einen Kriegszustand geschaffen, er hat alle Verhältnisse auf die Machtfrage gestellt, er hat die wirtschaftlichen Rechte, aber nicht gegenseitigen Pflichten festgestellt. Die sittliche Gleichberechtigung heilt die Wunden, welche falsche formale Gleichheit schlägt. Die sittliche Gleichberechtigung wirkt nicht wie der mythische Normalschädel der Inkas, sie erzeugt keine Herden- und Nomadengleichheit. Nein, weil sie nicht mechanisch, sondern organisch sich geltend macht, so betont sie neben der Stärkung des Gefühles brüderlicher und persönlicher Zusammengehörigkeit die notwendige Gliederung der Gesellschaft; diese organische Gliederung der Gesellschaft schliesst natürlich eine autoritative Überordnung und eine pietätvolle Unterordnung nicht aus, sondern ein.

8. Fabrikordnungen und Wohlfahrtseinrichtungen.

Hatte in früheren Zeiten das Kleingewerbe auch seine tiefen Schatten, waren in der Industrie die Arbeitsbedingungen oft sehr hart, der Lohn gering und der Genüsse wenige, — worunter doch die Arbeitsehre und Berufsfreudigkeit keine Einbusse erlitt — so unterliegt es hinwiederum keinem Zweifel, dass die Natur des neuzeitlichen maschinellen Grossbetriebes doch mit ungleich grösseren Schädigungen für Leib und Seele*) des Arbeiters verknüpft ist. Wer sich die Mühe

*) Die ethischen Gefahren, welche als Begleiterscheinung der modernen Industrieverhältnisse anzusehen sind, schildert in sachlicher unparteiischer Weise ein „Gutachten des linksrheinischen Vereins für Gemeinwohl". Wir heben aus dieser Kundgebung, welche bei Post „Musterstätten persönlicher Fürsorge etc." S. 54 in ausführlichem Wortlaut angeführt wird, folgende beachtenswerte Sätze hervor: „Wenn die durch Einführung der Maschinen vollständig veränderte Produktionsweise auf der einen Seite den unteren Ständen unzweifelhaft insofern zu gute gekommen, als dieselben sich manche Genüsse und Bequemlichkeiten verschaffen können, die früher nur den Mehrbegüterten zu Gebote standen, so darf auf der andern Seite nicht geleugnet werden, dass die Fabrikarbeit manche

genommen hat, in verschiedenen Industriezweigen den Arbeitsprozess zu beobachten, wird das nicht bestreiten. Verbraucht die Gegenwart den Menschen in jeder, auch in der rein geistigen Berufsart schneller, so gilt das nicht minder von den Industrie- und Bergarbeitern. Bei den häufigen Unfällen lässt sich zwar meist immer ein Versehen als Ursache nachweisen; aber gar oft ist das Schuldmoment ein so geringes, dass man im Ernste kaum noch davon reden kann. Gross ist die Zahl der gesundheitstörenden Einwirkungen: unreine, von Staub, Gasen und Säuren erfüllte Luft; die Arbeit mit explosiblen feuergefährlichen Stoffen, mit Giften und ätzenden Säuren. Eine unerträgliche Hitze (in Glashütten, Schmelzöfen, Schweiss- und Glühöfen, Puddelwerken), die bei geschlossenem Ofen nicht selten noch 30° R. in einem Abstand von 3—4 Metern beträgt, wirkt auf Magen und Augen verderblich. Als ich gelegentlich in einer Glashütte frug, welche Blätter die Arbeiter lesen, erhielt ich die Antwort: „So gut wie keine, die Augen gestatten es nicht." Leute mit 55 Jahren waren thatsächlich kaum noch in der Lage, zu lesen. Dröhnendes Getöse in der Metallindustrie, die häufige Nachtarbeit in kontinuierlichen Betrieben und im öffentlichen Verkehrswesen; der unvermeidliche jähe Temperaturwechsel z. B. im Ringofenbetrieb, zwischen Gluthauch und Nachtfrost — das alles steigert indirekt die Sterblichkeit. Der badische Oberregierungsrat Wörishoffer*), welcher die soziale Lage der Arbeiter im grossen Mannheimer Industriebezirk einer genauen und sachkundigen Prüfung unterzogen hat, kommt zu dem Ergebnis, dass von den 9551 Arbeitern der dortigen 47 Fabriken nur 11 % das 50. Lebensjahr erreichen und nur 1 ¼ % das 60. überschreiten. Er fand unter 8375 männlichen Arbeitern nur 12 Personen über 70 Jahren.

---

sittlichen Gefahren in sich birgt, welche in der guten alten Zeit, wo Meister, Geselle und Lehrling in engem Verkehr miteinander standen, nicht bekannt waren. Sowohl der grössere Zusammenfluss von Arbeitern verschiedenen Alters und Geschlechts, als auch die Thatsache, dass in Fabriken meistens die Aufsicht den Fabrik- bezw. Werkmeistern übertragen ist, deren Anstellung vielfach nur auf Grund technischer Fähigkeit geschieht, sowie die nur selten mögliche Gegenwart des Arbeitgebers, welche an und für sich einer sittlichen Aufsicht gleich zu rechnen wäre, und endlich das Fehlen jedes familienartigen Bandes bei der Arbeiterschaft einer Fabrik — haben allmählich die Gefahr eines sittlichen Niedergangs der Fabrikbevölkerung in industriellen Gegenden herbeigeführt, die allen Ernstgesinnten den Gedanken nahe legen muss, wie derselben entgegenzuwirken ist."

*) Wörishoffer: „Die soziale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim und dessen nächster Umgebung."

Geradezu tragisch muss man es nennen, dass die Arbeitsteilung, welche die Arbeitsleistung ins Berauschende gesteigert hat, in ihren letzten Konsequenzen die Arbeit als sittliche Lebensthätigkeit zerstört. Die anregungslose Eintönigkeit, das ewig Unfertige der Teilarbeit, gewährt keine Befriedigung bei der Arbeit, und die Erholung nach der Arbeit ist in der Regel ebenso geistlos als die Arbeit selbst. Freilich darf man nicht vergessen, dass es in jedem Berufe eine Menge von Aufgaben und Obliegenheiten giebt, welche nicht immer gerade interessant und anregend genannt zu werden verdienen. Und gerade eine Persönlichkeit von Geist und Initiative wird die Erledigung unentbehrlicher Formalien oft als eine Plage empfinden. Wenn sich nun der Durchschnitt ungelernter Arbeiter persönlich nicht immer der abstumpfenden Monotonie mechanischer Funktionen bewusst wird, so macht sich doch thatsächlich eine abwechslungslose immerwährende Teilarbeit auf die Gemütsverfassung und die religiöse und politische Denkweise bemerkbar. Paul Göhre hat die auch von andern bestätigte Erfahrung gemacht, dass die Bohrer in ihren Ansichten auch am verbohrtesten sind. Humane, vom Geiste christlicher Bruderliebe und Menschenachtung mitbestimmte Arbeitsordnungen können die erwähnten Übelstände nicht unerheblich verringern. Mit der Rücksicht auf die Technik lässt sich die auf Moral recht gut vereinigen. So beginnt beispielsweise die Fabrikordnung der mechanischen Weberei von Brandts in M.-Gladbach mit dem Titel: „Sittliche Bestimmungen", deren § 1 folgende geradezu klassisch zu nennende Vorschrift enthält: „Alle Vorgesetzten in der Fabrik, Meister und Angestellte, sind gehalten, ihren Untergebenen in der Erfüllung ihrer sittlichen und religiösen Pflichten mit einem guten Beispiel voranzugehen und fördernd auf den sittlichen Geist in der Fabrik einzuwirken . . . Die jüngeren Arbeiter sollen ihren älteren Mitarbeitern gegenüber bescheiden und zuvorkommend sein; von den älteren Arbeitern wird erwartet, dass sie den jüngeren kein Ärgernis geben."

Ausser guten Fabrikordnungen werden Veranstaltungen zur Hebung des persönlichen Familienwohles die Folgen des Betriebes mittelbar abschwächen. Diese Aufgabe erfüllen die sog. Wohlfahrtseinrichtungen. Ihre Einzelzwecke sind verschieden: Hygienische Vorkehrungen dienen der leiblichen Gesundheit, gesunde Wohnungen mit Gartenanteil bringen Licht und Freude ins Familienleben, Menagen geben den unverheirateten auswärtigen Arbeitern gesunde Mittags- und Abendkost; Konsumanstalten ermöglichen preiswerten Einkauf von Kleidern und Nahrungsmitteln; Spargelegenheit und günstige Anlage des Er-

sparten weckt wirtschaftlichen Tugendsinn; Hilfskassen gewähren Unterstützung in Krankheits- und Sterbefällen. Die kleinsten Kinder der Fabrikarbeiter werden tagsüber in Kleinkinderschulen bewahrt; die heranwachsenden Töchter empfangen in Handarbeits- und Haushaltungsschulen die häusliche Ausbildung. Vortragsabende, Musikaufführungen, Bibliotheken, gemeinsame Festfeiern fördern geistige Bildung und edle Geselligkeit. Was in all diesen Stücken einzelne Grossindustrielle des In- und Auslandes geleistet haben, hat Geheimrat Post in seinem umfassenden Werke: „Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen", Bd. 2, dargestellt. Über die Wohlfahrtseinrichtungen der Krupp'schen Gussstahlfabrik existiert eine besondere Litteratur.*) Ich selbst hatte das Glück, die grössten Anlagen dieser Art in Holland, in dem nordenglischen, niederrheinischen und westfälischen Industriebezirk zu sehen. Im allgemeinen muss man rückhaltlos zugestehen, dass diese Einrichtungen objektiv die Lage des Arbeiters bessern. Wüsste man es nicht, so würde es der leidenschaftliche Hass der sozialdemokratischen Agitatoren lehren, welche bekanntlich um so heftiger eine Massnahme angreifen, je mehr sie geeignet sein kann, den Arbeiter mit seiner Lage zu befreunden. Und dazu können die Wohlfahrtseinrichtungen dienen. Fast überall gewahrte ich, dass besonders Wohnungsvergünstigungen von den Arbeitern gewürdigt wurden. Indes eine ganz andere Frage ist es, ob die mannigfachen Wohlfahrtseinrichtungen das Mass subjektiver Zufriedenheit vergrössern. Dass dies unbedingt der Fall sei, kann man nicht behaupten. Der Grund liegt einmal in der erwähnten sozialdemokratischen Verdächtigung, welche nach dem Sprüchwort „semper aliquid haeret" ihre Wirkung niemals gänzlich verfehlt; sodann aber auch darin, dass die

*) „Wohlfahrtseinrichtungen der Gussstahlfabrik von Fried. Krupp zu Essen a. d. Ruhr. II. Ausgabe. Essen 1891." Dieses 300 Seiten umfassende Buch gruppiert seinen Inhalt um folgende Titel:

I. Fürsorge für Wohnung und Ernährung;
II. Gesundheitspflege (1. Allgemeine sanitäre Einrichtung, 2. Krankenhaus, 3. Epidemien-Lazarette, 4. Badeeinrichtungen);
III. Krankenkasse, Pensionskassen, Unterstützungseinrichtungen;
IV. Unterricht, Fortbildung, Erholung (1. Volksschulen, 2. Fortbildungsschulen, 3. Industrieschulen, 4. Haushaltungsschule, 5. Lehrlingswesen, 6. Stipendienstiftung, 7. Beamten-Kasino;
V. Sonstige Wohlfahrtseinrichtungen.

Den Darstellungen ist in übersichtlichen Tabellen reiches Zahlenmaterial beigefügt. — Vom Finanzrat Gussmann existiert noch eine Broschüre, welche nebst zahlreichen Abbildungen eine besondere Darstellung von der Arbeiterwohnungsbauthätigkeit der Fabrik enthält.

Arbeiter ihre eigene Vorstellung von den Beweggründen zur Wohlfahrtseinrichtung haben. Als ich in Saltaire bei Manchester mit einem Arbeiter über die Schöpfungen des Fabrikbegründers Salt sprach, der aus eigenen Mitteln seinen Geschäftsangehörigen u. a. ein Museum, zwei Kirchen und eine Sonntagsschule erbaut hat, da meinte der Mann: „Ja, das war sein Sport"; ich erwiderte natürlich, das sei ein glücklicher Sport, und man könne anderen Industriellen etwas davon wünschen. — Aber nicht immer sind die Auffassungen der Arbeiter so harmlos. Sie sehen meist in den Wohlfahrtsbestrebungen weniger Sport als eine andere Form der Rente. Unter moralischem Gesichtswinkel betrachtet kann das Urteil nur ein hypothetisches sein. Wenn jene Einrichtungen ihr Entstehen einer christlich-sittlichen Verpflichtung verdanken, so werden sie zuletzt ganz sicherlich sozialversöhnend wirken, Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit mehren; sind aber die Schöpfungen bloss eine — vielleicht noch widerwillige — Anbequemung an die Mode, eine indirekte Kapitalanlage und Geschäftsverbesserung, kurz überwiegt als Beweggrund die Rentabilität und nicht die Moralität, dann kann man schlechterdings eine besonders moralische Einwirkung nicht erwarten. Dass jede wohlwollende Berücksichtigung der Arbeiterinteressen sich am Ende auch geschäftlich bezahlt macht, erscheint ausser Zweifel; wie die Befolgung des göttlichen Willens den Frommen zuletzt segnet. Nur darf wie in der persönlichen Lebensführung, so auch bei den Wohlfahrtseinrichtungen das, was sich als natürliches Endergebnis herausstellt, nicht zum leitenden Beweggrund erhoben werden. Der Egoismus, auch der feinste, bietet niemals ein sittlich-soziales Heilmittel: das liegt allein in einer kampfesmutigen, opferfreudigen Christenliebe. Hiermit ist der Weg für eine Reformthätigkeit auf christlicher Grundlage angedeutet.

9. Ethische Gesichtspunkte für die Besserung der modernen Arbeitsverhältnisse.

Es gilt aufzurufen zum Kampf wider die Selbstsucht; sie allein, nicht die Maschinentechnik, nicht das Grosskapital, nicht die Gewerbefreiheit an sich, ist die Wurzel alles Übels. Der Egoismus, jener „finstere Despot", hat das Reich des sozialen Jammers errichtet; hiergegen hilft nur ein geistiger Kreuzzug unter dem Banner des Evangeliums. Das Problem ist: die sittlichen Grundsätze der Schrift konsequent und praktisch in dem Erwerbsleben geltend zu machen; weniger unmittelbar, als mittelbar durch persönliche planmässige Einwirkung auf die öffentliche Meinung und besonders im einzelnen auf die beteiligten Personen.

Aber mit dieser Forderung begegnet der evangelisch-soziale Kongress, die evangelische Kirche und ihre „innere Mission" einem zähen Widerstand. Dieser geht zunächst aus vom Misstrauen des Unternehmertums. Nicht wenige Grossindustrielle haben eine unüberwindliche Abneigung gegen alle spezifisch christlichen Ratschläge. Sie hassen die Staatsintervention, wie viel mehr die Kirchenintervention. Man kann ja zugeben, dass die Angehörigen der spezifisch ethischen Berufsarten in ihrem Reformeifer zuweilen mehr löblich als klug verfahren und die technischen Schwierigkeiten der Durchführung übersehen. Aber damit ist jener ablehnende Standpunkt nicht gerechtfertigt, von dem aus manche Arbeitgeber offen oder geheim alle christlichen Reformbestrebungen, auch die neuere Arbeiterschutzgesetzgebung, für einen philanthropischen Humbug halten, der mehr schadet als nützt. — Aber auch das Misstrauen der Arbeiter ist gross. Ergriffen von wilder Genusssucht und einer pöbelhaften Religions- und Kirchenfeindschaft giessen die Agitatoren, denen die Masse folgt, die Schale ihres Hohnes über alle noch so gut gemeinte Ermahnung zu persönlicher und wirtschaftlicher Tugend aus. — Zu alledem kommt noch eine weitverbreitete Irrlehre. Man hält unsere Zustände, die doch noch den Charakter des Übergangsstadiums an sich tragen, für permanent und erblickt in den gegenwärtigen Erscheinungen der Arbeitsverhältnisse unabänderliche „Naturgesetze", eine Art von industriellem Fatum, wogegen Menschenwille sich machtlos erweist.

Nun, Schwierigkeiten sind keine absoluten Hinderungsgründe; im Gegenteil, sie erhöhen den Mut der Pflicht. Es ist allerdings richtig, dass ein zielloses philanthropisches Herumexperimentieren, etwa das, was man im politischen Leben ein „Gouvernement d'essai" nennt, nichts bessert, dass Zugeständnisse aus Furcht die Revolution bloss beschleunigen. Aber so verhält es sich mit der Wirkung des Evangeliums nicht. Seine Moral, das, was es fordert und gewährt, schwankt nicht von der Parteien Gunst und Hass verzerrt hin und her. Das furchtlose unparteiische Geltendmachen der christlich sittlichen Grundsätze entfesselt nicht die revolutionären Leidenschaften, sondern zwingt sie nieder und überwindet sie und zwar innerlich und darum gründlicher als Bajonnette und Kanonen. In einem kürzlich erschienenen historisch-politischen Werke warnt der Verfasser, ein bekannter Publizist, vor dem „Hineintragen sittlicher Fragen in materielle Dinge". Das sei „bedenklich". Aber das ist nicht die Warnung eines treuen Ekkard; denn ohne sittliche Impulse versinkt die blühendste Industrie, bleibt die grösste Arbeitsleistung ohne dauernden Erfolg.

Das Evangelium Lucae giebt im 17. Kapitel mit schlichten Worten eine auch heute noch beachtenswerte sozial-philosophische Geschichtsbetrachtung. Es heisst von den Leuten zu Lot's Zeiten: „Sie assen und tranken, sie kauften und verkauften, sie pflanzten und bauten." Mit anderen Worten: Sie waren sehr arbeitsam und erwerbsthätig, sie trugen auch keine sittlichen Fragen in die materiellen Dinge; aber — wie es weiter lautet — „da regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte sie alle um"; modern geredet: die Katastrophe brach mit elementarer Gewalt herein.

Die brutale Verachtung sittlicher Ideen rächt sich immer. Nicht nur in der Staatspolitik, auch in der Sozialreform fallen zuletzt die Imponderabilien doch am meisten ins Gewicht, erweist sich die sittliche Idealität doch als die stärkste Realität. Und dies gilt vom Evangelium deshalb, weil es sich an Herz und Gewissen, an das ethische Zentralorgan, den innersten Lebensgrund wendet. Sind die Persönlichkeiten gewonnen, dann ist nicht alles, aber die Hauptsache bereits gewonnen. Von dem Buchstaben des Gesetzes darf man nicht zu viel erwarten. Weniger Gesetze, mehr Männer! Hat sich der industrielle Fachmann von der segensvollen Wahrheit, der Notwendigkeit und Grösse der christlichen Moral überzeugt, dann wird er, sofern er nur etwas von Gedanken- und Willensenergie besitzt, nicht ruhen als bis er solche Institutionen begründet hat, welche den Segen der Arbeit allen Beteiligten zuwenden. Dass ohne technische Nachteile und finanzielle Verluste viele Massnahmen im Sinne eines praktischen Christentums auch möglich sind, haben manche wohlwollende und einsichtsvolle Arbeitgeber bereits bewiesen. Und dass in der Arbeiterwelt es noch Tausende giebt, welche ihre Kniee nicht vor dem sozialdemokratischen Parteigötzen beugen, beweisen u. a. die evangelischen Arbeitervereine, deren Mitgliederzahl in Deutschland sich auf 75000 beläuft.

Gegenüber dem alten pessimistischen Irrtum, dass man gegen die ehernen Wirtschaftsgesetze mit allen Reformprogrammen und Heilkuren doch nichts ausrichten könne, gilt es an die alte siegreiche Wahrheit zu erinnern, dass es sich in der Industrie und der ganzen Erwerbsthätigkeit nicht um tote Elemente, sondern um lebendige Menschen, nicht um ein fatalistisches Naturgesetz, sondern um persönliche Willensfreiheit handelt. Wo aber ein ernster Wille, da ist auch immer ein Weg, und unter dem Geistesbanner des Christentums führt der Weg zum Ziel, zur sittlich tieferen Auffassung der Arbeit und einer Roform der mit den Arbeitsformen verbundenen sozialen Zustände!

II.

Der soziale Beruf der Gebildeten und Besitzenden.

1. Bildung und Besitz sind nicht neutral.

Bildung und Besitz sind eine soziale Grossmacht ersten Ranges. Diese Thatsache begegnet keinem Widerspruch; wohl aber herrscht über die Art ihrer Bedeutung ein heftiger Meinungskampf. Einerseits als die Gottheit irdischen Glückes abergläubisch verehrt, als das goldene Ziel der Sehnsucht leidenschaftlich erstrebt, gelten andererseits in den Augen unzähliger Zeitgenossen der auf Eigennutz begründete Privatbesitz und das moderne Bildungsideal als Dämonen, welche des Volkes Wohlfahrt wirtschaftlich und geistig zerstören.

Es ist gewiss ein nicht immer zutreffender Sprachgebrauch, wenn man, wie es häufig geschieht, Besitz und Bildung für gleichbedeutend ansieht. Denn wahre Bildung lebt oft in bitterster Not und viele Bildungsarme sind geldreich. Gleichwohl finden nicht selten Bildung und Besitz in ein und derselben Persönlichkeit ihre Personalunion. Jedenfalls bezeichnen diese beiden Ausdrücke, wenn sie zu einer Art von Terminus technicus vereinigt werden, eine Sache: Macht, Einfluss. Ob nun dieser machtvolle Einfluss, den Geld und Geist ausüben, segensvoll oder unheilvoll genannt zu werden verdient, das hängt ganz und gar von der persönlichen Willensrichtung und der sittlichen Denkart der Gebildeten ab; ihre Stellung ist daher niemals neutral, sondern immer, sei's bewusst oder unbewusst, entweder für oder gegen das allgemeine Wohl. Dies bestätigen biblische und profane Denker. „Dem Weisen ist Reichtum eine Krone; aber „der Gottlose gebraucht seines Einkommens zur Sünde", die bekanntlich „der Leute Verderben ist" (Spr. 14, 14; 10, 16). Wie eine entfernte Variation dieser Schriftaussagen klingt Goethes oft wiederholtes Wort, dass nur „ein guter Mensch, mit Talent begabt, zum Heile der Welt sittlich wirken könne".

Oder beweisen es nicht auch Geschichtsereignisse und Alltagserfahrungen, dass charakterlose Geistesgaben schimmernden Giftblüten gleichen? Edle Bildung ist Sonnenlicht für die Kulturwelt; frivole Bildung aber ist ein verwüstender Feuerbrand.

2. Unser Standpunkt.

Es bedarf wohl keines besonderen Nachweises, dass überall da, wo man an der Versittlichung der Volksseele und an der Verringerung materieller Notstände arbeitet, der Wunsch sehr ernst und lebhaft empfunden wird, dass die Träger von Bildung und Besitz ihre Aufgaben im klaren Bewusstsein ihres Einflusses und der deshalb auf ihnen ruhenden Verantwortung erfassen. Diese Forderung bildet einen festen Punkt im Programm aller christlichen Sozialreformer.

Die Erörterung dieser wichtigen Frage wird, wie jede öffentliche Erörterung und gemeinsame Bethätigung grosser Fragen heutzutage dadurch ungemein erschwert, dass man sittliche Fragen, welche das Einzel- und Volksleben berühren, also gar nicht Parteifragen sind, doch als solche behandelt. Die engherzige Parteibetrachtung aber ist wie ein Hohlspiegel, welcher Dinge und Personen in verzerrter Gestalt zeigt. Immer und immer wieder muss man es schmerzlich beklagen, dass es in den weitesten Kreisen an jener wahren Geistesfreiheit fehlt, welche das Berechtigte und Gute auch in den Richtungen anerkennt, welche nicht den Stempel und die Farbe der eigenen Partei zur Schau tragen. Recht bezeichnend für die tiefen unvereinbaren Gegensätze, welche unser Zeitalter durchschneiden, ist es, dass die sich bekämpfenden Parteien gar nicht mehr auf dem gemeinsamen Boden rechtlicher Auffassung und religiöser Weltanschauung stehen. Die Verschiedenheit des geistigen Standortes ist so gross, dass man sich gegenseitig gar nicht mehr versteht; man trifft den Gegner gar nicht mit Anklagen, Beweisgründen und Verteidigungsmitteln. Man redet während oder nach der Debatte von eigenen glänzenden Triumphen und von des Gegners noch glänzenderem Fiasko; aber es waren schliesslich doch nur auf beiden Seiten Kraftproben ohne Wert, rhetorische Lufthiebe. Soll unsere Darlegung nicht an einer ähnlichen Klippe scheitern, so dürfen wir nicht in solchen Kreisen Überzeugungen wecken wollen, wo man sich gar nicht überzeugen lassen will, wo man gar nicht die Voraussetzung zugiebt, aus welcher sich unsere Hauptgesichtspunkte und Einzelforderungen als natürliche Folgerung ergeben. Wenn wir von den mit Bildung und Besitz verknüpften Verpflichtungen reden,

so geschieht es vom christlich-sozialen Standpunkt aus, und wir suchen nur solche zu erreichen, welche den christlichen Geistesgrund noch nicht völlig verlassen oder gar in Anwandlung politischen Wahnsinns zertrümmert haben. Damit soll natürlich nicht indirekt die Ansicht verfochten werden, als könnten nicht auch ausgesprochene Gegner für die christliche Wahrheit zurückerobert werden — gewiss es kann geschehen und geschieht unter Umständen leichter und öfter als dass die in falscher Sicherheit eingewiegten Satten und Lauen zu thatfreudigem christlichen Wollen begeistert werden; der neutrale Pilatus bekehrt sich nicht zum Christentum, wohl aber wird der „mit Dräuen und Morden schnaubende" Saulus, ein glaubenskühner Paulus. Indes die Eindrucksfähigkeit, welche hartnäckige Vorurteile überwindet und neue Überzeugungen wachruft, geht weniger von schriftlicher Erörterung mit Vernunft- und Gewissensgründen aus, vielmehr allein oder doch vorwiegend von der Macht der Persönlichkeit. Auch hier gilt der Spruch, dass das Wort ein Kind; das persönliche Beispiel aber ein Riese sei.

Leitet man nun aus der christlichen Weltanschauung für Gebildete und Besitzende einen besonderen Beruf her, so wird damit als gegeben vorausgesetzt, dass von dem Christentum Besitz und Bildung anerkannt wird, und zwar sowohl eine Bildung, welche auf der Höhe der Zeit steht, als auch ein Besitz, dessen Form der gewerblichen Entwicklung entspricht und dessen Erwerbsart mit Gewalt und Betrug nichts zu thun hat. Der Geist des „Neuen Testaments" billigt weder die bildungsfeindlichen asketischen noch die besitzfeindlichen sozialistischen Irrtümer; natürlich aber auch ebensowenig die besitz- und bildungsstolzen kapitalistischen Auswüchse. Das Christentum verlangt eine gottgefällige, d. h. eine solche Verwertung der Wirtschaftsgüter und Geistesgaben, dass diese sich zu einem Segen und nicht zu einem Fluche entwickeln. Das Letztere aber ist in hohem Grade der Fall bei einer herzlosen Kapitalanhäufung und einem glaubensfeindlichen Bildungsstolz. Der frivole Unglaube schändet die Bildung, der krasse Eigennutz raubt dem Besitz den moralischen Rechtsboden. Aus der Anerkennung dieser Thatsachen ergiebt sich in Verbindung mit den Grundsätzen christlicher Moral die Richtung, in welcher die Aufgaben liegen, welche wir als den sozialen Beruf der Gebildeten und Besitzenden bezeichnen.

Als erste und oberste Pflicht erscheint es, dass die Gebildeten zunächst einmal, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, ihr Bildungsideal einer gründlichen Revision unterziehen, d. h. es darauf-

hin prüfen, ob es der christlichen Sittlichkeit nicht widerstreitet und den religionsfeindlichen Faktoren nicht unerlaubte Rechte einräumt. Eine Vergegenwärtigung dessen, was man in der Hauptsache moderne Bildung nennt, erleichtert diese Prüfung, verbietet alles Kokettieren mit unsittlichen Modetheorien und ermutigt zur Hinkehr zur christlichen Lebensauffassung, dem Kern echter Bildung, einer Bildung, welche nicht nur das Volk „befreit", sondern auch beglückt.

3. Der materialistische und der idealistische Unglaube — das Kennzeichen moderner Bildung.

Wenn wir den Unglauben für die Signatur wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bildung in der Gegenwart, für eine geistige Tagesströmung halten, so bedarf das einer besonderen Auslegung. Wir wollen sie in Form einer Antwort auf die Frage geben: Ist Unglaube etwas Neues oder Altes? Den wissenschaftlichen Chauvinisten der Halbbildung gegenüber, die meinen, der Unglaube sei eine neuzeitliche Erfindung, etwa wie die Elektrotechnik, und lasse den christlichen Glauben als einen überwundenen Standpunkt hinter sich, wie ein „Harmonikazug" die grosselterliche Postkalesche, gilt es daran zu erinnern, dass der Unglaube seiner Natur nach ganz alt, geradezu greisenhaft alt ist. Der Materialismus hat seinen philosophischen Erzvater in dem Griechen Democrit aus Abdera (geb. 460 v. Chr.). Er soll die Thorheiten der Menschen belacht haben; dass er seine eigenen materialistischen Einfälle nicht zu den belachenswerten Thorheiten gerechnet, wird nicht ausdrücklich überliefert. Schon ein Jahrtausend vor Christus bekämpft der Psalmendichter die Athëisten; er nennt sie auch beim rechten Namen, wenn er sagt: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es giebt keinen Gott." Der Unglaube aber war auch früher nicht bloss Privatmeinung einzelner, sondern er hat auch bereits Schule, Mode, ja Politik gemacht. So z. B. vertreten im Ausgang des Mittelalters die Häupter des jüngeren Humanismus eine durchaus ungläubige Geistesrichtung. Im Zeitalter der Aufklärung bestieg die Freigeisterei Königsthrone, selbst den päpstlichen Stuhl. Die ganze neuere Philosophie seit Cartesius befindet sich nicht im Einklang, oft im direkten feindlichen Widerspruch zu Kirche und Christentum. Erinnert sei als Spitze dieser freigeistigen Weltanschauung an Voltaire und seine Schule. Ja vor hundert Jahren hat der „Konvent" der französischen Revolution den Religionshass geradezu für die Staatsraison erklärt. Aber wie dem auch sei, jene heidnische Denkart, — etwas wie ein geistiges

Höhenfeuer, welches auf den Spitzen der Gesellschaft aufleuchtete aber die Thalbewohner, die niederen Volksschichten, nur wenig blendete — jene Freigeisterei, welche Katheder und Fürstenthron, Gelehrtenstuben und Salons beherrschte, ward doch schnell wieder überwunden vom positiven Glauben, der, eine Zeitlang zurückgedrängt, mit elementarer Gewalt aus der Tiefe des Volkslebens hervorbrach. Auf die humanistische Renaissance folgte die religiöse Reformation, auf den alten Rationalismus die geistige Wiedergeburt nach den Befreiungskriegen. In der Gegenwart lässt es sich, soweit Menschen sehen können, anders an. Der seinem Wesen nach alte Unglaube, hat ein neumodisches Gewand angelegt. Aber der alte Trödel hat nicht bloss ein neues Firmenschild, sondern auch eine neue Geschäftspraxis angenommen. Der Unglaube ist nicht mehr vereinzelte Privatansicht, gelehrte Schulmeinung, er tritt mit dem Anspruch einer Kolumbusthat, d. h. mit dem Vorgeben auf, eine neue geistige und soziale Welt entdeckt zu haben. War im Zeitalter der Aufklärung der Unglaube vorwiegend ästhetisch-poetisch, so ist er gegenwärtig materialistisch-naturwissenschaftlich. Die Litteraten des vorigen Jahrhunderts kleideten ihre heidnischen Ideen in das Gewand antiker Sagen, die Agitatoren der Neuzeit verbinden den Unglauben mit den Hypothesen der popularisierten Naturwissenschaft. Goethe bespöttelte die Materialisten mit den Versen:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht fasst, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht."

Heutzutage sind es nicht mehr bloss die „gelehrten Herren", sondern es ist auch das ungelehrte Volk, welches seine Seele dem Materialismus verschrieben hat. Die Sozialdemokratie kann man als den politischen Exponenten des Materialismus bezeichnen, sie ist der in's Wirtschaftliche und politische übersetzte Unglaube. Was Bodenstedt der Kraft- und Stoffphilosophie ins Album geschrieben, erscheint als das Glaubensbekenntnis eines gebildeten und ungebildeten Pöbels:

„Mensch, Tier und Pflanze sind nur chemische Verbindung
Und „alles höhere" ist nur pfäffische Erfindung.
Es giebt nur einen Glauben, eine Philosophie:
Der Mensch unterscheidet sich durch nichts vom lieben Vieh."

Man kann die positive Einheit von Religion und Sittlichkeit nicht schlagender darthun als durch den Hinweis auf die Wechselbeziehung zwischen Unglaube und Unsittlichkeit. Wenn das Verhältnis des

Menschen mit Gott gelöst wird, dann vollzieht sich die innerlich ungleiche Verbindung von Mensch und Tier. Der Materialismus kann es zu keiner Moral bringen; seine Gottes- und Geistesverachtung läuft auf eine Verherrlichung der tierischen Brutalität hinaus. Gut und Böse erscheinen als altmodische Darstellung; wer dem Willen zur Macht mit Erfolg, d. h. mit herzloser Unterdrückung des Nächsten, Geltung verschafft, ist im Recht; die Grenze von Gut und Böse liegt hinter ihm. Das Gewissen ist ein Vorurteil; diesen unbequemen Luxus wird sich ein konsequent Ungläubiger nicht gestatten. Nicht einmal, dass man sich die Mühe nimmt, den groben Eigennutz durch einen „aufgeklärten" und „gebildeten" zu ersetzen. Nein, die ausgesprochene Hundemoral, das ist des materialistischen Pudels sittlicher Kern. Sudermann, der den Materialismus in der „schönen" Litteratur als Realismus zur modischen Anerkennung gebracht hat, lässt in „Frau Sorge" (S. 240) Paul, die Hauptperson des Buches, die Hundemoral klipp und klar vortragen: „Baust Du auf Recht und Ehrgefühl und willst im guten alles zum guten wenden, so nennt man dich feige und du wirst behandelt wie ein Hund. Behandelst du aber die andern wie Hunde, gleich von vornherein, ohne zu bedenken, ob du im Rechte bist oder nicht, so nennt man dich mutig und du wirst ein Held." Diese Helden- und Hundemoral kehrt in „Sodoms Ende" als Urteil über den Wert der Persönlichkeit wieder. „Bestien sind wir alle, es kommt nur darauf an, dass unser Fell schön gestreift sei; und eine besonders schön getiegerte Bestie nennen wir eine Persönlichkeit." Mit derartigen Bekenntnissen, denen die Thaten der sittlichen Verrohung entsprechen, unterschreibt der materialistische Unglaube sein geistiges Todesurteil. Und wirklich stehen die Totenträger schon vor der Thür. Denn während in den Kreisen der Halb- und Viertelgebildeten der Materialismus noch mit herausforderndem Beifall gefeiert wird, durchschauen die Vertreter einer tieferen Geistesbildung seine Haltlosigkeit und schrecken vor den unmoralischen Folgerungen wie vor einem Abgrund zurück. Es gehört mit zu den erfreulicheren Zeiterscheinungen, dass einzelne Männer mit naturwissenschaftlicher Fachbildung anfangen sich von den materialistischen Übertreibungen abzuwenden. Man fängt an zu fragen: Wie kann sich aus dem Unorganischen das Organische entwickeln? Wenn man an die Stelle der Menschenschöpfung durch Gott die Menschenentwicklung aus dem Urschleim setzt, so heisst das an die Stelle des biblischen Wunders eine unwissenschaftliche Abenteuerlichkeit setzen, welche mehr als „Glauben" fordert. Wenn Moleschott von Entdeckerbegeisterung berauscht ausruft: Es sei ein entzückender Anblick gewesen, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem Erdenrund zu organischen Gebilden vereinigt

hätten, so muss man doch nüchtern fragen: Woher der Stoff, und zwar ein Stoff ohne Form? Woher die Formen, und zwar Formen ohne Stoff? Wodurch die Verbindung zweier Dinge, die sich kein Mensch vorstellen kann? Das sind Fragezeichen, die jeder Vorurteilsfreie hinter die mit unfehlbarer Sicherheit vorgetragenen Behauptungen zu setzen sich gedrungen fühlt; umsomehr, da die materialistische Naturwissenschaft sich des Fehlens jeder Voreingenommenheit rühmt. Aber mit Unrecht, denn Ernst Häckel beginnt seine „exakten" Forschungen mit einem Dogma, indem er die Erhaltung der Weltsubstanz für einen „naturwissenschaftlichen Glaubenssatz" erklärt. Man kann es bei derartigen Widersprüchen leicht verstehen, dass die wahre Bildung die Fahne des Materialismus verlässt; aber die Abkehr vom materialistischen Irrtum ist leider nur selten mit einer Hinkehr zur christlichen Glaubenswahrheit verbunden. Man vertauscht den materialistischen Unglauben mit dem idealistischen, d. h. die Formeln wechseln, vielleicht auch der persönliche Wille, aber die Sache selbst, der Unglaube bleibt. Die Männer der idealistischen Richtung verwerfen das Christentum nicht schlechtweg; sie schwärmen für ein „wissenschaftlich gereinigtes Christentum". Mit anderen Worten: sie entkleiden das Christentum seiner eigenartigen Natur und Wirkung. Denn das Christentum gilt nach dieser Auffassung nicht als Versöhnung des Menschen mit Gott; Christus ist nicht der Befreier von Sünde und Schuld, der Stifter einer neuen Willensrichtung und Lebenskraft; die Lehre Christi wird nicht als göttliche Offenbarung, d. h. als eine Geistesmitteilung Gottes an die Menschheit angesehen; vielmehr muss man dies als das „idealistische Christentum" bezeichnen: das Christentum enthält eine Summe erhabener Sittensprüche; Christus ist eine Grösse neben Konfuzius, Socrates und Buddha. Aber eine derartige rationalistische Verflachung hat mit dem eigentlichen Wesen des Christentums nur wenig oder nichts zu thun; denn das Christentum ist nicht Lehre, sondern Leben; Christus ist nicht nur ein Verkündiger sittlicher Weisheit, sondern der mit seinem Geiste fortwirkende Spender und Schöpfer sittlicher Lebenskräfte. Und die Macht, welche für die Gabe dieses neuen Lebens empfänglich macht, und die Voraussetzung der Herzenserneuerung bildet, ist der Glaube, d. h. die innere persönliche Hingabe an den lebendigen Christus. Mit einer blossen „Lehre", oder mit einer im Strom der Geschichte untergetauchten, nur in der Idee noch existierenden Persönlichkeit kann man keine persönliche Lebensgemeinschaft haben. Und weil diese letztere nicht bei der „idealistischen" Auffassung möglich ist, so kann diese neue antimaterialistische Richtung nicht als Christentum bezeichnet werden; es handelt sich vielmehr nur um eine höhere Spielart des materialistischen

Unglaubens. Man glaubt den groben Materialismus, durch einen vergeistigten überwinden zu können, was mit einem biblischen Gleichnis zu reden soviel heisst als: „Den Teufel durch der Teufel Obersten austreiben." Es ist auch für die ganze Bewegung bezeichnend, dass man als die wissenschaftlichen Reinigungsmittel vor allem Schopenhauer und Kant wählt. Nun muss man rückhaltlos zugeben, dass sich in Schopenhauers Werken eine Reihe scharfsichtiger und feingeistiger Bemerkungen findet, die als Einzelurteile richtig sind; aber die ganze Grundauffassung seiner Philosophie läuft doch in den feindlichen Gegensatz wider das Christentum aus. Ganz zutreffend erkennt er die falsche Begehrlichkeit, die am Sinnlichen haftende Willensrichtung als den Sitz aller sittlichen Krankheit; aber das Heilmittel, welches er empfiehlt, ist schlimmer als die Krankheit selber. Der menschliche Wille, der sich in seinen Wirkungen erkennt, soll angesichts der von ihm angerichteten Verwüstung, auf alles weitere Wollen und Begehren, welches doch nur unglücklich macht, verzichten. Dieser Willensverzicht, diese Weltverneinung ist sittliche Passivität, also das, was den Pessimismus aller Richtungen kennzeichnet. Das Christentum aber ist Aktivität, es hat nicht die Aufgabe, die Welt zu vernichten, sondern sie zu verklären. Das irdische Leben soll nicht im wesenlosen Schattenreich der Nirwana untergehen, sondern im Himmelreich des ewig wirkenden Gottes sich zu seiner idealen vollkommenen Bestimmung auswirken. Hält man diese beiden Ausgänge des christlichen und schopenhauer'schen Systems zusammen, so muss man sagen: es giebt wohl kaum einen zweiten Gegensatz, der so polar gedacht werden könnte. —

Was nun Kant betrifft, so erscheint die Möglichkeit, dass er einem mit reichem Denkvermögen Begabten ein Wegweiser zum Christentum wird, nicht ausgeschlossen. Im günstigen Falle aber berührt ein weiter entwickelter Kantianismus doch nur den Saum am Gewande christlicher Wahrheit. Das Herz des Christentums pulsiert nicht in Kant's Philosophie. Der grosse Denker von Königsberg, dessen System mit einem Dualismus zwischen dem kategorischen Sollen und dem sittlichen Können endigt, ist ja noch nicht einmal dem eigentlichen Wesen der Religion, geschweige denn dessen vollendetster Blüte, dem Christentum gerecht geworden. Ihm war das Religiöse nur eine sekundäre Begleiterscheinung des Sittlichen, nicht dessen Lebenswurzel; ihm war Gott eine Forderung der praktischen Vernunft, aber nicht „höher als alle Vernunft". Bedenkt man nun ferner, dass Schleiermacher die originale Selbständigkeit der Religion gegenüber der Sittlichkeit, den Ewigkeitsgrund und den Offenbarungscharakter des Christentums in geradezu epochebildender Weise wissen-

schaftlich dargelegt hat, so muss man den Versuch der modernen Idealisten, zum Zweck der wissenschaftlichen Reinigung und Idealisierung des Christentums, über Schleiermacher hinaus auf Kant zurückzugehen, von allem anderen abgesehen, mindestens einen unbegreiflichen Anarchismus nennen. — Der materialistische Unglaube ist religions- und kirchenfeindlich; der nichtchristliche Idealismus religions- und kirchenlos. Denn er will eine Kirche ohne Kirchenlehre, eine Sittlichkeit ohne Religion. Beides aber ist unmöglich und dem wahren Bildungsbedürfnis gefährlich. Wenn unsere Darstellung Interesse für eine Bildung auf christlicher Grundlage wecken und befestigen will, so geschieht dies wohl am geeignetsten, wenn man die Notwendigkeit derselben u. a. durch den Hinweis auf die Erscheinungen falscher Bildung darthut. In der Belletristik und Journalistik vor allem zeigt der materialistische Unglaube seine Geistesblüten, Blüten, die im wirklichen Leben zu bedenklichen Früchten sich entwickeln.

4. Die „schöne" Litteratur und die „freie" Presse.

Viele halten den modischen Realismus in Kunst und Litteratur für eine Befreiung von ästhetischen Zunftfesseln und erblicken in den „Modernen" die Pilger zu den Quellen der Naturwahrheit. Allein der extreme Realismus, der immer noch lärmende Triumphe feiert, ist weiter nichts als eine sittliche Drehkrankheit; denn alle seine Begriffe sind thatsächlich verdreht. Man schwärmt für das Wahre und Schöne, allein das Wahre ist nicht schön und das Schöne nicht wahr und beides nicht sittlich gut. Es kommt in den modernen Stücken auch die Religion vor; aber sie dient nur als Theatereffekt und als Ausdruck fieberhaft erregter Gefühlswallung. Bei Sudermann knieen die Leute in Wahnsinnsanfällen nieder und beten ein Vaterunser. In „Frau Sorge" betet Paul, der natürlich weder Gottesglauben noch Unsterblichkeitsglauben besitzt, zur verstorbenen Mutter (S. 228): „Mutter, ich flehe zu Dir, lass Du mich wissen, wie ich handeln soll. Sende mir ein einziges Wort über's Grab zurück!" Im „Katzensteg" haben wir dasselbe; wie ja überhaupt die „Neueren" in der Einerleiheit und in Wiederholungen gross sind. Boleslav, der Held des Romans, kommt beim Mondenschein an die Gräber der durch seines Vaters Verrat gefallenen Preussen. Da „faltete er die Hände über die Brust und stammelt Worte eines wirren Gebetes, während die Thränen ihm aus den Augen stürzten": „Herr im Himmel räche die Sünden der Väter nicht an mir — lass ein Wunder geschehen, gieb mir ein Zeichen, dass Du mich retten willst vor Todsünde und Verzweiflung."

An die Stelle der sittlichen Vergeltungslehre tritt der Tod aller Moral, ein fatalistischer Schicksalsglaube. „Was die Natur von uns fordert, wird uns zu Schmutz und Sünde und was die Menschensatzung will, erscheint uns schaal und abgeschmackt. Zwischen Trotz und Angst pendeln wir hin und her.“ Jede Sünde straft sich selbst. Die Sünde des Unglaubens wird immer mit der des Aberglaubens gerächt. Die realistische Litteratur, welche den christlichen Gottesglauben verspottet, verfällt sofort einem dämonischen Mystizismus; er findet sich besonders bei Ibsen. Und wie die Religion, so wird auch deren amtliche Vertretung, die Geistlichkeit nur als Karikatur vorgeführt. Auch die Darstellung der Pfarrer hat etwas Typisches, Schablonenhaftes. Der Pastor in Hauptmanns „Weber“, in Ibsens „Gespenster“, in Sudermanns „Frau Sorge“ u. s. w. ist immer ein und dieselbe karikierte Figur. Der Pastor nennt die Dinge nicht beim rechten Namen; es fehlt ihm männliches Auftreten und furchtloses Wahrheitsgefühl. Er nennt ruchloses Verhalten, wo es in seinen Kram passt, menschliche Schwäche, breitet den Deckmantel christlicher Liebe darüber und erklärt das Ungerechte für unvermeidlich; im Widerspruch hierzu verurteilt er wirkliche Schwachheitssünde oder sehr erklärliche und entschuldbare Vorgänge mit entrüstungsvollem Pathos. Sein frommes Reden oder Verhalten ist nicht Ausdruck des inneren Empfindens, sondern nur eine schickliche Rücksicht auf die „Gesellschaft“ und die zünftige Amtswürde. Sein ganzer Sprachgebrauch ist unwahr und passt auf die wirkliche Situation wie eine Faust aufs Auge. Feierliche Behäbigkeit, glattrasierte Oberlippe, blondes Backenbärtchen, frömmelnder Augenaufschlag, süsses Lächeln, teilnamsloser Zeloteneifer, das sind in der Schilderung die Theaterrequisiten, welche man nach Bedarf anwendet. — Aber auch die idealen Faktoren des Volkslebens werden verhöhnt. Der Patriotismus ist „überreizte Vaterländerei“, ein infamer Geschäftsegoismus. Die moralischen Stützen der Gesellschaft sind sämtlich faul durch und durch. Die grosse Gesellschaft ist ein übertünchtes Grab und Konsul Bernick erklärt bei Ibsen: „Wir, die Stützen der Gesellschaft, sind die Werkzeuge der Gesellschaft.“ „Ich muss zu Grunde gehen, wie diese ganze verhudelte Gesellschaft.“ Und die wirkliche moderne Gesellschaft, welche die Nase rümpft und in einen Entrüstungsrausch gerät, wenn ein wirklicher Pfarrer von amts- und gewissenswegen ihre Sünde straft, läuft ins Theater und freut sich kindlich, wenn ihr ihre schmutzige Wäsche an den Kopf geworfen wird und beklatscht frenetisch ihr karikiertes Abbild, während die Umsturzmänner in schadenfrohes Hohngelächter ausbrechen und dem Schauspieler den rotbebänderten Lorbeerkranz auf die Bühne werfen. Die Gebildeten dürfen, wenn aus dem Spiel nicht Ernst werden soll, nicht weiterhin in ihrer

Mehrzahl an den realistischen Tagesprodukten, den prickelnden Sensationsstücken und Unzuchtsromanen kleben, wie Bienen am Honig; sondern müssen die Natur des „Realismus" endlich erkennen und verurteilen. Mögen sich die Neueren unter den Neuesten in kraftgenialischem Grössenwahn für die wahren Priester der Kunst halten, es sind doch nur elende „Pfaffen"; die Schellenkappe steht ihnen besser als das Priestergewand. Ihr Ruhm ist der des Herostratus, denn sie schänden das Heiligtum und zerstören den Tempel wahrer Kunst. Ihre Darstellung der Wirklichkeit ist ein litterarischer Hexentanz ums goldene Schwein. Ihr angeblicher Wirklichkeitssinn ist Wahnsinn; sie sind, wie Rosegger in einem offenen Brief erklärt hat, Idealisten, aber „Idealisten von der schlimmsten Sorte". Denn sie stellen gar nicht die volle Wirklichkeit dar. Wie die sozialdemokratische Propaganda die Bestie im Menschen zu entfesseln sucht, so gefällt sich die realistische Richtung darin, einseitig die tierischen Instinkte, ohne die Gegenwirkung des Gewissens, in Versen und Farben zu schildern, d. h. sie zeichnet Karikaturen statt Charaktere.

Mit wohlgelungener Satire geisselt Karl Weitbrecht im Anhang zu seinem trefflichen Buch „Phalaena. Die Leiden eines Buches" auf S. 228 das Evangelium der realistischen Kunstjünger:

„Die einzige Muse heisst Beobachtung.
Der wahre Dichterrausch ist Nüchternheit;
Und im Notizbuch weht der Geist der Zeit.
Aufgabe ist: Das Leben, das da ist,
Die Laus im Pelz, den Gärungspilz im Mist
Genau und mikroskopisch abzuschildern . . . .
Die Wahrheit ist des Dichters höchster Zweck:
Wahrheit liegt nicht im Wein, sie liegt im Dreck.
Und als ästhetisches Grundprinzip der Zeit
Erkennt man bald: brutale Hässlichkeit.
Der Mann der neuen Dichtung ist der Mann,
Der keine Verse macht, weil er's nicht kann!"

Bei den alten Griechen kam erst die Tragödie, dann das Satyrspiel. Ob es sich in der Neuzeit nicht umgekehrt verhalten wird? Auf die „realistische" Satyrposse kann die reale Tragödie mit einer wirklichen Katastrophe folgen! Die Bretter der „freien Bühnen" mit ihren „Pariser Unzuchtsbildern, Hirnschwund, Fallsucht, schnöden Weibern und Hallunken" sind vielleicht die Bretter, welche die zukünftige Welt bedeuten — das erträumte Reich sozialen und sittlichen Glückes!?

Was wir zur Kennzeichnung der materialistisch gerichteten Unterhaltungslitteratur gesagt, gilt abgesehen von einigen Ausnahmen, den Blättern ausgesprochen christlicher Richtung, mehr oder minder auch

von der politischen Tageslitteratur. Wie der Dichter, so hat auch der Journalist eine grosse Aufgabe. Aber leider sind sich dessen die meisten Schriftsteller, welche mit ihrer Feder der Presse dienen, nicht bewusst. Sie wirken nicht bildend, sondern verbildend; statt die ethischen Fundamente im Volksleben zu befestigen, reissen sie dieselben nieder und zerstören den Rest von Autorität und Pietät. Gegen die frivolsten Cynismen und journalistischen Exzesse wird vom Standpunkt des gemeinen Rechtes der Staatsanwalt einschreiten. Aber damit wird nichts erreicht, das Grundübel nicht im entferntesten gehoben. Man wird fortfahren, die kleinen Diebe zu hängen und die grossen laufen zu lassen. Oder steht etwa die grosse jüdisch-liberale Tagespresse, welche reiche Geldmittel und öffentliches Ansehen besitzt, sittlich auch nur einen Grad höher als die sozialistische Revolverpresse? Wer hat denn die Lehren des Atheismus und Kosmopolitismus zuerst aufgebracht? Etwa die „reichsfeindlichen" Arbeiter, der Mann mit der schwieligen Faust und der theerigen Bluse? Nein; jene Blätter, die in den „nach Besitz und Bildung massgebenden" Kreisen gelesen werden, haben das traurige Prioritätsrecht, die Lehren der Gottlosigkeit und Vaterlandslosigkeit, von wissenschaftlichem Glanz umstrahlt und in pikante Formen gekleidet, als neues Evangelium verbreitet zu haben. Ehe der Orkan des Abfalls die niederen Volksschichten durchbraust, flattern die Sturmvögel — die Blätter einer materialistischen Weltanschauung — durch die Salons und Gelehrtenstuben. Hatte Bebel so ganz unrecht, als er am 13. Februar 1888 höhnisch in die Reichstagssitzung hineinrief: „Ist der Atheismus eine sozialdemokratische Erfindung?" Die Ströme dieser Erde kommen vom Gebirge herab. Was man die Zeitströmung nennt, hat sein Quellgebiet auf den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bildungshöhen. Auf den Höhen einer religionslosen Aufklärungssucht — nicht auf den Barrikaden — stehen die Väter der Revolution. Die von der Staatsgewalt beobachtete Sozialistenpresse — die natürliche Tochter der Judenpresse — arbeitet nach berühmten „bürgerlichen" Mustern.

Der sich „unter dem Strich" befindliche Feuilletonteil der tonangebenden Zeitungen, ist ein Widerschein der grösseren Unterhaltungslitteratur. Bei aller grotesken Mannigfaltigkeit in Form und Behandlung stellt sich auch hier ein gemeinsamer Typus heraus. Mit grosser Vorliebe werden die Träger einer christlichen Weltanschauung, namentlich die Diener der Kirche als Karikaturen gezeichnet. Glaube und Treue verfällt der Lächerlichkeit; der Ehebruch wird verherrlicht. Verführungskunst heisst Klugheit; geistlose Gemeinheit: Realismus; moralischer Katzenjammer: Weltschmerz. Überwürzter Sinnenreiz

geht unvermittelt neben sentimentaler Verschwommenheit. Im grossen und ganzen dienen die Zeitungen weniger den Bildungs-Bedürfnissen als den Geld-Bedürfnissen der Zeitungsaktionäre. Die liberalen Blätter sind Geschäftsunternehmen*), die meist nur in Verbindung mit grossen Bankfirmen Erfolg haben. Die Grossfinanz macht die „öffentliche Meinung", darum ist sie auch oft eine „öffentliche Lüge".

Wie die schöne Litteratur ihre Bravour in der Darstellung der gemeinsten Hässlichkeit sucht, so bleibt es der traurige Stolz der „freien" Presse, dem finanziellen Grossjudentum und seinem kapitalistischen Anhange Sklavendienste zu thun.

5. Persönliche Verbreitung christlicher Bildungselemente.

Wenn der materialistische Unglaube aus seinem Grössenwahn in pessimistische Blasiertheit verfällt, so schaufelt er sich selbst sein Grab. Das wäre an sich kein Unglück; aber es versinkt damit zugleich das Lebensglück ganzer Volksschichten, welche von dem allgemeinen sittlichen und geistigen Niedergang mit erfasst werden. Und aus dem Grab einer sittenlosen Überkultur steigt bekanntlich immer der Vandalismus der rohen Unkultur hervor. Aber soweit darf es nicht kommen.

„Eh das Volk vom Höllendampfe
Blind wird gegen Himmelslichter,
Fliege jedes Schwert zum Kampfe
Gegen all die Teufelsdichter!"

Wenn mit diesem geharnischten Verse ein angesehener Litterat dem materialistischen Realismus der „Modernen" den Fehdehandschuh hinwirft, wieviel mehr müssen sich da gebildete Christen verpflichtet fühlen gegen die Erzeugnisse frivoler Unterhaltungs- und Tageslitteratur

*) Recht bezeichnend für den materiellen Geschäftsstandpunkt auch angesehener Zeitungen, welche den geistigen Interessen der Aufklärung, Freiheit, Bildung u. dergl. mehr, zu dienen vorgeben, ist die Thatsache der unsittlichen Inserate. Hierzu sind auch Heiratsannoncen zu rechnen von der Art, wie die „Kölnische Zeitung" eine solche am 17. August 1893 brachte. „Heirats-Partie. Eine israel. Dame, 23 Jahre, bildschön, aus hochachtbarer Familie, mit 8 Millionen Mark Mitgift, hegt den Wunsch, einen vorurteilsfreien Herrn, Grafen oder Baron, gut situiert, kennen zu lernen, und wird die Einführung in einem Badeort in taktvollster Weise stattfinden können. Die Dame ist gesonnen, sich so taufen zu lassen, wie die Religion des Herrn ist. Strengste Diskretion. Offerten unter . . . . an . . . ." Nimmt man nun an, was in diesem Falle ja nicht ausgeschlossen zu sein braucht, dass die Aufnahme einer derartigen Annonce nicht im Sinne der Schriftleitung, welche sich im einzelnen nicht um den Inseratenteil kümmern kann, erfolgt ist, so beweist dieser Vorfall doch unzweideutig, was das Publikum in moralischer Hinsicht einem „Weltblatte" glaubt zumuten zu können.

zu protestieren. Wenn man nun den Kreisen, welche doch sonst kein Bedenken tragen, sich zum Christentum zu bekennen, im allgemeinen nur wünschen kann, dass sie vor der anspruchsvoll auftretenden modernen Bildung nicht mehr Respekt haben, als nötig ist, und den moralischen Mut zu energischen Protesten finden, so darf man sich doch andererseits nicht verhehlen, dass mit einer negativen Abwehr verderblicher Bildungseinflüsse wenig oder nichts erreicht wird. Die Schatten einer verführerischen Halbbildung werden erst dann zu weichen beginnen, wenn man eine positive Thätigkeit entfaltet. Statt nutzlos zu klagen, sollen die Freunde einer christlichen Bildung, deren segensvolle Lichtstrahlen hoffnungsfreudig, einmütig und planmässig in das Volk hineintragen. Die Möglichkeit und Wahrheit einer „christlichen Bildung" liegt in der Thatsache, dass trotz aller verständnislosen und boshaften Gegenrede, Religion und Wissenschaft sich nicht gegenseitig abstossen, sondern anziehen. Wann oder wo hat das wahre Christentum die wahre Wissenschaft bekämpft? Das Christentum ist im Zeitalter einer hochentwickelten Kultur in die Welt getreten und seine Verkündiger und Verteidiger waren Männer von hoher Geistesbildung. Christliche Mönche haben die litterarischen Bildungsschätze des klassischen Altertums durch die Fluten der Völkerwanderung hindurch gerettet. Die genialen Entdecker astronomischer und naturwissenschaftlicher Gesetze haben dem lebendigen Gott, der ja auch in der Schrift ein „Gott der Ordnung" genannt wird, ihre gläubige Verehrung nicht versagt. Gerade in industriell und geistig regeren Ländern, im westlichen Deutschland, in England und Nordamerika ist das Christentum mehr als anderswo ein Faktor des öffentlichen Lebens. Noch kürzlich wieder hat den Satz des Baco von Verulam, dass die tieferfasste Wissenschaft nicht von Gott abführe, sondern zu Gott hinführe, der Münchener Philosoph Moritz Carriere erneuert. In der Vorrede zu seinen kürzlich erschienenen „religiösen Reden" legt dieser namhafte Gelehrte das beachtenswerte Glaubensbekenntnis nieder: „Während viele in Gleichgiltigkeit gegen das Christentum verharren, oder selbstgenugsam sich von demselben abkehren, will ich dasselbe als den Mittelpunkt der Geschichte wie des persönlichen Lebens erweisen und darthun, dass aus den Beobachtungen der Natur nicht eine materialistische, gottleugnende, sondern eine gottfreudige Weltanschauung durch folgerichtige Schlüsse hervorgeht." Folgerichtige Schlüsse werden aber nicht nur aus einer tieferen Naturbetrachtung, sondern auch aus einer klaren Berurteilung der heiligen Schrift gewonnen. Es führt immer zu Verirrungen, wenn man zu betonen vergisst, dass die Bibel religiöse und sittliche Wahrheiten, niemals aber naturwissenschaftliche Erkenntnisse mitteilt. Wenn

schon die Schriftsteller des Alten und Neuen Testamentes die ewigen Grundwahrheiten des geistig-religiösen Lebens, welche Grundwahrheiten ihnen inspiriert wurden, in individuellen Wortformen, (die ihnen nicht diktiert wurden) mitteilten, wie viel leichter muss man es verstehen, dass sie astronomische und physikalische Vorgänge, die niemals zu Belehrungszwecken angeführt werden, in den Vorstellungen ihres Zeitalters schilderten. Würde es anders gewesen sein, würden in der Bibel auch fertige Urteile der Naturforschung geboten werden, so würde zweierlei die unausbleibliche Folge gewesen sein: einmal würden derartige Offenbarungen bei dem damals unentwickelten Stande der Naturbeobachtung kein Verständnis gefunden haben, ein Umstand, der den Glauben an die religiöse Offenbarung erschwert, wenn nicht zur Unmöglichkeit gemacht hätte; sodann würde ein Fortschreiten in der Wissenschaft undenkbar gewesen sein, wenn die Naturgesetze in ihren Einzelheiten exakt von der heiligen Schrift würden beschrieben worden sein. Beides aber widerspricht dem Willen Gottes. — Auch die gründlichste Erforschung der sinnlich wahrnehmbaren Naturerscheinungen und Naturgesetze kann doch nicht in das innere Wesen der Naturkräfte, welches dem erschaffenen Geist verschlossen ist, eindringen. Wie kann da Gott, weil Teleskop und Mikroskop ihn nicht finden, dem religiösen und denkenden Bewusstsein verloren gehen? „Wahre Religion und wahre Wissenschaft sind", wie der berühmteste englische Naturwissenschaftler der Gegenwart, Professor Huxley, so schön gesagt, „Zwillingsschwestern; und Trennung der einen von der anderen bedeutet den Tod beider." Und wie die Wissenschaft im Bunde mit der Religion grosse Erfolge erzielt, so entfaltet die Kunst unter dem Sonnenstrahl des Christentums ihre duftendsten Blüten. Wenn auch Kunst und Wissenschaft ihre Wirksamkeit nicht vor dem Tribunal der Kirchendogmen zu rechtfertigen haben, so werden doch Künstler, Schriftsteller, Gelehrte und Gebildete ohne ein sittliches Credo niemals einen segensvollen, bildenden Einfluss ausüben können.

Verleiht diese innere Harmonie zwischen Religion und Bildung den gebildeten Christen gleichsam das moralische Recht, den christlichen Bildungselementen eine möglichst grosse Verbreitung zu verschaffen, so verpflichtet hierzu die Wahrnehmung, dass der materialistische Unglaube, eine sittenlose nur auf Sinnenreiz spekulierende Lektüre, bei Tausenden den wirtschaftlichen und moralischen Ruin verursacht. Man halte nun aber nicht das Verhalten, bildend und erzieherisch auf die breiten Volksmassen einzuwirken, für einen nutzlosen Einfall. Es lebt im Volke ein starkes Bildungsbedürfnis. Wird dieses

nicht in einer Weise befriedigt, die erzieherisch und veredelnd wirkt, so stehen den verderblichen Einflüssen Thür und Thor offen. Es ist überall so: man nimmt die Hand dessen, der sie zuerst giebt. Die Gebildeten haben dem kleinen Manne nicht rechtzeitig die Hand geboten. Muss es nicht als ein Verhängnis bezeichnet werden, dass sich vor Jahrzehnten das gebildete Bürgertum in seiner überwiegenden Mehrheit gegenüber den berechtigten Bestrebungen des durch die moderne Industrie geschaffenen neuen Arbeiterstandes verständnislos, wenn nicht gar ablehnend verhalten hat? Hierdurch geriet die ganze Bewegung unter die Herrschaft der berufsmässigen Agitatoren und dadurch in eine einseitig politische, gefahrdrohende Richtung. Aber jetzt ist's noch nicht zu spät, vor dem religiösen und politischen Umsturz zu retten, was noch zu retten ist. Viele sind noch schwankend, sie müssen wieder in ihrer besseren Ansicht befestigt werden; manche halten noch aus Überzeugung an Gott und Vaterland fest, es muss ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber verführerischen Verlockungen und terroristischen Vergewaltigungen erhöht werden; es gilt die, welche in ihrer Vereinzelung machtlos sind, durch organisatorischen Zusammenschluss mit einer Kraft, die nach aussen hin wirkt, auszurüsten. Als erfolgreiches Mittel, erfolgreich und empfehlenswert nicht als Eingebung politischer Klugheit, sondern als Ausfluss christlicher Nächstenliebe, erscheint die Annäherung der gebildeten Kreise an die ungebildeten Massen. Die sittlichen Grundlagen aber einer glücklicheren Gesellschaftsordnung enthält des Apostels Aufruf: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat." Wenn die religiös-sozialen Reformbestrebungen in England gewiss nicht einer unbedingten Nachahmung in allen Stücken zu empfehlen sind, so doch in manchen. Und hierbei hat man in erster Linie an die vielfachen Bestrebungen der Gebildeten zur Erziehung der Volksmassen zu denken. Es soll nicht bestritten werden, dass bei uns in Elementar- und Fortbildungsschulen der Unterricht besser und gründlicher erteilt wird. Aber damit ist noch nicht das hohe Werk der Erziehung gethan; nicht einmal das der Kindererziehung, geschweige denn das der Jugend- und Volkserziehung. Die Fürsorge für die der Schule entlassenen jungen Leute*) beiderlei Geschlechtes, die sittliche und geistige

*) Die Zuchtlosigkeit unter der Jugend nimmt in Stadt und Land in geradezu erschreckender Weise überhand. Die Ursachen sind vor allem wirtschaftlicher und sozialer Natur. Das moderne Industrieleben kann den jugendlichen Arbeiter, auch wenn er keine besondere Fertigkeit besitzt, in hervorragender Weise verwenden. Die jungen Leute verdienen verhältnismässig mehr als die erwachsenen und verheirateten Arbeiter. Der ziemlich hohe Ver-

Beeinflussung der breiten Massen — das ist das entscheidende Problem der Gegenwart. Hier erschliesst sich für gebildete Männer und Frauen aller Stände ein weites, weites Arbeitsfeld, auf dem noch keine erdrückende Konkurrenz herrscht. Das Gegenteil ist der Fall. Wieviel geistige Kräfte liegen brach, gerade auf den Höhen der Gesellschaft. Es giebt auch eine Arbeitslosigkeit unter den oberen Zehntausend, und die freiwillige Arbeitslosigkeit im Cylinder deucht uns ein noch grösserer Notstand als die unfreiwillige in der Ballonmütze. Enthält die Bemerkung des ersten Totengräbers in Shakespeare's „Hamlet" nicht einen Band sozialer Sittengeschichte: „Es ist doch ein Jammer, dass die grossen Leute in dieser Welt mehr Aufmunterung haben, sich zu erhängen, zu ersäufen, als ihre armen Christenbrüder."

Wie gebildete Frauen ihre freie Zeit und Gaben in den Dienst der Volkserziehung zu stellen vermögen, soll in anderem Zusammenhang erwähnt werden. Für gebildete Männer aller Stände ergeben sich eine ganze Reihe Gelegenheiten, wieder mehr Fühlung mit den unteren Klassen zu gewinnen und an der Hebung ihrer sittlichen und geistigen Lage mitzuwirken. Wir greifen aus der Fülle drei solcher Gelegenheiten heraus: Die Sonntagsruhe, die evangelischen Arbeitervereine und die patriotischen Festfeiern.

Die neuere Gesetzgebung hat die Sonntagsarbeit eingeschränkt. Aber das staatliche Sonntagsgesetz wird nur dann das bieten können, was man sich davon verspricht, wenn es gleichsam einen Natur- und Untergrund findet in einer christlichen volkstümlichen Sonntagssitte.

dienst verleiht dem jugendlichen Arbeiter ein Gefühl ungesunder Selbständigkeit. Seinen Eltern gegenüber spielt er den „Herrn". Die Eltern sind vielfach auf das Kostgeld u. s. w. der Söhne und Töchter angewiesen. Die Vorstellung, dass die heranwachsenden Kinder verpflichtet sind, ihren Eltern, welche bis dahin fast ausschliesslich die Kosten der Verpflegung und Erziehung getragen haben, einen bestimmten Teil ihres Verdienstes zu überlassen — diese Vorstellung schwindet immer mehr; sie ist nicht nach dem Geschmack der neuen Zeit. So wird das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ein reines Geldverhältnis. Um den Verdienst an ihren Kindern nicht einzubüssen, drücken die Eltern ein oder auch zwei Augen zu und lassen die jungen Leute gewähren. Wagt ein Vater oder Mutter aber doch einmal, den konfirmierten Kindern ein warnendes Wort zu sagen, so kündigen die Herren Söhne und Töchter und entziehen sich völlig der elterlichen Aufsicht. So gewiss gesetzliche Strenge nicht zu entbehren und Zuchtmittel manche Ausschreitungen der Zuchtlosigkeit verhüten, so gewiss ist auch, dass Strafen, welche Furcht, aber keine Besserung erzeugen, nicht ausreichen. Die erzieherische Beeinflussung muss in privater und organisierter Weise hinzukommen; wer selber nicht thätig sein kann, soll doch wenigstens diejenigen unterstützen, welche sich der schweren Aufgabe widmen, Autorität und Pietät, die durch freisinnige und sozialdemokratische Hetzereien erschüttert sind, wieder herzustellen.

Daran fehlt es uns aber zur Zeit in Deutschland noch sehr. Allein dieser Mangel wird in dem Masse schwinden, als es gelingt, der Form der Sonntagsruhe einen ihr entsprechenden Inhalt zu verleihen. Aber dieser Inhalt heisst weder geistloser Sonntagsmüssiggang, noch tolles Sonntagsvergnügen, sondern eine das Herz wahrhaft erfreuende, die Spannkraft erfrischende Sonntagserholung.

„Die Woche da zum Schaffen ist,
Der Sonntag zum Erfreuen,
Erquicken soll die Ruhefrist
Und Kraft und Lust erneuen."

Als eine passende Sonntagserholung kann der obligatorische Fortbildungsschulunterricht nicht angesehen werden; vielmehr gilt es, Veranstaltungen zur Pflege edler Geselligkeit und bildungsfördernder Unterhaltung zu treffen. Die neuerdings errichteten „Lehrlingsheime" bieten, abgesehen von der Thätigkeit in vielen christlichen Vereinen, vielen Gebildeten einen Anlass, in ungezwungener Weise durch einen persönlichen Verkehr erzieherisch, namentlich auf jüngere, alleinstehende Leute einzuwirken. Unter diesen Umständen werden sich die letzteren bald daran gewöhnen, im Lehrlingsheim an arbeitsfreien Nachmittagen eine Art heimatliche Pflegestätte für ihre geselligen Bedürfnisse zu erblicken. Aber ohne die thätige Mitwirkung der Gebildeten sind alle derartigen Unternehmungen ein idealer Bau in den Wolken.

Industrielle und Kaufleute, namentlich Pfarrer und Lehrer können durch eine planmässige Mitarbeit an den Bestrebungen der evangelischen Arbeitervereine nicht unwesentlich zur Besserung der sozialen Zustände beitragen. Evangelische Arbeitervereine giebt es fast in allen Städten von Mittel-, West- und Süddeutschland; im rheinisch-westfälischen Industriebezirk bestehen 108, in Baiern 58 derartige Vereine, deren Gesamtzahl sich auf mehrere Hundert beläuft. Ursprünglich hatten diese Vereine vorwiegend einen religiösen Zweck; ohne diesen aufzugeben, ist neuerdings, namentlich durch die Thätigkeit der Pfarrer Fr. Naumann und Paul Göhre, die sozialpolitische Aufgabe hinzugetreten. Darüber kann man sich nur freuen, denn sollten die Tausende von Arbeitern, welche den Vereinen angehören, nicht auch in den grossen Fragen der Gegenwart unterrichtet werden? Es heisst in dem offiziellen Programm: „Das Ziel unserer Arbeit ist die Entfaltung der welterneuernden Kräfte des Evangeliums in dem Wirtschaftsleben. Wir sind der Überzeugung, dass dieses Ziel nicht schon erreicht werden kann durch eine nur zufällige Verknüpfung von allerhand christlichen und sozialen Gedanken, sondern allein durch eine organische, geschichtlich vermittelte Umgestaltung unserer Verhältnisse gemäss den im

Evangelium enthaltenen und daraus zu entwickelnden Ideen.“ Es liegt auf der Hand, dass diese Bestrebungen, wenn anders sie sich nicht in bedenklichen Irrtümern verlieren sollen, nur durch die Beteiligung von gebildeten Männern mit weitblickendem und sicherem Urteil, Erfolg verbürgen. So sehr die „Arbeiter“ auch zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten nach dem Mass ihrer Fähigkeiten heranzuziehen sind, so sehr erwünscht scheint doch auch die Anteilnahme von Angehörigen anderer Berufsstände; denn sonst gewinnt die Erörterung und Vertretung der Arbeiterinteressen und auch die Pflege der Arbeiterbildung nur zu leicht den Charakter der Ausschliesslichkeit und der Feindseligkeit gegen die andern Gesellschaftsklassen. Im persönlichen Verkehr, im sachlichen Meinungsaustausch treten sich auf dem Boden der „Evangelischen Arbeitervereine“ hoch und niedrig näher; es wächst beiderseitig das soziale Verständnis, wodurch der soziale Frieden angebahnt wird. —

Ein schweres Verschulden trifft viele Männer von Stand und Bildung, dass sie sich so gut wie gar nicht um die Leiden und Freuden, um die Weltanschauung ihrer niederstehenden Volksgenossen kümmern. Höchstens kurz vor den Wahlen steigen sie einmal vom hohen Olymp ihrer bevorzugten Lebensstellung in die Volksversammlung „herab“, um durch eine Rede oder auch bloss durch die stumme Anwesenheit, Stimmen für die „gute Sache“ zu werben. Aber dergleichen zieht nicht mehr. Wollen die Höherstehenden nicht bloss die Wahlstimmen, sondern auch die Herzenstimmung des Volkes für sich gewinnen, so müssen sie der Volksseele nähertreten. Das geschieht nicht bloss in gemeinsamer Arbeit, sondern auch in gemeinsamer Feier. Unsere vaterländischen Volksfeste entbehren je länger je mehr allen idealen Gehaltes. Nicht viel besser steht es mit vielen Landwehr- und Kriegerverbänden. Die Gesangvereine in der Stadt und namentlich auf dem Lande pflegen nicht den erhebenden Volks- und Kunstgesang, sondern eine ganz elende Bänkelsängerei. Trinken, tanzen und tags darauf der unvermeidliche Jammer, das ist der feststehende Verlauf fast aller öffentlichen Feste, sie heissen wie sie wollen. Das führt aber notwendig zur wirtschaftlichen und geistigen Verödung. Wenn nun die besser Gesinnten in Rat und That ihren Einfluss stärker geltend machen und sich nicht gleich, wenn ihnen eine Äusserlichkeit nicht gefällt, persönlich zurückziehen wollten, dann würden die „gemischten Gesellschaften“ bald die allerinteressantesten sein. Die Wirtshaus- und Theatersucht wird nachlassen, wenn das Erholungs- und Vergnügungsbedürfnis eine sinnigere und weniger kostspielige Befriedigung findet.

Doch ich höre den „Welt- und Menschenkenner“ mit überlegenem Lächeln einwenden: Guter Freund, das ist in der Theorie alles schön, aber in Wirklichkeit ist's doch nur verlorene Liebesmüh. Der herrschende Geschmack ist bereits so verdorben, das Misstrauen so tief eingewurzelt, das Verständnis für ideale Zwecke so gering, dass man nur Misserfolg und Undank erntet, selbst wo man Liebe und Eifer säet. Zudem entzieht sich die Masse, von falschem Freiheitsdrang und krankhaftem Selbstgefühl erglühend, jeder geistigen Leitung und Beeinflussung. — Ich bin weit davon entfernt, das Begründete in derartigen Einwürfen zu verkennen; im Gegenteil, ich füge noch hinzu: Es giebt ganze Gegenden von solcher Unkirchlichkeit und einer solchen Unfähigkeit, geistige Interessen zu pflegen, dass beispielsweise mancher Pfarrer, der ausser seinem Kirchendienst eine im obenerwähnten Sinne geartete Thätigkeit entfalten wollte, gar bald die Erfahrung machen würde, dass auch nicht eine Seele in seiner Gemeinde sich fände, auf die er sich im Ernstfall verlassen könnte. Wem das Talent fehlt, sich selbst zu täuschen, wird in der letzteren Bemerkung keine pessimistische Übertreibung erblicken. Schlimmer noch als auf dem platten Lande liegen die Dinge in den Land- und Kreisstädten. Die Honoratioren und andere subalterne Lokalgrössen, die eifersüchtig und kleingeistig ihre Stellung wahren, werden sich misstrauisch gegen jede soziale Neuerung, die sie aus dem Gewohnheitsgleise herausbringt, auflehnen. Dass durch die elende Kleinstädterei das freie Hervortreten, wie es dem freien Zuge des Herzens und der Forderung der Zeit entspricht, ungemein erschwert wird, liegt für jeden, der sehen kann, auf der Hand. Allein ganz unmöglich ist es auch hier nicht. Unverhältnismässig aussichtsreicher als in der enghorizontigen Kreisstadt gestaltet sich das christlich-soziale Beginnen in der Grossstadt. Die Gegensätze sind bewusster, die Interessen mannigfaltiger. Kampfesfreudige reformatorisch gesinnte Männer finden hier ihr Element und auch immer Anhänger.

Freilich, im letzten Grunde liegt die Entscheidung über den Erfolg nicht sowohl in den äusseren Verhältnissen als im persönlichen Verhalten. Darauf kommt viel an. Gebildete, sofern sie für volkserzieherische Bestrebungen begeistert sind, müssen sich nur ja vor dem Schein der schulmeisterlichen Belehrung oder der überlegenen Bevormundung hüten. Der kleine Mann hat selbst bei unbeholfener Ausdrucksweise manchmal mehr originale Auffassungen als mancher formal geschulte Kopf. Es giebt ganz sicherlich unter Handwerkern und Arbeitern mehr geborene Philosophen als unter Grafen und Rentiers. Was das Volk fesselt, ist nicht der pastorale Kanzelton, auch nicht der professorale Gelehrtenton,

noch viel weniger der „langgezogene Syrupstil" der Eintönigkeit, sondern der frische Herzton des natürlichen Empfindens. Bei Vereinen, deren Mitglieder verschiedenen Berufsständen angehören, wird es sich empfehlen, wenn die Gebildeten auch den kleinen Mann sich an der Leitung der Angelegenheiten beteiligen lassen, und ihm hierdurch Gelegenheit verschaffen, seine Fähigkeiten zu entwickeln, Vertrauen zu sich selbst und Liebe zur gemeinsamen Sache zu gewinnen. Überlegenere Einsicht und ein grösseres Mass von Kenntnissen finden schon ganz von selbst, auch ohne kleinliches Betonen der höheren Rangordnung die wohlverdiente Autorität.

Mehr Verständnis seitens der Hochstehenden und Gebildeten für die geistige Lebenslage der niederen Volksklassen, eine persönlichere Anteilnahme an des Volkes unverschuldeten Leiden und berechtigten Freuden, das ist eine unerlässliche Forderung, wenn die Entfremdung zwischen gebildet und ungebildet und namentlich auch zwischen den verschiedenen Arten von Bildung nicht noch mehr zunehmen soll.

6. Das juristische Recht und die moralische Verpflichtung des Privateigentums.

Wie die Gebildeten die Rechte und Pflichten ihrer Stellung nur ausüben können, wenn sie das Wesen und die Aufgabe der Bildung klar erkannt haben, so müssen gleicherweise die Besitzenden sich eine sittlich begründete Ansicht vom Eigentum verschaffen. Das letztere ist um so nötiger, da vor allem über die Einrichtung des Privatbesitzes die sozialen Anschauungen im Streite liegen. Zwei Grundauffassungen stehen sich schroff und unversöhnlich gegenüber: die individualistische und sozialistische. Vom ersteren Standpunkt aus wird behauptet: jeder kann mit seinem Besitz, den er sich rechtmässig erworben, oder der ihm durch Erbe oder Schenkung zugefallen, schalten und walten, wie es ihm beliebt. Kein Mensch hat das Recht in die nach freiem Belieben getroffene Verwendungsart hineinzureden; auch der Staat und die Gesetzgebung hat sich nicht einzumischen. — Das gerade Gegenteil dieser Auffassung bildet die grundsätzliche Bestreitung des Privateigentums. Die sozialistische Ansicht lautet: Wie über uns der Himmel allen gehört, so soll auch die Erde unter uns allen gemeinsam sein. Grund und Boden ist die Quelle aller Güter und Werke. Die Erde aber hat den Zweck, alle Menschen gleichmässig zu erhalten. Dem gleichen Menschenrecht entspricht der naturrechtliche Anspruch auf gleichen Anteil an den Gütern. Keiner hat ein Recht, für sich ein Stück Land oder ein Kapital sein ausschliessliches Eigen-

tum zu nennen. Wer es thut, der begeht einen Diebstahl. Lassalle nannte das Privateigentum: „Fremdtum", d. h. er meinte damit, es gehöre einem andern gerade so gut und wer das ausschliessliche Besitzrecht geltend mache, eigne sich widerrechtlich fremde Ansprüche an. Die moderne, kommunistische Sozialdemokratie folgt hierin dem französischen Sozialisten Proudhon und erklärt in aufreizender Weise jedes Privateigentum für einen Raub, für Betrug, begangen an dem wirtschaftlich Schwächeren, an dem Arbeiter. Dementsprechend werden die Kapitalisten, alle ohne Unterschied, als bewusste oder unbewusste Blutsauger, Ausbeuter, Betrüger an den Pranger öffentlicher Verachtung gestellt, während die „Arbeiter" als von einem chikanösen Schicksal geplagte Märtyrer, als ausgebeutete Lohnsklaven bejammert und als kulturproduzierende Arbeitshelden bejubelt werden.

Obwohl manchesterliche Individualisten und demokratische Sozialisten sich äusserlich aufs heftigste befehden, so sind sie sich doch geistig verwandter als sie glauben; denn das gemeinsame Band, das die beiden Anschauungen innerlich verbindet, ist der Eigennutz. Nur die Form zeigt eine Verschiedenheit. Im einen Falle dient das rücksichtslose Geltendmachen der Einzelinteressen, im andern das der Gesamtinteressen als das beste Mittel zum Lebensgenuss. Wie der Unglaube nun das Bildungsideal schändet, so zerstört der Eigennutz, gleichviel ob individuell oder sozial, das persönliche und allgemeine Glück. Und wie sich der Unglaube in das verführerische Gewand einer falschen Wissenschaftlichkeit wirft, so der Egoismus in das der Klugheit. Allein die Selbstsucht ist die grösste sittliche Thorheit. Sie verschafft Spezialerfolge und endigt mit dem Generalbankerott. Was die Selbstsucht, profitwütig, an einer Stelle aufbaut, reisst sie an hundert anderen nieder. Der Egoismus, wo und wie er sich zeigt, stirbt früher oder später an seinen eigenen Erfolgen; er erzeugt eine geistige Herzverfettung, welche zum Herzschlag führt. Während Schiller die Liebe die mitherrschende Bürgerin in einem blühenden Freistaat nennt, erscheint ihm in seinen „philosophischen Briefen" der Egoismus als „ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung". Nicht der maschinelle Grossbetrieb, nicht das Grosskapital, nicht die technischen Neuerungen im Erwerbs- und Verkehrsleben haben die Krisen der Gegenwart verursacht. Die neuzeitliche Art der Gütererzeugung ist das Ergebnis einer gewerblichen Entwickelung: an sich weder gut noch schlecht. So wenig es dem Gebote Gottes widerstreitet, wenn der Mensch seine geistigen Anlagen ausbildet, ebensowenig wenn er die Naturkräfte in seinen Dienst stellt und mit deren Hilfe Güter in Massen hervorbringt. Nicht Dampf und Elektrizität, nicht Maschine und Kapital ist an dem

herrschenden Übel schuld, sondern allein krasser Egoismus, welcher das ganze Erwerbsleben durchdringt. Wenn die Manchestertheorie den Egoismus als die Triebfeder aller kulturellen Entwicklung erklärt, so steht sie sittlich nicht höher als die Sozialdemokratie mit ihrer Behauptung: die Unzufriedenheit sei die Voraussetzung des ökonomischen Fortschrittes. Nein, der ungezügelte Egoismus, sei's in der Form von Geldsucht oder von Unzufriedenheit, wirkt immer atomisierend, entgliedert den gesellschaftlichen Organismus, sprengt die nationale Zusammengehörigkeit. Es waren traurige Zeiten, als in Deutschland dank einer staatlichen Ohnmacht ein Stand wider den andern die Fahne des Kriegs erhob. Nun ist unser Vaterland staatlich geeint und mächtig, aber auf dem sozialen Boden sind die Geister der Zwietracht wieder aufgestanden. Die selbstsüchtigen Interessen der Berufsstände befehden sich in der Gegenwart nicht minder verderblich als einst die Ritter und die Städter. In dem sozialen Feuerbrand verzehrt sich die Kraft und Grösse der Nation, die Einheit der Gesellschaft. Will man der überhandnehmenden Zerklüftung, als deren letzte Ursache sich eine verkehrte Auffassung vom Wesen und Zweck des Privateigentums ergiebt, mit Erfolg entgegentreten, die vom Egoismus geschlagenen Wunden heilen, so kann dies nur durch die Verwirklichung der christlichen Auffassung vom irdischen Gut geschehen.

Mittelalterliche Kirchenlehrer haben zuweilen im Hinblick auf die vielen sittlichen Gefahren, denen der Reichtum ausgesetzt ist und unter einseitiger Hervorhebung, dass die Erde alle Menschen zu ernähren bestimmt sei, den Eigenbesitz als Folge der menschlichen Sünde, ja als Sünde selbst bezeichnet. Aber diese Urteile sind für uns nicht massgebend und die Berufung moderner Sozialdemokraten auf etwaige Bibelstellen und Kirchenlehren muss schon deshalb als ein Scheinmanöver abgewiesen werden, weil ja der materialistische Sozialismus die religiösen Voraussetzungen, von denen einzelne Kirchenlehrer und einseitige Bibelausleger ausgehen, nicht zugiebt. Die Bibel lehrt nicht die Notwendigkeit der Gütergemeinschaft. Die vielberufene Schilderung von der ersten Christengemeinde in Apostelgeschichte 4, 32—35 beweist gar nichts zu gunsten des Kommunismus. Die Thatsache, dass viele Christen freiwillig ihre Güter verkauften, um dadurch der Gemeinde-Armenkasse grosse Zuwendungen machen zu können, kann nur als ein erhabener, in den damaligen Zeitverhältnissen begründeter Ausdruck einer feurigen begeisterten Liebe gelten.

Nicht die damalige Form, wohl aber der Geist, der sie schuf, bleibt für alle Zeiten vorbildlich, der Geist opferfreudiger Liebe, welcher

nicht wie herzloser Eigennutz trennt und verwundet, sondern sozial versöhnt, heilt, ausgleicht. Eine solche Auffassung entspricht den Grundsätzen der heiligen Schrift, welche in zahlreichen Sprüchen und Gleichnissen von den Reichen fordert, dass sie sich der Not der Armen brüderlich und barmherzig annehmen, sich nicht gegenseitig abschliessen und das Gute, das sie thun, nicht thun um der Menschen Gunst, sondern Gottes und des Gewissens Wohlgefallen zu erwerben. Nicht nur unmittelbare Ausbeutung ruft das Strafgericht Gottes gleichsam vom Himmel hernieder, sondern auch die herzlose Pflichtvergessenheit. Besitzende, wenn sie Christen sind, haben nicht nur für das, was sie thun, sondern auch für das, was sie unterlassen, die Verantwortung zu tragen. Der Spruch: „Wer da weiss Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist's Sünde" findet eine erschütternde Illustration in der bekannten Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus.

Wenn die „Apologie", eine Bekenntnisschrift unserer Kirche, sagt: „Eigenes haben, Güter haben ist eine weltliche Ordnung" (civilis ordinatio), so entspricht das dem Geist des Neuen Testamentes. Dasselbe verwirft nicht den privaten Besitz und was damit verbunden ist, das Erbrecht; wohl aber fügt es der „weltlichen Ordnung" das göttliche Gebot hinzu: an den Besitz nicht das Herz zu hängen, keinen Nebengott daraus zu machen. Geld und Besitz sollen als Mittel, nicht als Zweck; als Diener, nicht als Herren betrachtet werden. In der Bibel herrscht die soziale Idee, dass Gott der eigentliche und absolute Eigentümer aller Dinge ist; der Mensch kann und soll sich ein Besitzrecht daran erwerben; aber im Bewusstsein des obwaltenden Grundverhältnisses soll er den Besitz, den er von Gott hat, auch für Gott, d. h. im Dienste, zum Segen der Mitmenschen verwenden. Gott ist der Oberherr, der menschliche Besitzer ist der Haushalter, der vor Gott einst Rechenschaft von seinem Haushalten zu geben hat. Der wahre Christ darf sein Eigentum also nicht in den ausschliesslichen Dienst seiner selbstsüchtigen Begierden und Launen stellen. Es liegt in dieser Auffassung eine tiefe soziale Weisheit. Es muss in der Welt eine Verschiedenheit im Besitz geben, wie auch eine Mannigfaltigkeit der Gaben zur Entwicklung des Lebens erforderlich ist. Ein grösserer Besitz verleiht einen grösseren Unternehmungsgeist, dessen Schöpfungen wiederum dem Fortschritt der Gesamtheit zu gute kommen. Wenn wirklich alle Menschen auf Erden den gleichen (mittleren) Besitz hätten, so würde das ebenso sein, wie eine Armee mässiger Soldaten, ohne hervorragende Heerführer. Aber wie ein echter Heerführer die Truppen nicht benutzt, um seinen

Ehrgeiz zu befriedigen, sondern wie er für seine Leute sorgt und sie zum Siege führt, so muss auch der einsichtsvolle Kapitalist seine überlegenere Wirtschaftskraft der Gesamtheit zu nutze machen. Das Christentum, da wo es lebendig und stark ist, erhält also einerseits die mit dem Privatbesitz verbundenen Vorteile, verhütet aber andererseits durch seine moralischen Forderungen einen schnöden Missbrauch. Dieser Auffassung widerstreitet nicht die Meinung der neueren Volkswirtschaftslehrer, welche nach Stuart Mills Vorgang in der Nationalökonomie mehr sehen als der in ein Wirtschaftssystem gebrachte Eigennutz. Der genannte grosse englische Soziologe bekennt sich in seinem Hauptwerke („Grundsätze der politischen Ökonomie") zu der Ansicht, dass „die Menschheit eines weit höheren Grades von Gemeinsinn fähig sei, als unser Zeitalter sich gewöhnt habe für möglich zu halten; und in demselben Kapitel (II B, 1) bezeichnet er es als vornehmliches Ziel: nicht das System des individuellen Eigentums zu untergraben, sondern seine Verbesserung und die volle Teilnahme jedes Mitgliedes des Gemeinwesens an seinen Wohlthaten zu erstreben. Ganz in gleichem Sinne äussert sich Brentano*), das Haupt der sozialreformatorisch gesinnten deutschen Nationalökonomen: „Gesetzlich soll der Besitzer nicht in der beliebigen Verwendung seines Vermögens behindert sein. Allein selbst wenn sein Vermögen das Resultat seines eigenen Wirkens ist, so ermöglicht doch nur das Gemeinwesen dessen Ansammlung und Erhaltung des Angesammelten. Der Besitzer ist deshalb in keiner Weise berechtigt, dasselbe als ihm zum beliebigen Gebrauch gegeben zu betrachten, sondern nur als von der Gesellschaft ihm anvertraut, um es zu deren grössten Nutzen und Frommen zu verwenden." Man muss doch zugeben, dass die Auffassung der Schrift, welche an die Stelle der „Gesellschaft" Gott setzt, der das Gut anvertraut, sittlich entschieden höher steht und in der Praxis sich auch wirksamer gestaltet. Die christliche Liebe giebt nicht nur die Anweisung, sondern auch die mächtige Triebfeder und die ausführende Kraft zu einem grösseren sozialen Ausgleich der Stände. Nur die Verwirklichung der christlichen Güterlehre und Besitzerpflichten ist imstande zu verhüten, dass die Menschheit in zwei ungleiche Hälften auseinanderfällt, die in dem widergöttlichen, darum unmenschlichen Verhältnis von Raubtier und Lasttier, vor Hammer und Ambos stehend, sich gegenseitig vernichten.

*) Brentano: „Zur Kritik der englischen Gewerkvereine" II, S. 337.

7. Die moralische Initiative in den sozialen Kämpfen.

Die neuen Kalender führen auch ein Verzeichnis der „kritischen Tage". Aber nicht um Tage handelt es sich bei dem gegenwärtigen Stand der sozialen Entwickelung. Unser ganzes Zeitalter ist kritisch durch und durch. Die Krisen hängen am Horizont, wie die Gewitterwolken am Himmel. Viele Gebildete und Besitzende bestreiten dies auch nicht. Sie sehen das Wetterleuchten und hören das Donnerrollen. Da stossen sie in ihrer Angst ins Rolandshorn. Die einen vertrauen auf die Kanonen; andere greifen nach einem Strohhalm. Die meisten, selbst unthätig und unkundig, erwarten die Hilfe „von oben"; aber nicht oben von Gottes Regiment, sondern oben von der Staatsregierung. Allein Gesetze sind Formen; Formen können uns nicht helfen. Gesetze sind Wirkungsweisen, aber nicht Wirkungskräfte. Gesetze sind unproduktiv, sie können wohl abwehren, aber nicht aufbauen. Gegen schlechte Sitten helfen gute Gesetze wenig. Man sagt: medicina curat, natura sanat. Für den Volkskörper bedeuten die Gesetze die Arzenei; aber die Natur heilt. Auf dem Gebiet sozialer Krankheiten ist das Naturheilverfahren entschieden das beste. Es besteht nun darin, dass die noch guten Geisteskräfte im Volke wieder zu solcher Macht gelangen, dass die schädlichen Säfte an zerstörender Wirkung verlieren. Das Kurieren von innen heraus ist nachhaltiger als die Operation von aussen. Aber sollen denn Christen nicht ihr Vertrauen setzen auf die „christliche Obrigkeit"? So gewiss, als das Misstrauen allen Fortschritt, jede Reformthätigkeit hemmt und wirkliche Errungenschaften ihres Wertes entkleidet, so gewiss ist ein sicheres Vertrauen zur Krone und Regierung christlich und deutsch. Aber es giebt auch ein falsches Vertrauen. Es verleitet, wie Fürst Bismarck es unlängst einmal ausgedrückt hat, zu einem „trägen Zuschauen in der Erwartung: die Regierung wird es schon machen". Ein solches Vertrauen, die heuchlerische Maske für bequeme Selbstsucht, ist unmännlich, unchristlich. Alles Unchristliche ist widerspruchsvoll und schlägt ins Gegenteil um. So sind Atheisten als Besitzende und Gebildete für eine starke Regierungsgewalt, ja nicht selten für den Absolutismus; aber als Nichtbesitzende erklären sie sich, bei straffer Durchführung ihrer Lebensauffassung, für den Anarchismus, die Staat- und Gesetzlosigkeit, weil dieser Zustand die Raubtierfreiheit am besten gewährleistet. Mehr Gottvertrauen, dann wächst auch das Selbstvertrauen und mit ihm die Selbsthilfe. Ohne Selbsthilfe ist die Staatshilfe eher schädlich als nützlich. Die Selbsthilfe aber baut unter staatlichem Schutz das Haus der sozialen Reform von unten nach oben und er-

wartet nicht alles von oben her. Wie Leben nur von Lebendigen Verstand nur von Verständigen, Kraft nur von Starken, so wird auch das Gute nur von den Guten und Thätigen ausgehen. Sehr treffend bemerkt der gefeierte Geschichtschreiber Englands, Macaulay, in einer Parlamentsrede, dass „die Verbesserung der Verhältnisse nur durch verbesserte Menschen bewirkt werden könne". Die Annahme der Umgekehrten ist einer der fundamentalsten Irrtümer im sozialdemokratischen System: Sie erwarten neue Menschen von einer neuen Ordnung, gleich als ob ein Bock dadurch zum Gärtner wird, dass man ihm einen Gemüsegarten als Lebensgebiet zuweist.

Liegt die Entscheidung in letzter Instanz in dem Wollen der Persönlichkeit, so müssen die „Gutgesinnten" aus der mattherzigen Unthätigkeit heraustreten; sie müssen die Schlafhaube mit der Sturmhaube vertauschen und selbst an dem Kampf für die Erstarkung des christlichen und nationalen Volkslebens teilnehmen. Aber das heisst nicht kämpfen, wenn man seinen Jahresbeitrag und seinen Namen hergiebt zu einem Verein, etwa zur „Bekämpfung der Sozialdemokratie". Die Gefahr einer grundfalschen Taktik ist nur zu gross. Selbstverständlich muss man jede gesetzwidrige Auflehnung, jede Art von Volksverführung bekämpfen; und zwar um so gründlicher, desto besser. Aber mit einem solchen Kampfe von Fall zu Fall darf man nicht die Methode formaler Bekämpfung verwechseln. Dadurch wird das Übel nicht beseitigt, namentlich nichts Besseres an die Stelle des Schlechten gesetzt. Die Erfahrung aller Zeiten und namentlich der letzten Jahrzehnte lehrt, dass man mit einseitiger, äusserlicher Bekämpfung die gegnerischen Richtungen nicht schwächt. Im Gegenteil: Der gewaltsame Druck von aussen und von oben giebt dem Wertlosen eine unverdiente Bedeutung, verleiht dem innerlich Unhaltbaren eine feste Stütze. Der Sturm der Verfolgung bläst die Flamme wieder an, die vielleicht schon in der Asche der Gleichgiltigkeit zu erlöschen in Begriffe war. Immer wird der politische Irrtum am zugkräftigsten sein, wenn er im Glorienschein des Märtyrertums auftritt. Kurz, besser als alle formale Bekämpfung ist der Versuch, das Übel an der Wurzel zu heilen. Hierbei empfiehlt sich zum Zwecke einer grossen sozialen Reformthätigkeit ein Zusammenwirken, wobei die parteipolitischen Sonderinteressen zurücktreten. Die Engländer sind bei ihrem praktischen Verstande glücklicher daran, als wir fraktionellen und theoretischen Deutschen. Es giebt dort solche Bewegungen, welche das Innerste der Nation berühren, z. B. die sogenannte Temperenzbewegung. Da sieht man Lord und Tagelöhner, Hochkirchler und Dissenters, Konservative und Sozialisten auf einer Plattform; gegenüber dieser Frage schweigen die

politischen und religiösen Gegensätze. Bei uns in Deutschland könnte die Bewegung für Wohnungsreform und Sonntagsruhe, sicherlich aber die für Hebung der öffentlichen Sittlichkeit einen Anlass zum Zusammenwirken der Gutgesinnten aller Stände, namentlich der Gebildeten aller Parteien, abgeben. Eine solche Koalition zu praktischen volkserrettenden Aufgaben ist ja noch keine heilige Allianz und keine politische Fusion. Sollte es nur den Sozialrevolutionären, nicht aber den Sozialreformern möglich sein, sich solidarisch zu fühlen?

Zum Schluss eine Frage, die gewiss manchem Leser aufgetaucht ist: Haben denn die Gebildeten und Besitzenden gegenüber der sozialen Frage nicht auch Rechte? Gewiss, wo Pflichten sind, da sind auch Rechte, und wir verkennen sie keineswegs. Dann weiter: Haben umgekehrt die Ungebildeten und Nichtbesitzenden nicht auch Pflichten gegenüber der Gesellschaft zu erfüllen? Selbstverständlich haben sie das; aber ihre Pflichten aufzuzählen, bietet unser Thema keine Veranlassung. Und wenn die unparteiische Gerechtigkeit es nicht verschweigen darf, dass in den Niederungen des Volkes die sozialen Laster nicht geringer sind als auf den Höhen, so erleichtert doch diese Thatsache nicht das Gewissen der Reichen und Vornehmen. Denn die Sünde der einen entschuldigt nicht, sondern bestraft und rächt die Sünden der andern. Es hat aber seine besondere moralische Berechtigung, gerade nachdrucksvoll den Satten und Lauen, den nach Besitz und Bildung massgebenden Kreisen, am Gewissen zu rütteln. Das bekannte Wort: „Wer hat, dem wird gegeben", erscheint, auf den Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung verpflanzt, wie eine Ungerechtigkeit; und das wäre es auch ohne das andere: „Wer viel hat, von dem wird auch viel gefordert." Je reicher Besitz und Bildung, um so grösser Verpflichtung und Aufgabe. Die moralische Initiative ist keine Last, sondern ein stolzes Vorrecht. Kein Mensch wird doch behaupten, dass es für den Entwickelungsgang gleichgiltig ist, ob die Reform sich als ein Ergebnis wilder Agitation durchsetzt oder aus den freien sittlichen Entschlüssen christlich und vaterländisch gesinnter Männer hervorgeht. Darin hat Lassalle einmal recht, wenn er in seiner Frankfurter Rede vom 19. Mai 1863 ausruft: „Es wäre das grossartigste Kulturfaktum, es wäre ein Triumph des deutschen Namens und der deutschen Nation, wenn in Deutschland die Initiative in der sozialen Frage gerade von den Besitzenden ausginge, wenn sie aufträte als ein Produkt der Wissenschaft und der Liebe, nicht als eine Gärung des Hasses und der wilden sanskulottischen Wut."

Leider haben die meisten Besitzenden bisher zu wenig gethan, um diesen „Triumph des deutschen Namens" zu erzielen; aber täuscht

nicht alles, so ist doch eine Wendung zum Besseren eingetreten. gilt, dafür zu sorgen, dass den vereinzelten Anfängen ein guter] gang folgt. Dazu ist nötig, dass man nicht bloss Opfer an Geld und bringt, dass man vielmehr die ganze Person daran setzt. Die Bildu mittel dürfen nicht mehr als Genussmittel, als Anweisungen auf angenehme Lebensstellung angesehen, sondern sie müssen als Str mittel im Geisterkampf benutzt werden.

Mit Pessimisten und Fatalisten kann man allerdings keine Refo durchsetzen, aber hoffen darf man auch nur da, wo man Grosse Grosses setzt, wo man den Unglauben durch Glauben, Geflimmer d Flammen, Neid und Selbstsucht durch Gerechtigkeit und Lieb überwinden trachtet. Auf dieser Bahn das Banner voranzutragen, gehört vor allem zu dem christlichen und sozialen Beruf der Gebild und Besitzenden.

III.

Die christliche Familie, eine Burg des Glaubens, ein Quellort der Liebe, eine Stätte der Hoffnung.

Festrede,

gehalten auf dem X. Vereinstag des Vereins für christliche Volksbildung zu Köln a. Rh.

Das mir gestellte Thema, „die christliche Familie", kennzeichnet in hervorragendem Masse die Bestrebungen des „Vereins für christliche Volksbildung". Denn eine Volksbildung, welche zugleich eine Volksbeglückung sein soll, eine Bildung, welche nicht in angelernter Verstandsdressur und äusserem Formenschliff besteht, sondern die Geister und Gemüter aller Berufsstände im Innersten erfasst, den Blick auch des kleinen Mannes erweitert, Takt im Auftreten, Sicherheit im Urteil verleiht, das Herz warm und den Charakter fest macht — eine solche christliche Volksbildung hat ihre Lebenswurzeln im Boden eines christlichen Familienlebens. Man kann sagen: die Schicksale des christlich-deutschen Hauses bestimmen das Geschick einer grossgedachten sozialen Reform, bestimmen die Entwicklung des Volksgeistes, die Zukunft unseres Vaterlandes. Darüber waltet wohl keine ernstliche Meinungsverschiedenheit. Gleichwohl wechseln die Ansichten darüber, was allein die Erfüllung der sittlichen Aufgabe der Familie ermöglicht und worin denn eigentlich ihr volles Glück beruht. Eine in der Neuzeit oft wiederholte Ansicht lautet: Gute Einkommens- und Wohnungsverhältnisse, ausreichende Sonntagsruhe, Gesundheit und die Übereinstimmung der Herzen — das sind die Hauptbedingungen zu einem beglückten und beglückenden Familienleben. Fehlen diese natürlichen

und wirtschaftlichen Voraussetzungen, dann verlieren die poetischen Farben, mit denen man das christliche Familienideal ausmalt, ihren Glanz; die schwungvolle Lobrede auf das deutsche Haus wird zur verlogenen Phrase, welche nur Widerwillen, und bei denen, die mit harter Not zu kämpfen haben, nur Hohn und Hass erregt. Wir wollen nicht leugnen, dass viele im theoretischen Eifer den Einfluss der sozialen Verhältnisse auf das häusliche Verhalten verkennen. Diese Unterschätzung ist bedauerlich; aber ebenso auch eine Überschätzung. Die letztere tritt uns hauptsächlich in jener grob materialistischen Einseitigkeit der Sozialdemokratie entgegen, welche meint: der Mensch in seinem Glück und Unglück, in seinen Tugenden und Lastern sei weiter nichts als ein Produkt der äusserlichen Wirtschafts- und Gesellschaftszustände. Diese blinde Anbetung der äusseren Zustände, diese Art von Naturvergötterung ist ein Stück Menschenverachtung. Denn sie stellt das Ebenbild Gottes, ausgerüstet mit Selbstbewusstsein, mit einem Gewissen und dem Gefühl persönlicher Verantwortung, auf eine Stufe mit dem Tier und der Pflanze, welche allerdings willenlose Ergebnisse der rein physischen Existenzbedingungen sind. Nicht so der Mensch. Dennoch fordern auch wir für die leichtere Ermöglichung und ungehemmte Ausbildung eines sittlichen Innenlebens gesunde Aussenverhältnisse. Hierfür spricht schon die Thatsache, dass die Männer, welchen die Erhaltung der christlichen Familie am Herzen liegt, für Sonntagsruhe, für Beschaffung gesunder Wohnungen, für ein gerechteres Verhältnis von Arbeit und Lohn, von Gütererzeugung und Güteranteil kämpfen. Andererseits verhehlen wir uns nicht, dass die regelrechten Lebensformen an sich noch lange keinen befriedigenden Lebensinhalt verbürgen. Denn selbst wenn die „begründeten Forderungen" alle erfüllt wären, so würde daraus noch nicht folgen, was man oft ausspricht oder doch stillschweigend annimmt, dass mit der völligen Beseitigung äusserer Notstände nun gleichsam ganz von selbst im Hause Freude und Eintracht und Zufriedenheit gegeben sei. Nein, hierzu bedarf es noch anderer Mittel; und welches diese Mittel und Kräfte sind, das besagt unser Thema, welches die christliche Familie eine Burg des Glaubens, einen Quellort der Liebe und eine Stätte der Hoffnung nennt. Diese Ausdrücke enthalten einen scharfen Protest wider den ungläubigen, liebeleeren, hoffnungslosen Zeitgeist und einen freudigen Hinweis auf den religiösen Idealismus, ohne welchen es auf Erden kein sittliches Gut, keinen wahren Fortschritt giebt.

Sie alle kennen das bekannte Wort der Engländer: my house is my castle „mein Haus ist meine Burg". Das soll heissen: nur im

eignen Heim kann sich die Familie wohl fühlen. Gewiss: Wer ein Haus allein bewohnt, geniesst vor andern Menschen, die das nicht können, einen grossen Vorteil. Indes der Eigenbesitz der „Burg" sichert noch nicht den Burgfrieden. Aufs Irdische gegründet, kann eine solche „Burg" leicht zerfallen, und es giebt gerade unter den reichen hausbesitzenden Familien unzählige Glücksruinen, die sich aber nicht so romantisch ausnehmen wie die epheuumrankten Burgruinen auf den Höhen am Rhein. Soll aber, um noch einmal im Gleichnis zu reden, die Familienburg eine unerschütterliche Feste im Sturm des Lebens sein, dann muss sie auf dem Fels des Glaubens stehn. Der Glaube in seiner evangelischen Wahrheit und Tiefe giebt einem jeden Leben, auch dem Familienleben, Inhalt und ein Ziel, welches über die vergänglichen Leiden und Freuden des Tages hinausragt und selbst vom Grabeshügel nicht verdeckt wird. Der demutsvolle Glaube an Gott, den Geber aller Gaben, weiht durch die Pflicht der Dankbarkeit das vergängliche Glück und macht's zum bleibenden Segen. Und hinwiederum, der mutige Glaube an Gottes erzieherische Liebe adelt das Unglück zum Kreuz. Das Kreuz, das „heilige Kreuz", wie es Luther nennt, erscheint dem gläubigen Christen im Kampf des Lebens nur als eine andere Form des Segens, als eine Weissagung auf die Palme des Sieges. Man muss die landläufige Meinung als eine starke Übertreibung zurückweisen, dass die äussere Not allemal das Laster und die Unzufriedenheit in ihrem Schosse berge. Der bekannte Londoner Arbeiterführer John Burns sagte mir einmal, als wir dieses Thema streiften: „Wenn die Armut zur Thüre hereinkommt, dann fliegen die zehn Gebote zum Fenster hinaus." Hiermit sprach er aus, was viele diesseits und jenseits des Kanals im Stillen denken. Aber so liegt die Sache nicht. Christliche und häusliche Frömmigkeit scheitert nicht an der Klippe äusserer Not. Das Gegenteil trifft öfter ein. Das bestätigt die Erfahrung aller Zeiten und auch ein wenig bekannter, aber höchst treffender Ausspruch von Lessing: „Den frommen Armen noch ärmer machen, das heisst ihn nur fester mit Gott verbinden." Also weder das Glück mit seinen Versuchungen noch das Unglück mit seinen Anfechtungen vermag die gläubige Familie ihrem hohen Ziel zu entfremden, welches Geibel in dem schönen Verse schildert:

„Das ist die rechte Ehe,
Wo zweie sind gemeint:
Durch alles Glück und Wehe
Zu pilgern treu vereint.
Der eine Stab des andern
Und liebe Last zugleich,
Gemeinsam Ruh, und Wandern
Und Ziel: das Himmelreich."

Ja, denkt vielleicht mancher, das klingt ganz schön und es mag auch wirklich so sein da, wo die Herzen der Eheleute in natürlicher Neigung zusammenstimmen. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist? Es giebt bekanntlich sogenannte „problematische Naturen", d. h. solche, die an sich nicht schlecht sind, aber nun einmal nicht in die Verhältnisse hineinpassen, in denen sie leben müssen; sie werden darum leicht innerlich unbefriedigt und ruhelos, äusserlich unberechenbar und unverständlich. Ich möchte nun sagen: es giebt auch „problematische Ehen". Beide Teile, einzel genommen nicht unrecht, machen nach einem kurzen Scheinglück die Erfahrung, dass die Ehegemeinschaft kein wahres Herzensbündnis sei, sondern ein trauriger Irrtum, eine augenscheinliche Unmöglichkeit. Aber Irrtümer sind nicht unheilbar und bei Gott, mit Gott, ist kein Ding unmöglich. Die Heilung, an welcher Verstandesklugheit und Menschenkunst zweifelt, bringt der Glaube. Glaube ist Hingabe; Hingabe des Herzens an Gott. Wo aber Menschenherzen sich mit dem Gottesherzen verbinden, da kommen sie sich trotz Erkaltung und Entfremdung wieder nahe. Droht eine Familie sich innerlich zu verlieren, im Glauben liegt die Möglichkeit und die Kraft des Sichwiederfindens.

„Das Band, das uns verbindet
Löst weder Zeit noch Ort;
Was in dem Herrn sich findet,
Währt in dem Herrn auch fort."

Man hat oft daran erinnert, dass ein gesunder Familiengeist dem Manne erst die ganze Männlichkeit, der Frau die echte Weiblichkeit und dem Kinde die rechte Kindesart gewährt. Was ist nun des Mannes Element? der Kampf! Und hierin wird es ihm niemals an Mut und Freudigkeit fehlen, wenn in seinem Herz und Haus der Glaube lebt. Oder hätten etwa jene recht, die behaupten: die Religion sei allenfalls noch gut für Frauen und Kinder, aber der Mann komme auch so aus? Ja, die Religion wird allerdings eine Kindesseele beglücken und das Frauengemüt trösten, aber sie stählt auch ein Mannesherz, dass es ausharrt im heissen Kampf, den der Beruf und das öffentliche Leben fordert. Glauben ist nichts unmännliches, auch nichts undeutsches. Ernst Moritz Arndt, dieser deutsch-nationale Prophet antwortete auf die Frage: „Wer ist der Mann?" — „Wer glauben kann!" Nicht obwohl, sondern weil in der Brust dieses edlen Freiheitskämpfers ein kühnes Herz schlug, darum scheute er sich nicht, das Glaubensbekenntnis voll Mut und Demut abzulegen:

„Ich weiss, an wen ich glaube,
Ich weiss, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Staub und Rauch verweht. . . . .

Ich weiss, was ewig dauert,
Ich weiss, was nie verlässt.
Auf ew'gen Grund gemauert,
Steht diese Schutzwehr fest. . . . .

Es sind des Heilands Worte,
Die Worte fest und klar;
An diesem Felsenhorte
Halt' ich unwandelbar."

Nun wird ja kein ernstes Menschenleben immer frei vom Zweifel sein. Er blieb selbst dem frommen Sänger (Psalm 73) angesichts der vielen Widersprüche und ungelösten Lebensrätsel nicht erspart. Wenn Geschichtsthatsachen, Lebenserfahrung, Naturbetrachtung uns hundertfach die leuchtenden Spuren Gottes zeigen, so sind es auch tausend Dinge, die das Ausrufungszeichen hinter dem Gottesglauben in ein Fragezeichen verwandeln. Aber der ernste Zweifel, der einem sittlichen Erkenntnistrieb und nicht einer leichtfertigen Zweifelssucht entstammt, wird zuletzt immer bei der christlichen Wahrheit anlangen. Der Zweifel ist stets eine geistige Dämmerung; bei einer gewissenhaften Gesinnung folgt darauf das herrliche Morgenrot und Tageslicht des Glaubens und nicht die trübe Nacht des Unglaubens.

Heinrich v. Treitschke sagt in seinem grossen Geschichtswerke: „Es war der Ruhm der Deutschen gewesen, dass sie niemals auf der Bank der Spötter gesessen, dass ihre freien Köpfe stets mit Kühnheit, aber auch stets mit Ehrfurcht an das Heilige herangetreten waren." Und wir fügen aus voller Überzeugung hinzu, da wo man über das Religiöse frivol redet und schreibt, da fühlt man nicht deutsch und christlich, sondern französisch und reform-jüdisch. Nicht wahr, was unser Väter Ruhm war, das soll auch unser Ruhm sein und bleiben: Wir wollen als Männer mit Ehrfurcht glauben und mit Kühnheit handeln.

Noch eins! Man redet in unseren Tagen so viel von der Notwendigkeit einer Erstarkung des kirchlichen Lebens. Indes eine kraftvolle Kirchlichkeit ist undenkbar ohne eine christliche Häuslichkeit. Die gläubige Familie muss unserer teuren evangelischen Kirche einen inneren Rückhalt bieten; sonst wird sie im öffentlichen Leben niemals den Einfluss gewinnen, dessen sie zu ihrer Arbeit an der Gesundung der Volksseele bedarf. Erst wenn in deutschen Landen die Familien als Glaubensburgen neu erstehen, dann, aber nur dann, fallen die Teufelskapellen, welche ein gottloser Zeitwahn um die Kirche Christi gebaut hat.

Unsere evangelische Sittenlehre fordert die lebensvolle Verbindung von Glaube und Liebe. Nur wo man wirklich glaubt, kann man herzlich

lieben. Denn die wahre Liebe ist keine Frucht am Baume des selbstsüchtigen Menschen, sie ist kein rohes Naturprodukt; vielmehr eine göttliche Gnadenthat, ein Privileg, welches Gott, der König im Reich der Liebe, den Seinigen gewährt. Bildet in einer Familie der Glaube das geistige Fundament, dann gilt die Liebe als das oberste Hausgesetz. Zur Liebe gehört aber die Treue. Sie sind unzertrennlich wie die beiden Herzkammern in des Menschen Brust. So urteilt aber nicht die leichtsinnige Lebewelt. Die sittenlose Bourgeoisie und die unsittliche Sozialdemokratie beweisen darin, trotzdem sie sich äusserlich hassen, so recht ihre geistige Verwandtschaft, dass sie in voller Übereinstimmung die treue Liebe als einen Akt der Dummheit verlachen. Es giebt in der Neuzeit wohl kaum einen picanten Roman oder ein sensationelles Theaterstück, in dem es sich nicht um einen Ehebruchsskandal handelt. Man feiert die Ehebrecher als Romanhelden und verhöhnt die Treue, dies heilige Erbe unserer Väter, als Gimpelei. Gewissenhaftigkeit soll die Kunst zu leben beeinträchtigen. Man verherrlicht die „freie Liebe". Aber das Wort von der freien Liebe ist eine freche Lüge. Wahre Liebe ist nicht frei, sondern gebunden; gebunden an Pflicht und Gewissen. Von dieser moralischen Gebundenheit befreit, verliert die Liebe ihren Seelenadel, sinkt in den Staub und erscheint im Bilde eines Weinstockes, der losgelöst vom stützenden Stamm an der Erde verwildert.

Die wirkliche Liebe als lebensgestaltendes Prinzip lässt den Mann Hausherrn sein, aber nicht Hausdespot, macht die Frau zur dienstbereiten Gehilfin, aber nicht zur Haussklavin.

Wenn nun die christliche Liebe gleicherweise ein Mannesherz und ein Kindesgemüt beseelt, so ist sie doch in besonderem Grade das Lebenselement und Wirkungsgebiet der Frau. Das Haus, welches der Mann in mühevollem Kampfe baut, erhält, verteidigt, — das schmückt die Liebe der Frau; sie ermöglicht, dass der deutsche Mann das bereits erwähnte englische Sprüchwort auch so übersetzen kann, dass er sagt: mein Haus ist meine Heimat. Wer wollte bezweifeln, dass die liebende Gattin manche Verdriesslichkeit zu bannen und das rauhe Alltagsleben mit Freundlichkeit zu verklären vermag?

„Das ist der Frauen schönste Gottesgabe,
Dass sie das Kleinste selber uns vergolden
Mit einem Lichtstrahl, einem Herzensholden."

Jede Liebe, auch die in der Familie, fordert Opfer, sie heissen: Selbstverleugnung, Entsagung, das geduldige Tragen eigener Last und das teilnehmende Mittragen von des andern Last. Auf diesem harten

Boden wächst der Lorbeer für des Weibes Ruhm. Es giebt ein männliches Heldentum im Waffendienst; es giebt aber auch ein weibliches Heldentum im Samariterdienst. Und es ist die Art dieses dienenden, aufopferungsvollen Heldentums, dass es seine schönsten Triumphe gerade im Kleinen und Verborgenen feiert. Aber Gott, der in's Verborgene sieht, wird's vergelten öffentlich. „Frauen, die das Licht des Lebens und der Liebe Christi in sich aufgenommen haben, pflegen es auf dem heiligen Altar des Hauses.“*) Aber was Frauenliebe im häuslichen Kreise wirkt, das segnet Gott im öffentlichen Leben, das kommt den Bestrebungen für soziale Reform und innere Mission zu gut. So übt die von Liebe beseelte Frauenthätigkeit einen indirekten, aber wirkungsvollen Einfluss aus auf die Gestaltung des ganzen Volkslebens.

Gar mannigfach sind die Mittel, die man in der Gegenwart als Ausweg aus den sittlichen und sozialen Gebrechen vorschlägt. Volkswirtschaftliche Gesetze und staatsmännische Klugheit können vieles bessern, manches Unheil verhüten; Polizeimassregeln und Strafrichter sind auch nicht zu entbehren. Aber mit alledem kann man die kranke Zeit nicht heilen. Das Unrecht kann man mit Gewalt übertrumpfen, aber nicht überwinden. Gesteht man zu, dass gewissenloser gewinnsüchtiger Eigennutz unserm Volke tausend Wunden geschlagen hat, so liegt auf der Hand, dass eine Heilung von Innen heraus, eine moralische Überwindung der durch Hass und Misstrauen verschärften Gegensätze nur möglich ist, durch eine Geistesart, deren Vorbild jene opferbereite, selbstverleugnende Liebe ist, wie sie im christlichen Hause geübt wird. In diesem Sinne kann das christliche Haus als der Quellort einer Zeitströmung betrachtet werden, welche in einer besseren Zukunft mündet.

Eines der grössten Laster in der Gegenwart ist die überhandnehmende Hoffnungslosigkeit; oder wie man mit einem Fremdwort sagt: der Pessimismus. Der Pessimismus ist eine geistige Modekrankheit, eine verhängnisvolle Verirrung im Zeitgeschmack; er frisst am Mark alles Lebens, macht das Herz matt, den Geist flügellahm und tötet den Mut und die Arbeitsfreudigkeit. Ein solch trostloser Unmut ist weder christlich noch patriotisch. „De patria nunquam desperandum“, „am Vaterland darf man nicht verzweifeln“. Wir thun's auch nicht. Christen sind keine Trauerweiden, sondern Eichenstämme; sie senken weder ihr Haupt noch ihre Fahne, mögen auch die Feindesscharen wachsen und die religionsfeindlichen Zeitstürme brausen. Freilich, wie wir die mattherzige Verzagtheit verabscheuen, ebenso auch

*) D. Wichern: „Der Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche.“ Vortrag, gehalten auf dem VII. Kongress für „Innere Mission“ zu Lübeck.

eine bequeme Hoffnungsseligkeit, die meist von Unkenntnis und Unverstand herkommt. Der Leichtsinnige hofft auch; er nimmt die Dinge nicht ernst; er leugnet die Grösse der Gefahr, natürlich nur um in seinem Genussleben nicht gestört zu werden. Ein solches Hoffen ist thöricht und gefährlich.

Die klassische Stätte aber, gleichsam der geistige Mutterboden für eine sittlich berechtigte und notwendige Hoffnung, die man nicht aufgeben darf, will man sich nicht selber aufgeben, sehen wir in der christlichen Familie; insonderheit in ihrem jüngeren Nachwuchs. Denn im Garten der Jugend blüht des Volkes Frühling, grünt der Kirche Zukunft. Es wird erzählt, dass unsere Reformatoren in sorgenvollen Zeiten doch hoffnungsfroh in die Zukunft schauten, wenn sie den Eifer gewahrten, mit welchem ihre und andere Kinder die neue Lehre in's Herz schlossen. So lange noch ein christlicher Geist im deutschen Hause waltet, brauchen auch wir nicht zu fürchten. Denn was Vater und Mutter, diese gottbegnadeten Jugendbildner, ihren Kindern in's Herz, wie in ein lebendiges Buch schreiben, diese Schrift der Elternliebe, auch wenn sie später verblasst, wird doch niemals völlig ausgetilgt. Umgekehrt, was man in der häuslichen Kinderstube versäumt, kann in der öffentlichen Schulstube nur schwer, manchmal gar nicht wieder nachgeholt und gut gemacht werden. Das Haus aber, in welchem durch der Eltern Wort und Beispiel den Kindern schon frühzeitig Gottesfurcht, Liebe zu Kirche, zu König und Vaterland eingeprägt wird, gestaltet sich zu einer Stätte nationaler und religiöser Hoffnung.

Was vielen den Blick mit Bangigkeit füllt, ist allenthalben das Schwinden von Autorität und Pietät. Diese Worte stehen nicht im Programm der Sozialdemokratie, auch nicht im Lexikon der liberalen Aufklärung. Denkt man sich aber einmal Pietät und Autorität völlig beseitigt, so wäre das für unser Staatssystem gerade so, als nähme man die Sonne aus unserm Planetensystem. Die christliche Familie mit ihrer Elternautorität und Kindespietät stellt sich somit als ein schützender Damm gegen die heranrollende Flut.

Es ist oft die Rede von einer Weltgefahr. Worin besteht sie? Nicht allein in der Sozialdemokratie als einer politischen Partei; sondern in einer unsittlichen, gottlosen Weltanschauung, deren Familienideal man weder Familie noch Ideal nennen kann. Das ist die grosse internationale Umsturzpartei, welche die geistigen Fundamente der Familie umstürzt. Darum: Wollen wir „staatserhaltend" sein, so müssen wir die Familie erhalten. Die fromme Familie ist so sehr Gottesordnung, dass Propheten und Apostel, ja unser Heiland selber unser Verhältnis zu dem Herrn und dessen Eigenschaften in Ausdrücken schildern,

welche dem Familienleben entlehnt sind. Sie preisen Gottes Vatergüte und Muttertreue und fordern von uns Kindesglauben.

Das ist also die christliche Familie: im allgemeinen Kampfgetümmel ein Friedensort; auf der irdischen Pilgerfahrt eine Heimat; in dem selbstsüchtigen Getrenntsein ein Herzensbund, über dem das Dreigestirn Glaube, Liebe, Hoffnung leuchtet. Pflegen wir einen solchen Familiengeist, dann erlangen wir nicht bloss einen Segen für uns; sondern wir dienen auch unsern Kindern, unserer evangelischen Kirche und unserem geliebten Volk und Vaterland.

IV.

Neuzeitliche Thatsachen und christliche Grundsätze zur Frauenfrage.

1. Die traditionelle, die radikale und die sozialreformerische Auffassung.

Die Frauenfrage berührt die innersten Interessen im Volks- und Wirtschaftsleben, sie wird ein Stück Existenzfrage für die moderne Gesellschaft, ein Problem für das Christentum. Es gehört allerdings zu den Einseitigkeiten des sozialpolitischen Sprachgebrauches, wenn man mit scharfer Accentuierung einfach behauptet: „die soziale Frage ist Frauenfrage". Gleichwohl enthält die letztere einen weitreichenden Thatsachen- und Ideenkomplex, und es vereinigen sich in dieser Kollektivfrage viele Einzelfragen, an denen Theologen und Moralisten nicht minder beteiligt sind als Nationalökonomen, Philosophen und Sozialreformer. Bezeichnend bleibt es doch auch, dass das Haupt der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel, sein Buch über die sozialisierte Zukunftsgesellschaft: „Die Frau" betitelt hat. Das ist wohl nicht bloss aus sensationslüsternem Reklamebedürfnis, oder gar aus ritterlicher Galanterie gegen das schöne Geschlecht geschehen.

Die Litteratur der Frauenfrage ist keine geringe. Und dieser litterarische Strom schwillt noch immer an. Leider aber haben die meisten Zuflüsse ihr geistiges Quellgebiet nicht auf den Höhen christlicher Wahrheit. Vertreter der evangelischen Kirche haben sich bisher verhältnismässig wenig an der Erörterung dieser sozialen Lebensfrage beteiligt. Die grossen Verdienste eines Fliedner und Löhe*), welche

*) Beide hervorragende Pfarrer gaben in Kaiserswerth bezw. in Neudettelsau in den 30er Jahren der freiwilligen weiblichen Krankenpflege in dem Stand der Diakonissen eine organisierte Form. Der Diakonissenberuf ist nicht sowohl eine Nachbildung der katholischen barmherzigen Schwestern, als vielmehr die Erneuerung einer weiblichen Berufsthätigkeit, deren Anfänge in die kirchliche Urzeit zurück-

eine praktische Lösung durch ihre institutionellen Schöpfungen, durch die Begründung der Diakonissensache, anstrebten, können unser Urteil nicht umstossen. D. Wichern machte schon vor Jahrzehnten auf dem Lübecker Kirchentag auf den erwähnten Mangel aufmerksam. Er betonte die Notwendigkeit einer erneuten Behandlung des Gegenstandes, indem er die einseitige Konsequenz des an sich richtigen Satzes, „die Frau gehöre ins Haus", bekämpft, die Konsequenz nämlich, dass die Frau gegenüber dem ausserhäuslichen Volksleben zur völligen Passivität verurteilt sei. Im Jahre 1871 auf der bekannten „Oktoberversammlung" zu Berlin wiederholte Wichern seine alte Klage in der kurzen, aber bedeutungsvollen Zusammenfassung: „das weibliche Geschlecht versinkt mehr als man sich gestehen will". Er erklärte eine Erweiterung der weiblichen Berufssphäre für unerlässlich. Wie auf manchem andern Gebiet, so muss man es auch hier als Aufgabe der Gegenwart bezeichnen, das, was dieser klarblickende und vorausschauende Prophet des sozialen Christentums als Forderung aufgestellt hat, in ganzer Tiefe zu erfassen und in zeitgemässer Form konsequent, praktisch durchzuführen. —

Eine besondere Eigentümlichkeit der Litteratur der Frauenfrage liegt in dem Tendenziösen; sie ist vorwiegend Parteilitteratur. Ich kann in diesem Zusammenhang nur wiederholen, was ich in der Vorrede zu dem von mir herausgegebenen und völlig umgearbeiteten Buche des norwegischen Staatsrates Nils Herzberg („der Beruf der Frau und ihre Stellung in der modernen Gesellschaft", Leipzig: Peter Hobbing 1892) behauptet habe. In den meisten Büchern und Broschüren, Vorträgen und Zeitungsartikeln werden fast ausschliesslich unter speziellem Gesichtspunkte Einzelfragen einseitig erörtert. Man vermisst in der Regel eine einheitliche Gesamtauffassung, aus welcher sich ein zusammenhängendes Reformprogramm mit logischer Notwendigkeit ergiebt. Die Verfasser fungieren nicht als unparteiische Richter, welche durch unbefangenes Abwägen der Gründe und Thatsachen erst ein Urteil bilden, sondern als Advokaten, welche durch einseitiges Hervorheben einzelner

reichen. Löhe besonders verlieh der Diakonissenarbeit eine hohe religiöse Weihe. „Die Füsse im Staube niedriger Arbeit, die Hände an der Harfe, das Haupt im Sonnenlicht der Andacht." — Es kommen auf rund 17 Millionen Katholiken 1900 Niederlassungen der barmherzigen Schwestern und auf 32 Millionen Evangelische 1700 Diakonissenstationen. D. Ulhorn, dessen Werk über „die christliche Liebesthätigkeit" (Band III) diese Angaben entnommen sind, erklärt das verhältnismässig späte Entstehen und langsame Wachsen der Diakonissensache aus der deutsch-lutherischen Auffassung, welche das Haus und die Familie als das ausschliessliche Wirkungsgebiet ansieht. Das ist zweifellos ein Erklärungsgrund, aber nicht der einzige.

Momente ein schon vorrätiges Urteil hinterdrein beweisen wollen. Da sind zunächst die Anwälte einer an sich nicht unberechtigten und höchst wohlgesinnten Auffassung. Sie vertreten den konservativen Standpunkt. Ihre Beweisführung ist eine romantisch-ästhetische. Sie reden mit Wärme und Eindringlichkeit von einem überlieferten christlich-germanischen Frauenideal. Sie wurzeln aber mit ihren Anschauungen mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart; nicht als ob das, was der Vergangenheit angehört, an sich falsch sei; aber es fehlt ihnen der Blick für die durch die moderne Industrie hervorgerufene wirtschaftlich-soziale Umwälzung, und demgemäss kommen sie zu keiner rechten Verbindung zwischen dem idealen Soll und dem wirklichen Sein. Das Frauenideal schwebt unvermittelt über den neuzeitlichen Verhältnissen. Die Einseitigkeit bekundet sich in der bereits von Wichern als unhaltbar bezeichneten Auffassung, indem die Anhänger des traditionellen Standpunktes die Frauenthätigkeit bereits für entweiht halten, wenn sie über die Schwelle der eigenen Häuslichkeit hinaustritt. Im schroffen Gegensatz hierzu stehen die weltbeglückenden Wortführer der sog. „Frauenemanzipation", sowohl der liberalistischen als sozialistischen. Sie nennen es eine „verzopfte Sentimentalität", einen unverzeihlichen Anachronismus, wenn man überhaupt noch von einem besonderen, in Natur und Gotteswort begründeten Beruf des Weibes im Heiligtum der Familie redet. Unter den weiblichen Schriftstellerinnen hat besonders die Sozialistin Klara Zetkin in der Broschüre: „Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart" diesem Urteil einen radikalen Ausdruck verliehen. Sie meint u. a. die „Hausfrau", diese Erfindung des dichtenden Spiessbürgertums, gehöre in die Rumpelkammer, ins Raritätenkabinett mitsamt dem unrettbar verlorenen Mittelstand und Kleinbürgertum.

Wir sehen: die wichtige Angelegenheit des Frauenberufs wird durch wohlwollende Kurzsichtigkeit oder durch fanatische Verblendung verzerrt und verkümmert.

Die Wahrheit liegt in der Mitte, d. h. weder in der traditionell-konservativen noch in der radikal-revolutionären, sondern in der sozialreformatorischen Behandlungsweise. Während die traditionelle Auffassung nur ein mühsames Sichfortschleppen im alten Geleise gestattet und das Recht der neuen Verhältnisse auf eine planmässige Berücksichtigung nicht energisch genug anerkennt, leidet der Radikalismus am Fehler des Gegenteils. Er verkennt die Macht historischer Gewordenheiten und sucht die Neuerungen gleichsam mechanisch, weniger auf Thatsachen als auf Theorien, aufzubauen. Die völlige Zerstörung des Überlieferten gilt als die einzige Voraussetzung zum

Entstehen neuer sozialer Gebilde. Allein die Gesellschaft ist ein lebendiger Organismus, der durch gewaltsames Losreissen alter Glieder oder mechanisches Anfügen von neuen, nur verkümmert und verkrüppelt. Vor allem wendet sich der revolutionäre Radikalismus aller Schattierungen mit blindem Hass gegen das Christentum, als ob es jeden Entwickelungsprozess hindere. Allein durch die leidenschaftliche Bekämpfung der christlichen Wahrheit beweist der Radikalismus nur seinen völligen Unverstand; denn gerade das Christentum, welches eine neue Zeit heraufgeführt, neue Kulturen geschaffen hat und noch schafft, fordert ja von dem Einzelnen wie der Gesamtheit ein Fortschreiten vom Alten, sofern es schlecht ist, zum Neuen, Besseren; der neue Wein des Christentums soll in neue Schläuche kommen, die Christen sollen „ein Neues pflügen", sollen nicht in nutzlosen Klagen nach hinten schauen, sondern dem vorgesteckten Ziele nachjagen. Der alte Mensch soll ein neuer Mensch, ja die alte Welt eine neue werden. „Erneuerung" ist ein christliches Programm in einem Wort.

Das Eigentümliche des sozialreformatorischen Standpunktes zeigt sich nun darin, dass die mit dem alten Zustande verknüpften Übel und Gebrechen nicht geleugnet, aber an deren Beseitigung und Verringerung auf dem geheiligten Boden des christlichen Glaubens auch nicht gezweifelt wird. Das Überkommene nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten, sondern die den alten Gesellschaftsformen innewohnenden, ewig giltigen sittlichen Lebensprinzipien neuzeitlich umzugestalten, organisch — anknüpfend und fortführend — weiter zu entwickeln, das erscheint uns wie in der Sozialreform überhaupt, so auch bei den Lösungsversuchen der Frauenfrage das entscheidende Gesetz.

Soziale Schwierigkeiten können ohne klare Erkenntnis der Ursachen nicht wesentlich eingeschränkt oder beseitigt werden. Wie in der Medizin, so ist auch in der Sozialpolitik die richtige Diagnose der erste und wichtigste Akt der Therapie. Es liegt uns zunächst ob, die Thatsachen anzuführen, denen die „Frauenfrage" ihr Entstehen und ihren gegenwärtigen Charakter verdankt.

2. Der wirtschaftliche und geistige Untergrund der nichtchristlichen Emanzipationsbestrebungen.

Die Notstände, an welche man bei dem Wort „Frauenfrage" denkt, haben einen wirtschaftlichen Ausgangspunkt. Diese richtige Thatsache haben die Wortführer der Emanzipation mit Eifer in den Vordergrund gestellt; gleichwohl können ihre Lösungsversuche die Notstände nicht beseitigen. Die wirtschaftliche Entwickelung der Neuzeit hat, das kann man

nicht ableugnen, die hergebrachte Stellung der Frau im Innersten und Tiefsten erschüttert. Der Maschinenbetrieb mit seiner massenhaften und schnellen Gütererzeugung besorgt die Arbeit, welche früher tausend und aber tausend häusliche Frauenhände in Bewegung setzte.*) Unzählige Bedarfsgegenstände, deren selbsteigene Anfertigung ehedem zu dem häuslichen Wirkungskreis gehörte, Bekleidungsstoffe und Beleuchtungsgegenstände, Lebensmittel und Schmucksachen — sie werden von der einheimischen und ausländischen Industrie billig und besser geliefert. So wenig jetzt noch der „Säemann ausgeht" (mit der Hand) „zu säen seinen Samen", ebenso selten füllet die „züchtige Hausfrau" „mit Schätzen den duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden". Dieselbe Maschine, welche im Hause eine Menge bisheriger Arbeitsgelegenheiten vernichtet, hat den Frauen und Mädchen allerdings im Fabriksaal neue Arbeit geschaffen; aber dies ist ein Ersatz und Wechsel von mindestens sehr zweifelhafter Natur — wenigstens wie die Verhältnisse gegenwärtig noch liegen. Unter den rund $4^1/_2$ Millionen Industriearbeitern, die es in Deutschland nach der letzten Gewerbestatistik giebt, zählte man $^1/_2$ Million weiblicher Personen. In manchen Industriearten reicht die Zahl der Arbeiterinnen an die der Arbeiter heran; ja in der Spinnerei stehen sogar den 70000 männlichen Arbeitern 100000 weibliche gegenüber. Im Jahre 1886 waren in 23641 Fabriken Deutschlands von 134529 jugendlichen Arbeitern von 14—16 Jahren 48523 Mädchen. Liegen nun die schweren Notstände der verheirateten und unverheirateten Frauen niederer Volksklassen in der Art der industriellen Beschäftigung, welche den Mädchen nicht die erforderliche Vorbereitung zum Hausfrauenberuf, der Mutter nicht die Zeit zu Wirtschaftsführung und Kinderpflege gewährt, so bei den gebildeten Ständen hauptsächlich in dem Mangel an Arbeit und dem Fehlen an Gelegenheit: überhaupt Frau und Mutter zu werden. Denn die im Hause nicht voll beschäftigten Töchter höherer Stände können nicht zur Universität strömen, wie die Töchter des Proletariers zur Fabrik; auch kommen die gebildeten Mädchen bei weitem nicht in der Anzahl zum Traualtar als dies in kleinbürgerlichen und namentlich in Arbeiterkreisen der Fall ist. Es giebt wirklich keinen aussichtsloseren Versuch, die Frauenfrage zu lösen als den Hinweis

*) Es giebt jetzt Maschinen, welche in einem Tage durchschnittlich $4^1/_2$ Dutzend Strümpfe anfertigen; da eine Fabrikarbeiterin 15 solcher Maschinen bedient, so vermag also 1 weibliche Arbeitskraft in 1 Tage 810 Strümpfe herzustellen. Ohne Maschinentechnik müssten etwa 60 Frauen 14 Tage oder 1 Frau $2^1/_2$—3 Jahre stricken, um dies Resultat zu erreichen. — Dies eine Beispiel zeigt in frappierender Weise den Wandel in der Frauenthätigkeit.

auf die Versorgung durch die Ehe. Das lehrt die offizielle Statistik mit unzweideutiger Gewissheit. Werden auch in Deutschland mehr Knaben als Mädchen geboren (das Verhältnis ist 105 : 100), so ist doch die Sterblichkeitsziffer bei dem männlichen Geschlechte eine bedeutend grössere; ausserdem wandern auch etwa 12 000 Männer jährlich mehr aus als Frauen, so dass es bei uns, wie in allen mittel- und nordeuropäischen Kulturländern, erheblich mehr, in Deutschland über 1 Million mehr, Frauen als Männer giebt. Das will besagen, dass 4 pCt. aller Mädchen von vornherein ehelos bleiben müssten, selbst wenn alle Männer zur Ehe schritten. Nun stellen sich aber thatsächlich die Verhältnisse weit ungünstiger. Ein Drittel aller Mädchen über das Kindesalter hinaus, bleibt unverheiratet; in den höheren Gesellschaftskreisen beträgt die Anzahl der heiratsfähigen aber ehelosen Frauen 35—40 pCt.!

Das sind Thatsachen, welche der christliche Sozialreformer im Auge behalten muss, auch wenn er ihnen in der Praxis anders begegnet als die Anhänger der Frauenemanzipation. Die Letzteren können die von der modernen Wirtschaftsumwälzung geschaffene Lage nicht wahrhaft bessern; denn sie huldigen in ihrem sozialen Beglückungseifer unerwiesenen Theorien, welche der Natur, der Geschichte, der Lebenserfahrung und dem Christentum widerstreiten. Die Emanzipationsbestrebungen, wie all die nivellierenden Geistesanschauungen unseres Jahrhunderts, gehen in ihren Anfängen zurück auf J. J. Rousseau. Die Hauptidee seines „contrat social“: die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen, welche alle festen Gebilde der historischen Legitimität in willkürliche Vertragsverhältnisse auflöst, bildet auch den beherrschenden Grundsatz im Frauenemanzipations-Programm. Und man muss zugestehen, dass dies an sich falsche Hauptprinzip wenigstens folgerichtig und von Stuart Mill in seiner epochemachenden Schrift: „Die Hörigkeit des Weibes“ (Subjection of women) mit überraschender Beobachtungsgabe und glänzender Diktion durchgeführt ist.

Aus der natürlichen Gleichheit folgt die Gleichstellung in der Ehe, in sozialer, beruflicher und politischer Hinsicht. Das Subordinationsverhältnis der Ehefrau unter den Ehemann erscheint demnach bei der Gleichheit der Natur als eine schreiende Ungerechtigkeit. Dass die Herrschaft der Männer, die gestützt auf physische Gewalt dem halben Menschengeschlecht Macht und Annehmlichkeit sichert, bald völlig besiegt wird, hält Mill, namentlich angesichts der Thatsache, dass jede einzelne Frau in besonderer Abhängigkeit gehalten wird, nicht für wahrscheinlich. Gleichwohl müsse man sich wundern, dass überhaupt so viele Angriffe auf dies System der rohen Gewalt erfolgt sind. Die gesetzliche Unterordnung der Frau ist der reinen Sklaverei gleich zu

achten; ja die Frau ist in gewisser Hinsicht noch schlimmer daran als der Sklave, der doch wenigstens freies Verfügungsrecht über seinen Körper und seine Gefühle hat. Wenn die thatsächlichen Verhältnisse nun besser sind als die gesetzlichen Möglichkeiten, so beweist das bloss, wieviel gute Reaktionskraft im Menschen gegen das Schlechte vorhanden ist.

Aus dem gleichheitlichen Grundprinzip und der in demselben begründeten (durch die weibliche Berufsarbeit auch ökonomisch bewiesene) Selbständigkeit der Frau folgt die Umänderung der Ehe aus einer das ganze Leben hindurch währenden Verbindung in ein Übereinkommen zweier gleichberechtigten Kontrahenten. Wie dieser Ehevertrag ohne Intervention der bürgerlichen oder kirchlichen Instanzen geschlossen wird, so kann er auch wieder nach Gutdünken ohne Einmischung von Staat und Kirche gelöst werden.

Aus der Gleichheit der natürlichen Gaben und Fähigkeiten fliesst ferner die Gleichberechtigung zu privaten Berufen und öffentlichen Ämtern. Übernimmt aber die Frau mit dem Manne die gleichen beruflichen Pflichten, so müssen ihr auch konsequenterweise die gleichen Rechte, das kommunale und politische Stimmrecht, die Wählbarkeit zu staatlichen und städtischen Ehrenämtern und zur parlamentarischen Volksvertretung zu teil werden. Weist man darauf hin, dass sich aber doch thatsächlich die Frauen weniger geeignet für die „männlichen" Berufszweige zeigen, so erwidert Mill und seine Anhänger: Diese Unterschiede sind das Ergebnis einer verkehrten, ungleichen Erziehungsmethode. Sollen daher bei dem weiblichen Geschlecht die natürlichen Fähigkeiten nicht wie bisher verkümmert, die bestehende Ungleichheit nicht künstlich erhalten bleiben und neue Ungleichheiten sich wieder einschleichen, so muss auch Erziehung und Unterricht, und zwar von der Elementar- bis zur Hochschule, für beide Geschlechter gemeinsam sein; und zwar ist für Knaben und Mädchen der gleiche Unterrichtsstoff in derselben Unterrichtsmethode von denselben Lehrern im gleichen Schulraum mitzuteilen.

Dies ist in gedrängten Zügen der wesentliche Inhalt dessen, was die Frauenemanzipation will. John Stuart Mill hat in seiner obenerwähnten Schrift das Geistesmaterial geliefert; über seine Ideen sind die Modernen noch nicht hinaus. Die Sozialdemokratie hat Mill's Ideen popularisiert und — materialisiert. Bebel hat nicht einen neuen Gedanken produziert. Während doch bei Mill sich ein Pathos doktrinärer Begeisterung findet, so fehlt dies natürlich in der kleinkalibrischen sozialdemokratischen Flugschriften- und Broschürenlitteratur. „Zum Teufel ist der Spiritus — die Schlempe ist geblieben", mit dieser

Abänderung eines bekannten Dichterwortes kann man nicht unpassend das Verhältnis von Rousseau und Stuart Mill zu Bebel und Genossen und Genossinnen bezeichnen.

3. Christliche Grundsätze und Forderungen.

Das Mill'sche System, welches dem Frauenemanzipations-Programm zu Grunde liegt, hat den Vorzug der inneren Geschlossenheit; es sind alles in abstracto richtige Folgerungen aus einer unrichtigen, sowohl ideell als empirisch unrichtigen Voraussetzung. Es gilt also für die sozialreformerische Behandlung der Frage einen richtigen Ausgangspunkt zu gewinnen. Und dies geschieht, wenn man an die Stelle der falschen Gleichheit des abstrakten Naturrechts die wahre Gleichheit des realen Christentums setzt, eine moralische Gleichheit, welche die wirklichen Rechte und Unterschiede der Natur weder unterdrückt wie die Emanzipation, noch künstlich und krankhaft steigert wie die unchristliche Zivilisation, sondern sie auf der von Gott gesetzten Stufe erhält.

Die Bibel betont in den verschiedensten Wendungen die Gleichheit von Mann und Frau in ihrem Verhältnis zu Gott. Es giebt keine besondere Sünde und keine besondere Seligkeit für die Männer, beide Geschlechter leiden unter demselben Fluch der Sünde und beiden ist auch dieselbe Verheissung der Erlösung gegeben. Durch diese Auffassung erhebt sich die Moral des Christentums himmelhoch über die Ungerechtigkeit, welche im sittlichen Urteil das alte und neue Heiligtum begeht. Die moderne Gesellschaft beurteilt die sittlichen Vergehungen des Mannes und des Weibes mit ungleichem Massstab. Diese falsche Ungleichheit ist die Kehrseite der falschen Gleichheit. Während ein moralischer Fehltritt die Frau der öffentlichen Verachtung aussetzt, wird die Immoralität dem Manne in laxer Urteilslosigkeit verziehen; höchstens wird ihm als konventioneller Verstoss gegen Standessitte verübelt, was doch als ein Zuwiderhandeln gegen Gottes Gebot verurteilt werden sollte. Die moralische Ebenbürtigkeit und die gleiche Verantwortungsfähigkeit duldet nicht, dass beim Manne geradezu gutgeheissen wird, was der Frau zum Falle gereicht. — Hiermit ist der Gesichtspunkt gegeben, von wo aus es unerlässlich erscheint, sowohl die Gesellschaftssitte als auch die staatliche Sittengesetzgebung einer gründlichen Reform zu unterziehen. Vom Standpunkte der christlichen Moral und Gerechtigkeit ist es berechtigt, wenn die Frau an den Mann dieselben Anforderungen sittlicher Reinheit stellt, wie er jetzt an die, welche er zur Gefährtin seines Lebens wählt. Was ferner die staatliche Sittengesetzgebung angeht, so kann man es nicht als Aufgabe des

Staates ansehn, mit polizeilichen Massnahmen die Unsittlichkeit aus der Welt zu schaffen; wohl aber muss die Gesetzgebung des christlichen Staates die verführerischen, öffentlichen Auswüchse der Unsittlichkeit verbieten; auf alle Fälle darf nicht der Schein erweckt werden, als legalisiere der Staat gleichsam die Unzucht. Dies letztere aber geschieht durch die gesetzliche Kasernierung der Prostitution und die sittenpolizeiliche Kontrolle. Wenn der Staat im gesundheitlichen Interesse der Männerwelt als „Regulator der öffentlichen Unsittlichkeit" auftritt, so verwirrt er das moralische Volksbewusstsein, da sich die Mehrzahl durch das moralisch entschuldigt glaubt, was der Staat sanktioniert.*)

Wie das christliche Prinzip der moralisch-religiösen Gleichheit das Ungerechte einer falschen Unterschiedlichkeit bekämpft, so betont es andererseits das Berechtigte der wahren Verschiedenheit. Und zwar ist die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau: physisch, das wird wohl auch der kühnste unter den fortgeschrittensten Emanzipationshelden nicht bestreiten; psychisch, eine psychische Differenz können natürlich die Materialisten nicht anerkennen, weil sie ja überhaupt die Existenz einer Psyche, einer Seele, leugnen; sozial, die Verschiedenartigkeit eines männlichen und weiblichen Berufes müssen natürlich alle diejenigen bestreiten, denen der eiserne Normalschädel der Inkas das Symbol der Weltbeglückung bedeutet.

Hinsichtlich der psychischen Eigenart der Frauennatur ist die besonnene Psychologie doch zu Resultaten gelangt, die von der Natur, der Geschichte und dem Alltagsleben bestätigt, als unumstösslich gelten dürfen. Die vielerörterte Frage, ob die Frauen geistig weniger begabt seien, ist in dieser Form unrichtig gestellt und irreleitend. Das Unterscheidende liegt nicht in dem Umfang und Stärke des Intellekts, sondern in der verschiedenen Art der Intelligenz und der Eigentümlichkeit

*) Vergl. Hertzberg-Werner: „Der Beruf der Frau u. s. w." Cap. V.: „Die Sittlichkeit der Frau im öffentlichen und geselligen Leben." Über die schwierige Frage der staatlichen Behandlung der Prostitution hat Martensen in seiner christlichen Ethik I. S. 210 mit folgenden Sätzen ein christliches Schlaglicht geworfen: Es kann unmöglich als eine sittliche Aufgabe des Staates betrachtet werden, für das Laster Sicherheitsanstalten einzurichten, da es die Pflicht eines jeden ist, „sich selbst zu hüten". Wenn aber die schutzbefohlene Prostitution dazu dienen soll, die Frauen der besseren Gesellschaftsklassen gegen Verführung zu sichern, als ob es darum eine Klasse von weiblichen Wesen, natürlich aus den niederen und ärmeren Schichten der Bevölkerung, geben müsse, welche sich selbst dem Sündendienst hingeben und einmal zu Trägern der Schande bestimmt seien: so führt das völlig auf die heidnische Anschauung von den Sklaven zurück, welche keine andere Bestimmung hatten, als ihre Menschenwürde zum Besten anderer und Höhergestellter zu opfern. Einer solchen Ansicht muss aber der christliche Staat auf das bestimmteste entgegentreten."

ihrer Entfaltung. Es ist richtig, wenn man im grossen und ganzen die Frauen für das Subjektive empfänglicher hält als für das Objektive; im gegenständlichen Denken begabter als im begrifflichen; reicher am ausgestaltenden Talent als an schöpferischem Genie. In diesen Momenten liegt die psychologische Begründung des für den Kulturfortschritt so bedeutungsvollen Prinzips der Arbeitsteilung. Die technische, gewerbliche Arbeitsteilung hat zur inneren und natürlichen Voraussetzung die Teilung der Arbeit in eine schöpferische, unternehmende, kämpfende; und eine erhaltende, ausbauende, duldende. Die erstere Art kann man als die vorwiegend männliche; die letztere als die eigentlich weibliche bezeichnen. Dies schliesst natürlich nicht aus, dass es auch eine Frauenthätigkeit giebt, die nicht bloss erhaltend, sondern auch erwerbend genannt zu werden verdient. Aber wenn es auch nicht nur in der Sage und im Speerwerfen, sondern auch auf dem Kampfplatz der Wissenschaftlichkeit und Erwerbsthätigkeit einzelne Brünhilden giebt, so verstösst das doch nicht gegen die Erfahrungsthatsache, die man nicht ungestraft vernachlässigt, dass bestimmte Berufsarten und öffentliche Thätigkeiten die Sphäre des Mannes bleiben müssen, wie umgekehrt auch das Weib seine besonderen Wirkungsgebiete hat. Männliche Frauen und weibische Männer sind und bleiben doch soziale Karikaturen. Wie die geistig-gemütliche Eigenart die Frau dem Manne begehrenswert erscheinen lässt, so besitzt ihre besondere Thätigkeit auch eine Ergänzungsfähigkeit für das männliche Schaffen. Die Ungleichartigkeit in der relativen Gleichartigkeit der männlichen und weiblichen Berufsarbeit behauptet die heilige Schrift in unübertrefflicher Kürze und Wahrheit, wenn sie die Frau die Gehilfin des Mannes nennt. Gehilfin und nicht Konkurrentin und nicht Sklavin: eine Welt sozialer Weisheit eingeschlossen in einem einzigen Bibelwort!

Die im Vorstehenden mitgeteilten religiösen, moralischen und psychologischen Anschauungen mit ihrem biblischen Grundsatz der wahren Gleichheit und wahren Verschiedenheit, bilden den geistigen Unterbau für ein soziales Reformprogramm. In dies Programm kann man dann recht gut Einzelforderungen der Gegner aufnehmen. Denn das muss doch als Gebot praktischer Gerechtigkeit, sowohl politischer als auch sozialer Weisheit gelten, gegnerische Bestrebungen, soweit sie an sich berechtigt sind, in der Weise anzuerkennen, dass man sie von den falschen Grundvoraussetzungen loslöst, auf den Boden christlich-sittlicher Weltanschauung verpflanzt und hier zur fruchtbaren Verwirklichung ausreifen lässt.

Wenn die Wortführer der Emanzipation die Zulassung der Frauen zu öffentlichen Ämtern fordern, so ist das eine blinde Übertreibung;

das Wahrheitsmoment indes, welches sich in der falschen Hülle der Emanzipationsbestrebungen verbirgt, liegt nicht in der Eröffnung aller Berufszweige für die weibliche Erwerbsthätigkeit, sondern in der Betonung von der Notwendigkeit weiblicher Berufsarbeit überhaupt und deren Erweiterung auch für die Gebildeten über die vier Wände der Häuslichkeit hinaus. Christlich gesprochen: die Pflicht des Arbeitens gilt für alle, Männer und Frauen, auch für die unverheirateten unter den letzteren, und zwar nicht nur in den unteren, sondern in allen Ständen. Die Töchter auch gebildeter und begüterter Familien sind nicht grundsätzlich von der Verpflichtung befreit, ebenso wie die erwachsenen Söhne, sobald sie über die Zeit ihrer Ausbildung hinaus sind, für sich selbst zu sorgen; gänzlich oder doch teilweise. Wie viele reiche Mädchen haben das bittere Gefühl eines verfehlten*), weil beruflosen Lebens. Ihnen kann geholfen werden, sobald sie sich daran gewöhnt haben, die Ehelosigkeit nicht als Berufslosigkeit und unverheiratet nicht gleich als unversorgt anzusehen. Dass die Vertröstung auf die Heiratsgelegenheit ein leidiger Trost ist, haben wir bereits an der Hand der Statistik nachgewiesen. Nun kann man entgegenhalten: die Aufgabe, den in Haus und Familien nicht voll beschäftigten weiblichen Arbeitskräften eine geordnete, das Leben ausfüllende Thätigkeit zu verschaffen, eine Thätigkeit, welche nicht bloss Zeitvertreib, eine Form dilettantischer Spielerei, sondern ein ernstes, berufsmässiges Wirken darstellt, ist leichter gefordert als erfüllt. Gewiss, die Schwierigkeit liegt darin, dass man durch Erschliessung vieler Arbeitsfelder den Männern eine unerträgliche Konkurrenz bereitet und somit ein Übel verringert, indem man ein anderes steigert. Diese Klippe wird man indes umgehen, wenn man die weibliche Erwerbsthätigkeit an solche Thätigkeiten knüpft, auf welche die Frauennatur am ehesten hinweist. Die engeren Gebiete weiblicher Berufsarbeit aber sind Entfaltungen, gleichsam Spezialisierungen der Thätigkeiten, die im häuslichen

*) In Weitbrechts „Phalaena, die Leiden eines Buches“ findet sich auf S. 104 der Klageruf eines Mädchens, welches der inhaltleeren geistigen Putz- und Gefallsucht überdrüssig geworden ist. Das Selbstbekenntnis ist so charakteristisch, dass wir uns dessen stellenweise Wiedergabe nicht versagen können. Es heisst da: „Was sollen wir reichen Mädchen anders sein als unzufrieden und launisch? Aufs Nichtsthun hat man uns dressiert, aufs Toilettemachen, aufs Klavierklimpern und Porzellanbeklecksen, mit Flitter von Wissen und Schöngeisterei hat man uns in der Schule behängt, wir orgeln französisch und englisch und italienisch wie aufgezogene Spieldosen; wir glauben Physik studiert zu haben und können doch keinen Topf übers Feuer hängen, wir lesen Romane und sitzen und warten auf einen Mann, der reich genug ist, damit wir weiter faulenzen können. Aber von ernster Arbeit wissen wir nichts, wir haben nicht entbehren gelernt, nicht kämpfen mit des Lebens Not; und einen Mann, der das kann, der das muss, vermögen wir nicht glücklich zu machen!“

Mutterberuf sich kompendiös vereinigt finden: Pflegen, Lehren, Vermittlung des Verkehrs in der Familie, Wirtschaftsführung und Ausschmücken. So würde man nach dem Vorbild der Thätigkeit als Mutter als spezifisch weibliche Berufsarten zu halten haben: Krankenpflege und Krankenheilung (Ärztinnen als Spezialistinnen für Frauenkrankheiten, gebildete Hebammen mit weiter reichender Befugnis, und dergleichen); das Unterrichts- und Erziehungsfach (grössere Heranziehung der weiblichen Lehrkräfte auch in den Unterklassen von Knabenschulen und zum Unterrichten in weiblichen Fortbildungsschulen); Verwendung im Verkehrswesen (Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienst — sofern damit nicht eine unmittelbare Berührung mit dem Publikum gefordert wird); die meisten Gelegenheiten wird aber die weibliche Persönlichkeit zur Selbstversorgung als Gewerbetreibende und in der Thätigkeit privater, persönlicher Dienstleistung finden. Es ist bezeichnend, dass auf einigen der genannten Erwerbsgebiete durchaus keine Überproduktion herrscht, sondern bei grossem Bedürfnis ein geringes Angebot von Arbeitskraft; so z. B. wird im elementaren Lehrfach seit Jahren über Lehrermangel geklagt. Tausende und aber tausende geschulter weiblicher Krankenpflegerinnen, wobei man ja nicht bloss an die Zugehörigkeit zu religiösen Genossenschaften zu denken hat, könnten noch in den Städten und namentlich auf dem Lande, wo die Krankenpflege z. Z. sehr im argen liegt, Verwendung finden. Für die gesellschaftliche Wertschätzung und das öffentliche Ansehn der weiblichen Erwerbsthätigkeit scheint es wesentlich, dass namentlich auch reiche Töchter, die es also „nicht nötig haben", dennoch eine Thätigkeit berufsmässig lernen. Dadurch wird die Berufsthätigkeit des unverheirateten Mädchens der gebildeten Mittelklassen von dem Verdacht befreit, als sei sie ein Akt der Verzweiflung, der letzte Rettungsanker, nachdem der Freier sich zur rechten Zeit nicht eingefunden hat.

4. Sittlich-soziale, nicht formal-politische Frauenrechte.

Aber wird eine umfassendere und planmässigere Heranziehung weiblicher Kräfte zu geordneten Berufszweigen die Mädchen nicht unfähig zur Ehe machen, für den Fall sie eine solche zu schliessen Gelegenheit haben? Das direkte Gegenteil ist der Fall. Wie gar oft treibt die Furcht, Eltern oder Verwandten zur Last zu fallen, ein Mädchen bloss zu Versorgungszwecken das eheliche Anerbieten eines Mannes ohne innere Liebe und Achtung anzunehmen. Man kann es verstehen, wenn Ibsen in seiner „Frau am Meere" die Ellida ihrem Vater, der sie „versorgen" will, zuruft: „Nicht mich verkaufen! Lieber die armseligste Arbeit — lieber die elendesten Verhältnisse — aus freiem Willen, nach eigner

Wahl." Auch der Mann ist glücklicher daran, wenn die Wahl seiner Frau von Versorgungsarithmetik unbeeinflusst ist. Die ausgedehntere wirtschaftliche Selbständigkeit des weiblichen Geschlechtes bedeutet auch eine Reinigung und Veredlung der Heiratsmotive; und das wäre eine indirekte Steigerung ehelichen Glückes.

Die Betonung der Frauenpflichten erfordert noch eine kurze Erörterung der Frauenrechte. Dies Wort hat für manche Ohren keinen guten Klang. Man kann dies begreifen. Das Wort ist dadurch in Misskredit gekommen, dass man mit demselben vielfach überspannte Forderungen verknüpft hat. Die liberalen Anhänger der Frauenemanzipation haben gemäss ihrer abstrakten Auffassungsweise der Dinge den Hauptnachdruck auf die formale Natur der „Rechte" gelegt. Die Sozialdemokratie setzt ihre leidenschaftliche und scharfsichtige Kritik an diesem wunden Punkt des doktrinären Liberalismus ein, um selbst im Abgrunde des — Doktrinarismus zu versinken. Die liberalistischen ebenso wie die sozialistischen Frauenrechte sind fast ausschliesslich juristisch und politisch gedacht. Klara Zetkin, die mehrerwähnte sozialdemokratische Schriftstellerin, weist in ihrer Abhandlung darauf hin, dass die Gestaltung des öffentlichen und staatlichen Lebens auf die weibliche Erwerbs- und Lebensstellung den grössten Einfluss ausübe. „Jeder diplomatische Schachzug, jedes Börsenspiel macht eventuell den Lohn der Arbeiterin sinken oder raubt ihr ganz die Beschäftigung. Die durch zügellose Spekulation heraufbeschworenen Krisen werfen sie zu Tausenden auf's Pflaster, treiben sie in das Spital, in den Tod. Kriege legen das industrielle Leben und damit ihren Verdienst auf Jahre hinaus brach." (S. 21.)

Im Anschluss an diese Behauptung fragt die genannte Schriftstellerin: „wie kann man da verlangen, dass die Frauen mit geschlossenen Augen, mit zugehaltenen Ohren, mit in den Schoss gelegten Händen dem öffentlichen Leben gegenüberstehen?" Diese Frage beantwortet sie mit dem Verlangen, dass der Frau, insonderheit der industriellen Arbeiterin das Recht zugestanden werde: „in Versammlungen ihre Interessen zu beraten und solche Vertreter in die gesetzgeberischen Körperschaften zu wählen, welche das wirkliche Volkswohl im Auge haben". Klara Zetkin's Meinung ist also die: Weil die erwerbsthätigen Frauen und Mädchen in ihren Existenzbedingungen von den politischen Vorgängen abhängig sind, darum haben sie auch ein Recht, einen die öffentlichen Verhältnisse mitbestimmenden politischen Einfluss auszuüben. Diese Schlussfolgerung ist falsch. Man hat nicht ohne weiteres ein Recht, auf die Dinge und Personen einzuwirken, von denen man abhängt. Wir sind alle abhängig von der Witterung, wie sollen wir

dieselbe zu unsern Gunsten beeinflussen? Das Wohl und Gedeihen der Kinder wird im Tiefsten berührt von dem Verhalten der Eltern und Lehrer. Sollen sich die Kinder darum etwa zu einer Koalition zusammenthun, um durch eine gesetzliche Einwirkung auf ihre „Eltern und Herrn" ihre Lebensbedingungen zu bessern? Die Ansprüche auf die parlamentarischen Frauenrechte wären nur dann allenfalls begründet, wenn thatsächlich wohlgesinnte Männer nicht in der Lage wären, die Lebensinteressen der Frauenwelt wirkungsvoll zu vertreten. Dies dürfte aber im Ernst wohl niemand behaupten.

Dass gebildete, verständnisvolle Frauen ein Recht haben, bei der öffentlichen Erörterung solcher Fragen, welche das innere Leben des Volkes und der Kirche berühren, in Wort und Schrift ihre Ansichten auszusprechen, kann man schlechterdings nicht in Abrede stellen. Was das öffentliche Reden in gemischten Versammlungen betrifft, so ist die christliche Sitte in Deutschland anders als in England. Aber ich meine, man kann durch die Not der Verhältnisse gedrängt in diesem Punkte die Frauenrechte taktvoll erweitern, ohne gerade die christliche Volkssitte zu verleugnen. Hierbei muss man natürlich die Vorsicht üben, dass man mit der Beseitigung irrtümlicher Vorurteile nicht auch die damit eng verwachsene Wahrheit des subjektiven Empfindens tötlich trifft. Vor allem aber gilt es, die Frauenrechte gemäss unserm fundamentalen christlich-sittlichen Prinzip unter moralischem Gesichtspunkt zu fassen und für das Recht der Schonung und Hilfe einzutreten. Hier ist wie immer die wahrhaft christliche auch zugleich die wahrhaft praktische und wertvolle Auffassung.

Jesus Christus und vor ihm die Propheten und nach ihm die Apostel geisseln mit rücksichtsloser Strenge die Sünden der Pharisäer, der egoistischen Kapitalisten und grausamen Genussmenschen, welche Witwenalter und Mädchenjugend frevlerisch ausbeuten und missbrauchen. Und dies Sündergeschlecht ist noch nicht ausgestorben; es kann nur vom Standpunkt eines lebensvollen und thatkräftigen Christentums zurückgedrängt werden. Alle die Chorführer der Frauenemanzipation, welche in Wahrheit das Heil des weiblichen Geschlechtes wollen, thäten wahrhaftig besser, statt das Christentum blindlings zu hassen, lieber für die Erstarkung seiner menschenfreundlichen, frauenfreundlichen Moral zu kämpfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass der häuslichen, gewerblichen und geistigen Thätigkeit der Frauen zu einem grossen Teil unser kultureller Bestand und Fortschritt mitzuverdanken ist. Hieraus folgt der Frauen Recht, ihre Arbeit auch in gebührender Weise anerkannt zu sehen. Dies ist aber im allgemeinen nicht der Fall. Manche weib-

lichen Berufsthätigkeiten stehen gesellschaftlich in so geringem Ansehen, dass sich Töchter aus gebildeten Familien wohl hüten werden, diesen oder jenen Erwerbszweig zu ergreifen. Würde man der weiblichen, ausserhäuslichen Erwerbsthätigkeit die Achtung zollen, die jeder ehrlichen Arbeit, gleichviel ob materiell oder immateriell, zukommt, dann würden gewiss viele Mädchen den Mangel an Lust und Liebe zu beruflicher Arbeit leichter überwinden. Eine schreiende Ungerechtigkeit bildet die unverhältnismässig schlechte Bezahlung vieler weiblichen Thätigkeiten. Die berüchtigten Hungerlöhne stellen nicht selten eine Wechselwirkung von Not und Sünde her!

Der nunmehrige Sozialist Franz Mehring weist in seinen „Bildern aus der Gegenwart" (S. 23) darauf hin, dass der Wochenverdienst in Berlin für die in der Bekleidungsindustrie beschäftigten weiblichen Personen sich auf 10—12 Mark beläuft, wovon indes häufig noch 50—60 Pfennig für Zwirn, Nadeln und andere Zuthaten in Abzug kommen. Das ist aber einmal keine sozialdemokratische Übertreibung oder böswillige Verallgemeinerung. Der Grossherzoglich Badische Oberregierungsrat Wörishöffer gelangt bei seinen umfassenden Untersuchungen, die er in dem Mannheimer Industriebezirk angestellt, zu nicht günstigeren Ergebnissen. In Mannheim und in dessen nächster Umgebung werden im allgemeinen gute Löhne gezahlt. Es erhalten 50 % aller männlichen Arbeiter sog. mittlere (15—24 Mark), 20 % höhere Wochenlöhne (über 24 Mark). — Ganz anders stellt sich das Verhältnis bei den weiblichen Arbeitern. Es erhalten 99 % niedere Löhne, d. h. wöchentlich 6—8 bezw. 8—10 Mark. Wörishöffer kommt zu der Wahrnehmung, dass in Baden die Industriearbeiterinnen zu 70 % kümmerliche Löhne erhalten; diese Behauptung dürfte auch zutreffen, wenn man sie auf die erwerbsthätigen Frauen und Mädchen aller Kulturländer und aller Berufszweige überträgt. Gelingt es nicht, diese thatsächlichen Ungerechtigkeiten zu beseitigen oder doch erheblich zu verringern, so darf man sich nicht wundern, wenn die Arbeiterinnen in Scharen der Sozialdemokratie zufallen und durch Erstreben und Geltendmachen politischer Rechte und Organisationen eine Besserung ihrer ökonomischen Lage versuchen. —

Wir schliessen mit der Versicherung: eine segensvolle Lösung des schwierigen Problems der Frauenfrage kann nur so angebahnt werden, dass man, ohne das Ewigkeitsbanner des Christentums zu verlassen, den Zeitideen gerecht wird und die weibliche Berufsthätigkeit, bei voller Wahrung der ihr von Gott und Natur verliehenen unabänderlichen Eigenart in einer den neuen Produktionsverhältnissen entsprechenden Weise erweitert und ausgestaltet.

V.

Das moderne Judentum und das deutsche Volkstum.

1. Natürliche Ursachen der antisemitischen Bewegung.

Zahllos waren die Versuche, die Erhebung des deutschen Volkes gegen die erdrückende Vormacht des modernen Judentums tot zu schreien oder tot zu schweigen; half das Verlachen nichts, so versuchte man's mit dem Verhöhnen. Jene Philosophie des menschlichen Herzens, unbequeme Ereignisse und Erfahrungen wegzudisputieren, hat sich indes wieder als recht trügerisch erwiesen. Man tröstete sich damit, indem man zu glauben vorgab, was man gern wollte, dass die antisemitische Sturzwelle, bald auf ihren Gipfel gelangt, sich selber überschlagen, in sich zusammenstürzen und spurlos verlaufen möchte. Insoweit man diese Ansicht auf einzelne kurzlebige Verirrungen und politische Parteigebilde des Antisemitismus anwendet, mag sie zutreffen; nicht aber, wenn man unter Antisemitismus im tieferen Sinne die Erstarkung des nationalen und christlichen Empfindens versteht, sofern dieses durch den Gegensatz gegen die undeutschen und unchristlichen Geistesmächte zu neuem Bewusstsein erwacht ist. Keine Sturzwelle ist die antisemitische Denkart, sondern ein Strom. Man kann ihn nicht künstlich, mit Macht- und Polizeimitteln zurückstauen; die Wellen würden nur um so höher aufschäumen, wie es bei einem Wehr inmitten eines rauschenden Flusses geschieht. Die Aufgabe, die uns vom Standpunkt einer ebenso christlichen wie positiven Sozialpolitik erwächst, kann nur die sein, zu verhüten, dass der Strom sich über seine Ufer ergiesst, und zu bewirken, dass er ruhig und klar in den Ozean der Sozialreform mündet. Die trüben Wogen der erregten Agitation sozialreformatorisch zu klären, das Flussbett tiefer zu graben, das erscheint als das Problem, dessen Lösung über das Schicksal der antisemitischen Bewegung entscheiden wird. Es giebt nicht wenige,

welche das gewählte Gleichnis vom Strom als unpassend verwerfen. Denn der Strom ist etwas natürliches, er hat seine natürlichen Quellen. Dass aber der Antisemitismus eine Naturmacht sei, wird vielfach bestritten. Man ist eher geneigt, ihn für ein künstliches Gemisch von Neid und religiöser Unduldsamkeit anzusehen. Geradezu eine gewisse Bewunderung darf die Geschäftigkeit beanspruchen, mit welcher man die Thatsache, die nun nicht mehr zu ignorieren ist, durch das Unterschieben von allerlei schändlichen Ursachen zu verdächtigen sucht. Dass in der Praxis, in einzelnen Fällen Geschäftsneid und Beschränktheit den Anstoss zu antisemitischen Gefühlen giebt oder die Ausdrucksweise derselben bestimmt, kann man, ja muss man ohne Zögern einräumen. Aber damit ist gegen den Grundcharakter, gegen das Naturrecht der ganzen Bewegung noch nichts bewiesen. Selbst in Zeiten grosser vaterländischen Erhebungen, wo die Herzen in heiliger Begeisterung glühen, werden sich immer einige finden, welche nicht davor zurückschrecken, Wogen hoher Begeisterung auf die schmutzigen Mühlräder ihrer gemeinen Gewinnsucht zu leiten. Immerdar wird der Sturmwind ideal gerichteter Bewegungen in den Herzen einzelner die verborgene Glut der Selbstsucht anblasen. — Wird aber ein geschichtskundiger Beurteiler deshalb die Reformation Luthers für einen Akt der Selbstsucht erklären, weil viele aus selbstsüchtigen Interessen den Namen der neuen Lehre angenommen, deren Geist sie innerlich fern standen? Oder will jemand den Idealismus aus dem letzten Kriege streichen, weil etwa manche Lieferanten und Börsenleute ein gutes Geschäft dabei gemacht haben? Mit diesen Analogien soll natürlich nicht der Antisemitismus ohne weiteres mit den erwähnten Geschichtsbegebenheiten auf eine Stufe gestellt werden; wohl aber werden die Hinweise auf grössere Beispiele zeigen, wie sich an das rollende Rad selbst erhabener Bewegungen immer der Schmutz dieser Erde heftet. Warum sollte der deutsch-nationalen Bewegung der Gegenwart diese Erfahrung erspart bleiben? — Dass der Antisemitismus seinen Ursprung in orthodoxen Verketzerungsgelüsten habe, wird einfach durch die Thatsache widerlegt, dass sich gerade unter den Wortführern des extremen Antisemitismus viele Männer ohne kirchliches Bewusstsein, ja ohne ausgesprochen christlichen Glauben befinden. Weiterhin kann man auch nicht behaupten, dass der Antisemitismus den religiösen Glauben der Juden verfolge. Denn die Reformjuden, um die es sich handelt, rühmen sich ja, überhaupt keinen Glauben zu besitzen. Oder soll man ihre abergläubische Verehrung äusserer Macht, ihre hochmütige Selbstvergötterung einen Glauben nennen? Ebensowenig als der spöttische Hinweis auf orthodoxe Borniertheit, erklärt die Annahme von einem

kannibalischen Rassenhass die Seele des Antisemitismus. Denn Männern wie Fichte, Schopenhauer, Goethe u. a. wird man doch nicht als Grund ihrer antijüdischen Anwandlungen Mangel an Bildung und Aufklärung vorwerfen können. Wenn nun der Liberalismus die antisemitische Bewegung ausschliesslich als ein Kunstprodukt sensationslüsterner und gewinnsüchtiger Agitatoren hinstellt, so beweist er damit nur wieder schlagend seinen Mangel an politischer Sehkraft und praktischem Verständnis für die realen Dinge des Volkslebens. Wäre der Antisemitismus weiter nichts als eine agitatorische Mache, so würde diese in der Hitze der Leidenschaft rasch emporgeschossene Treibhauspflanze gar schnell im rauhen Zugwind des öffentlichen Lebens eingegangen sein. Nun ist zwar nicht zu leugnen, dass die politische Agitation eine Bewegung einseitig verschärfen und übertreiben kann, aber das andere ist ebenso sicher, dass ein Naturgrund da sein muss. Aus nichts wird auch bei der kühnsten Agitation nichts. Eine Bewegung, die dauernd das Volk in seiner Tiefe und in allen seinen Ständen ergreift, kann nicht in der Retorte der politischen Chemie „gemacht" worden sein, sie muss als etwas Lebendiges geboren sein. Und für die Lebenskraft des antisemitischen Gedankens giebt es wohl keinen schlagenderen Beweis als den, dass trotz der vielfach mangelhaften Leitung der verschiedenen Gruppen durch sittlich anfechtbare und geistig unbedeutende Persönlichkeiten, der opferfreudige Eifer für die Sache noch um keinen Grad erkaltet ist. Es muss also ein Naturboden vorhanden sein, es müssen dem Antisemitismus Lebenskräfte zuströmen, welche auch durch die schlauesten Presskünste und die planmässige Irreführung der öffentlichen Meinung nicht ausgetilgt werden können. Die natürlichen Ursachen liegen im Verhalten des Judentums selber. In lichten Augenblicken gestehen dies selbst liberale Blätter zu; wenn es auch nur ein „akademisches" Zugeständnis ist, dem die praktische Schlussfolgerung fehlt, und wenn dies Zugeständnis der liberalen Zeitungen, sobald die säumigen jüdischen Hintermänner sich zahlungseifriger erwiesen, nicht wiederholt wird, so ist es doch immer interessant und lehrreich. So schrieb, um nur eines Beispiels statt mancher anderen zu gedenken, im September vorigen Jahres die nationalliberale Braunschweiger Landeszeitung folgendes: „Mit moralisierenden Redensarten kommt man der antisemitischen Bewegung nicht bei" ... „Es ist die elementare Macht eines herausgeforderten Volksbewusstseins," ... die sich jetzt in vielen Äusserungen Bahn bricht, „gereizt durch Verschuldungen auf Seiten der israelitischen Geschäftswelt." Die „israelitische Geschäftswelt" ist ein kaufmännischer Ausdruck für das moderne Judentum überhaupt; denn sein ganzes kommerzielles Thun und wissenschaftliches Denken geht ja in der

Welt des Geschäftes auf. Die „Verschuldungen" aber, von dem das liberale Blatt redet, haben ihren Grund in den angeborenen, sittlich nicht gezügelten, Eigentümlichkeiten des modernen Judentums.

2. Die deutsche und jüdische Volksnatur.

Eine Vergegenwärtigung der dem Deutschtum und Judentum innewohnenden Geistes- und Charaktereigentümlichkeiten zeigt uns nicht bloss den natürlichen Gegensatz beider Volksarten, sondern vor allem auch die Gefahr, welche dem deutschen Volkstum vom modernen Judentum her droht. Nun könnte vielleicht ein Leser versucht werden, dieser Erörterung durch Berufung auf einige Bibelstellen, welche den christlichen und humanen Universalismus fordern, die Spitze abzubrechen. Der Apostel Paulus wendet sich wiederholt und fast mit denselben Worten gegen die übertriebene Betonung eines nationalen Partikularismus. „Es ist hier kein Unterschied zwischen Heiden und Griechen, sie sind allzumal eins in Christo." (Galat. III, 28. Röm. X, 12.) Ganz unchristliche, ja bibelfeindliche Politiker haben diese Aussage aufgegriffen und sich unterfangen, daraus eine Waffe gegen das gerechte Geltendmachen nationaler Sonderheiten zu schmieden. Aber das ist nicht die Meinung des Apostels, der ja selbst einen glühenden Patriotismus besass, als ob das Christentum dem Phantom einer naturwidrigen Internationalität nachjage; vielmehr ist dies die Wahrheit; wie das Christentum nicht die angeborenen Fähigkeiten und das Temperament eines Menschen ausrottet, sondern veredelt, einem sittlichen Zwecke dienstbar macht, so will das Christentum auch im Völkerleben die Naturgaben eines Volkes nicht nivellieren, sondern idealisieren; und in der charaktervollen Ausbildung der Naturanlagen werden die Angehörigen verschiedener Völker sich innerlich nahekommen. Es bildet sich eine höhere Lebensgemeinschaft heraus, welche nicht innerhalb der politischen Grenzpfähle eingeschlossen bleibt. Aber nur „in Christo", d. h. nur auf der Grundlage des lebendigen Christentums kann sich ein wahres Menschentum herausbilden. Nun aber bekämpft ja gerade das Judentum mit seiner Christusfeindschaft die einzige Voraussetzung zu einer inneren Annäherung und ganze Schichten unseres deutschen Volkes stehen, obwohl sie nicht zu offenem Religionshass sich bekennen, doch dem christlichen Lebensgeiste fremd gegenüber. Die Thatsache, dass in der die Gemüter einigenden Glaubensgemeinschaft eine innere Verschmelzung, eine höhere Einheit verschiedener Volksindividualitäten möglich und notwendig ist, kann nicht hindern, so lange dieser moralische Gemeinschaftsgrund fehlt, auf

die natürlichen Verschiedenheiten hinzuweisen, Verschiedenheiten, die sich oft zu gespanntem Gegensatz und dadurch zu einer Gefahr steigern.

Wie jede Einzelpersönlichkeit, so hat auch jede Volkspersönlichkeit von Haus aus neben besonderen Schwächen besondere Vorzüge. Obwohl natürliche Eigenart und Unart nicht selten äusserlich als die grössten Widersprüche erscheinen, fliessen doch beide aus einer Quelle. Es gilt von Menschen wie von Völkern das Wort: Chacun a les défauts de ses vertues. Daraus indes, dass man aus dem Schatten, den die Gegenstände werfen, ihre Höhe ausrechnen kann, folgt noch nicht, dass die persönlichen und nationalen Schattenseiten immer einen Gradmesser für die nationale Grösse abgeben.

Wenn wir vom Judentum reden, so meinen wir nicht die Zufälligkeiten, denen wir bei einzelnen Juden begegnen; sondern vielmehr den Geist, der die Geschichte des Volkes erfüllt, dessen Generationen innerlich verbunden hält, den Familiengeist, der den einzelnen Vertretern trotz persönlicher Eigentümlichkeiten doch ein gemeinsames Gepräge verleiht. Was zeichnet nun das neue Judentum, namentlich das Reformjudentum aus? Kurz gesagt, es hat die Hässlichkeiten des antiken Judentums ohne dessen unleugbare Vorzüge. Es besass das jüdische Volk in der vorchristlichen Zeit als Naturgabe eine religiöse Glut, welche einzig dasteht und das Volk zum klassischen Repräsentanten der Religion im Altertum machte. Aus dem Religiösen gingen alle anderen individuellen und sozialen Zustände hervor. Nun lehrt schon die Geschichte, dass immer mit dem religiösen Zerfall das alte Judentum sofort entartete, in geistige und politische Knechtschaft geriet. Das Volk stand und fiel in ganz besonderer Weise mit der Religion. Nun ist im modernen Judentum die religiöse Glut erkaltet, ein qualmender Aschenhaufen ist zurückgeblieben. Das glaubenslose Reformjudentum huldigt einem religiösen Nihilismus. Julius Stahl, einer von den wenigen Juden, welche aus voller Überzeugung zum Christentum übertreten und dadurch die Möglichkeit einer geistig-sittlichen Erneuerung und die Assimilationsfähigkeit mit den gläubigen Deutschen gewinnen, hat das Reformjudentum, nicht mit dem Hass des Renegaten, sondern mit dem Scharfblick des Menschen- und Sachkenners folgendermassen geschildert: „Die völlige Leere und Wüste dieses selbstgemachten Kultus kann kein der Religion bedürftiges Gemüt, am allerwenigsten das tiefe Bedürfnis des jüdischen Stammes befriedigen. Dazu kommt die Geistlosigkeit des ganzen Treibens, diese Ausschmückung mit den abgetragenen Kleidern germanischer Philosophie, diese tragikomische Mischung von Stücken modern-belletristischer Sentimentalität und von Stücken hebräischer Gottesfurcht im Gottesdienst, woran schon

die steigende Bildung Widerwillen empfinden muss.“*) In derselben Schrift über „den christlichen Staat“ macht Stahl noch auf eine andere beachtenswerte Thatsache aufmerksam. Mit dem Aufhören des Religiösen musste das Judentum zu einem „widerlichen Typus“ werden und zwar deshalb, weil ihm die sittlichen Impulse fehlen, welche bei andern Völkern, auch losgelöst vom Religiösen, noch eine erziehliche Wirkung ausüben; so z. B. hatte der Grieche in der Schönheit der Lebenssitte, der Römer in seinem Rechtsbewusstsein, so hat der Germane in seinem Ehrbegriff immer noch einen sittlichen Halt. Und weil der glaubenslose Reformjude „nichts Festes weder unter sich noch über sich hat“, so fehlt ihm „die eigene Würde und die Ehrfurcht vor andern“. Dieser sittliche Mangel macht sich dann in der Praxis zwiefach bemerklich: Hat der Jude keine Macht, ist er noch auf dem Wege sie zu erwerben, so kriecht er in feiger Gesinnungslosigkeit im Staube; von dem Augenblick aber, wo er die Macht fühlt, entfaltet er gegen den wirtschaftlich Schwächeren und den von ihm Abhängigen als Geschäftsmann eine brutale Herrschaft oder als Kunstsemit ein verletzendes arrogantes Mäcenatentum. In die Lücke, welche der religiöse Idealismus gelassen, dringt der grobsinnliche Materialismus ein. Das goldene Kalb ist das bezeichnende Symbol für die berauschte Vorliebe für die sinnliche Macht und das rote Gold. In der semitischen Geschichte bildet das Gold den Gott des diesseits; in der germanischen Sage gehört das Gold den finstern Mächten der Unterwelt; es ist ein Symbol der Zwietracht und des Untergangs. Diese Kontrastierung enthält ein gutes Stück Charakteristik von orientalischer und germanischer Lebensauffassung. Mit der sinnlichen Anbetung der äusseren Macht verbindet sich die Vergötterung eines Geistes ohne Charakter. Das psychologische Merkmal des modernen Judentums ist ein Geist voller Beweglichkeit und Formentalent, aber ohne Tiefe und ideenreicher Schöpferkraft, ein Geist, der mehr den blendenden Schein als die ernste Wahrheit sucht und liebt, mehr schlau als wirklich klug ist. Mit dieser Geistesart, welcher nie ein Stich ins Frivole fehlt, verbindet sich fast regelmässig eine besonders lüsterne Sinnlichkeit. Ein nichtantisemitischer Geistlicher, der im Dienste der „Inneren Mission“ seelsorgerlich auf gefallene Mädchen einzuwirken den Beruf hat, sprach es mir gegenüber als seine Erfahrung aus, dass ihm noch keines jener unglücklichen Opfer der Prostitution begegnet sei, in dessen Lebensgeschichte nicht ein Jude eine entscheidende Rolle gespielt habe.

*) J. Stahl: „Der christliche Staat in seinem Verhältnis zu Deismus und Judentum.“ S. 63.

Das scheint doch nichts Zufälliges, sondern deutet vielmehr auf ein dem Wesen der modern-jüdischen Männerwelt in hohem Grade beigemischtes Verführungstalent. Überhaupt kann man die Einwirkung des jüdischen Volksgeistes auf den Deutschen im Bilde der Verführung darstellen; wobei natürlich keineswegs gesagt sein soll, dass der Verführte schuldlos sei. Was die jüdische Art aber in so hohem Masse für das Deutschtum gefährlich macht, ist der Umstand, dass die Schwächen des deutschen Wesens für den semitischen Bazillus einen ganz besonders fruchtbaren Nährboden abgeben. Woran es den Deutschen von jeher gefehlt hat und trotz der staatlichen Einigung immer noch fehlt, das ist ein durchgebildetes nationales Bewusstsein, wie es beispielsweise der Engländer hat: right or wrong — my country, ein derartiger Ausdruck eines hochgesteigerten Nationalgefühls kennt man bei uns nicht. Selbst die Heroen in der Zeit unserer klassischen Litteraturblüte entbehren fast ausnahmslos des bewussten Nationalgefühls. Bei Goethe finden sich hin und wieder Bekenntnisse eines selbstsüchtigen satten Kosmopolitismus. So schrieb er in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebliche Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden darauf zu sitzen, kein Bett drin zu liegen.“ Selbst der Philosoph Fichte, der später in den trüben Tagen der Erniedrigung das Herz der Deutschen mit Vaterlandsliebe erwärmte und in seinen „Reden an die Nation“ das Nationalgefühl als eine erzieherische Macht, als geistige Waffenrüstung verherrlichte, konnte noch einige Jahre vor der Katastrophe bei Jena ganz im Goethe'schen Sinne die unpatriotische Philosophie des „ubi bene ibi patria“ lehren: „Was ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht.“ Wenn nun dieser Staat von der Kulturhöhe sinkt, so ist das weiter kein Unglück, denn ein anderer kulturell höherer Staat tritt an die Stelle. „Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten, und was sie beglückt: der sonnen-

verwandte Geist wird unwiderruflich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage."*) Wenn nun Fichte, dieser „Ikarus der deutschen Philosophie", sich bald nachher die Fittige seines weltbürgerlichen Idealismus versengte und die „süsse Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise dazusein" als die Wurzel alles nationalen Jammers bezeichnete, so deutet doch der oben angeführte Ausspruch recht charakteristisch auf eine Wunde im deutschen Volkstum, die noch nicht ganz ausgeheilt ist. Den Vorzug, wie kein anderes Volk, ausländische Geisteswerke und Charaktere gerecht beurteilen und unserem Empfinden nahe bringen zu können, erkaufen wir mit der Schwäche, nur zu leicht unsere Eigenart zu verlieren und die des Ausländers zu überschätzen. Den Gipfel der Tollheit erreichte in diesem Jahrhundert die trunkene Marquis Posa-Schwärmerei, die blinde Begeisterung für das Fremde, als am 20. März 1848 die „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" das berüchtigte „Extrablatt der Freude" herausgab. Die aus der Gefangenschaft befreiten, im Triumph herumgeführten Polen, welche Deutschland wie den Tod gehasst, desgleichen die Franzosen und Juden, welche gehetzt hatten; auf sie alle wird das schöne Wort des grossen Dichters angewandt:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!"

Diese Neigung zum doktrinären Weltbürgertum, welche der Liberalismus noch künstlich nährt, ist die Bresche, durch welche die reformjüdische Geistesart in das Herz des deutschen Volkes eindringt. Und dieses Eindringen, welches einer teilweisen Vergiftung des geistigen Herzblutes gleichkommt, muss um so tragischer bezeichnet werden, je fremder die deutsche Volksnatur in ihren besseren Regungen der jüdischen gegenübersteht. In den Tiefen des deutschen Gemütes schlummert eine dem Judentum unbekannte Welt edler Empfindungen. Nicht die Glut, aber der Ernst und die Tiefe des religiösen Sehnens bildet einen Grundzug des deutschen Wesens, an welchem, mit dem Dichter zu reden, „dereinst die ganze Welt genesen soll". „Wenn man sonst," sagt ein geistreicher französischer Schriftsteller, „auf der ganzen Welt keinen Priester mehr wird finden können, so wird man doch den letzten wahren Priester Gottes in Deutschland finden." Wenn auch zu Zeiten die Unkirchlichkeit ihr Haupt erhebt, es ist doch immer noch die religiöse Frage, welche die deutschen Geister anzieht, und welche im Reformationszeitalter in Deutschland eine anderswo un-

*) „Die Soziologie Fichte's" von Dr. Schmidt-Warneck S. 135 ff.

erreichte Behandlung gefunden hat. Das reformatorische Geisteserbe steht trotz aller Entwertungsversuche immer noch in Ansehen, und wir müssen es erhalten. Glaube und Treue gehören zusammen; das Volk des Glaubens ist auch das der Treue. Die Treue, wie sie sich vor allem im monarchischen Gefühl zeigt, dem Autoritäts- und Pietätsbewusstsein zu Grunde liegt, ist doch die holdeste Blume, welche auf der christlich-germanischen Geistesflur erblüht ist. Es sei in diesem Zusammenhang an ein Wort von Heine erinnert, welches man als ganz unparteiisch bezeichnen kann, da er selbst von dem, was er rühmt, nichts besessen. In der Reisebeschreibung „die Klausthaler Silbergruben" sagt er: „Andere Völker mögen gewandter sein und witziger und ergötzlicher, aber keins ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüsste ich nicht, das die Treue so alt wäre wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden."

Was dem Deutschen in kleinen Dingen an Gewandtheit und Geriebenheit abgeht, das hat er stets durch Kampfesmut und Unternehmungsgeist im grossen reichlich aufgewogen; auch hierin zeigt sich ein tiefer Gegensatz zum modernen Judentum. Die Reformjuden namentlich, sofern sie im öffentlichen Leben, in der Presse und Gesellschaft eine Rolle spielen, kämpfen nicht mit offenem Visier; sie kennen nur den traurigen Mut der Feigen, aus dem Hinterhalt zu hetzen und die vergiftenden Pfeile ihrer unersättlichen Rachsucht aus gesicherter Position auf den ungedeckten Gegner zu entsenden. Goethe hat das richtige getroffen:

„Der Jude liebt das Geld
Und fürchtet die Gefahr."

Und wir fügen hinzu: „Der Ritter ohne Furcht" ist nicht sein Ideal, dem er nachstrebt. Aber sind denn die Deutschen wirklich das Volk, welches nur Gott fürchtet? Gewiss wenn es gilt, Grosses zu wagen, den Kampf mit Kriegswaffen zu führen, wird sich des Kanzlers Wort auch immer bewahrheiten. Aber leider gleicht die deutsche Volksseele einem Segelschiff, das zwar bei Sturm, selbst bei Gegenwind die Meereswogen kühn durchschneidet, aber bei der Windstille die schlaffen Segel hängen lässt. In offener Feldschlacht opferfreudig bis zur Hingabe von Gut und Leben, erlahmt der deutsche Geist zu leicht im Kampfe gegen innere Feinde und Gefahren. Diese Thatsache ist selbst eine Gefahr, welche die vom Judentum und der Sozialdemokratie drohen nur noch vergrössert. Aber droht denn wirklich vom Judentum eine Gefahr? Es kommen ja bloss ihrer 12 auf 1000 Deutsche. Aber was soll diese Berechnung in Zahlen? Genügt nicht 1 Gifttropfen, um 10 Liter Blut im Menschenkörper tötlich zu verderben?

Die 3 Millionen Polen, selbst wenn sie sich im Kriegsfall alle mit den Franzosen verbündeten, bilden fürs Deutschtum nicht im entferntesten die Schwierigkeit, welche das deutsche Volk mit gutem Grund von dem zersetzenden Geist des glaubenslosen Reformjudentums zu befürchten hat. Die Juden, gering an der Zahl, sind gross an Macht, welche sie durch die Börse und Presse, durch ihr kapitalistisches Übergewicht und ihre unverhältnissmässige Beteiligung an den studierten Berufsständen ausüben. Es gehört die ganze Sachblindheit, womit ein formaler Doktrinarismus geschlagen ist, dazu, leugnen zu wollen, dass durch die parlamentarische Thätigkeit der Juden die Gesetzgebung, welche für ein in seinen Institutionen immerhin noch christliches Volk gelten soll, ungünstig beeinflusst wird, dass durch die jüdischen Advokaten das öffentliche Rechtsbewusstsein nicht gefördert wird und dass durch die Zeitungsjuden die öffentliche Meinung nicht an Wahrhaftigkeit und Urteilsfähigkeit gewinnt. Oder doch?

Um die jüdisch-destruktiven Einflüsse wegzudisputieren und den Kampf gegen dieselben als innerlich unberechtigt und völlig nutzlos zu erklären, bedient man sich noch eines anderen, nicht minder unglücklichen Manövers. Man wiederholt den liberalen Spruch, als ob er durch die Wiederholung an Beweisfähigkeit gewönne, immer und immer wieder, dass es viele Christen nicht besser machen, als die Juden. Gewiss viele sich Christen nennende Deutsche sind in ihrer Denk- und Handlungsart den Juden gleich zu stellen. Aber das beweist nur, dass die reformjüdischen Sirenenklänge Resonanz im deutschen Volk gewinnen und dass darum die Abwehr gegen die verführerischen Ausseneinflüsse um so energischer sich zu gestalten hat.

3. Heine und Lassalle, das Judentum in Litteratur und Politik.

Wie sich grosse und nationale Tugenden in Propheten und Cäsaren heldenhaft verkörpern, so personifizieren sich auch hässliche Geistes- und Geschmacksrichtungen, schmutzige Tagesströmungen der Politik in gewissen catilinarischen Existenzen. Wie die Bravour, so hat auch die Korruption ihre Ritter. Heine und Lassalle sind in unserem Jahrhundert Repräsentanten des reformjüdischen Geistes; sie veranschaulichen den Einfluss, den das glaubenslose Judentum durch Litteratur und Agitation auf die Gebildeten und die Massen ausübt. Am morschen Stamm von Heine's Leben gewahren wir das Leuchten der Fäulnis, von welcher fast alle neuzeitlichen Litteraturgattungen sich angefressen zeigen. Obwohl Heine der Romantik huldigte, so ist seine Geistesart

doch dieselbe, welche bei den modernen Realisten, den Gegnern der Romantik, vorherrscht. Man hat über Heine viel hin und her geurteilt; in den meisten Fällen hat die Parteileidenschaft die Feder geführt. Wie man nun im einzelnen seine Ansichten über den Dichter formen mag, man wird nicht bestreiten können, dass er das litterarische Haupt des modernen Judentums und dass sein Einfluss kein glücklicher war. Wohl finden sich in seinen Prosaschriften ganze Partieen und einzelne Stellen von ergreifender Schönheit; wir haben ja oben eine solche angeführt; unter seinen Liedern zeichnen sich gar manche durch entzückende Formvollendung aus; ihre Eindrucksfähigkeit ist noch erhöht worden durch herrliche Illustrationen und Kompositionen. Auch hat er über das Judentum Aussprüche gethan, mit denen ein Redner gewiss sein darf, in antisemitischer Versammlung einen betäubenden Beifallssturm zu erzielen. Gleichwohl ist und bleibt er die regelrechte Verkörperung des modernen Judentums. Seine schönsten Sachen sind doch meist Blumen an einem Abgrund, schimmernde Korallenriffe im Meer, sehr interessant aber auch ebenso gefährlich. Seine Poesie, selbst in ihren schönsten Gebilden, ist nicht der wahrempfundene Ausdruck des Gemütes, sondern das Werk einer Formenvirtuosität, welche fremde Gefühle geschickt zu gestalten weiss. Selbst ohne eine charakterfeste Gesinnung, war er ein politischer und poetischer Equilibrist. Nichts von grosser Leidenschaft und gesunder Auffassungsweise, sondern nur ein komödiantenhaftes Spiel mit dem Heiligen und Gemeinen, mit Freuden und Leiden. Ein Mittelding zwischen Don Juan und Mephistopheles, war ihm jede dichterische That eine Theaterrolle, die er mit Leichtsinn und Selbstironie spielte. Wenn er sich mit sarkastischem Witze selbst verhöhnte und darin einen Trost für innere Leere und seelische Leiden fand, so verriet sich darin ein charakteristischer Geisteszug des modernen Judentums. Der religiöse Bankerott, die moralische Haltlosigkeit bieten eben nur als schwächlichen Ersatz den Spott über das innere Defizit. Heine's Charakterlosigkeit lag nicht darin, dass er mit seinem Vaterland zerfallen war; wir erwähnten selber den Mangel an nationalem Bewusstsein bei unseren Dichterheroen; auch haben andere Dichter und Künstler nicht ein sittenreines Leben geführt; das Entscheidende für Heine's Verurteilung vom moralischen und nationalen Gesichtspunkt aus, das ist die grenzenlose Frivolität, mit dem er das Laster besingt und belacht, und der freche Witz, mit dem er sein eigenes Vaterland verhöhnt, ohne für das Franzosentum, dem er doch in vielen Stücken seelenverwandt war, Liebe oder Achtung zu empfinden. Dieses prickelnde Verhöhnen aller heiligen Gefühle, das Untergraben aller Autorität mit platten Witzen, das herz- und gewissenlose Gaukelspiel mit den

Realitäten des Lebens — das Heimatlose und Ideallose, und zwar dies alles bloss um blendenden Schein, um einen theatralischen Effekt zu erhaschen, kennzeichnet die Heine'sche Muse und nicht minder die moderne nichtchristliche Belletristik. Die Ausnahmen, Vertreter einer idealen Richtung, kommen nicht zur Geltung. Wer als Schriftsteller oder Künstler nicht mit in die Trompete des jüdischen Ruhmes stösst, wird, und mag er noch so treffliches leisten, von den lauthalsigen Litteratur- und Kunstpygmäen und von der brutalen Macht, von der journalistischen Mache in den Hintergrund gedrängt und überschrieen. Das christlich und deutsch denkende Publikum hat die Pflicht, durch Unterstützung der idealen Geistesrichtung zu verhüten, dass unser ganzes Schrifttum nicht noch mehr wird, was es in bedenklichem Masse bereits ist: „eine jüdische Litteratur in deutscher Sprache".

Verdirbt das moderne Judentum durch seine litterarischen Söldner und freiwilligen Agenten den ästhetischen Geschmack der Gebildeten, so verführt es durch seine Beteiligung an der Sozialdemokratie die unteren und mittleren Volksschichten. Der Litterat Heine hat in dem Agitator Lassalle einen geistigen Zwillingsbruder; die Begabung und in mancher Hinsicht auch die Lebensschicksale beider haben viel Verwandtes. Und wie man Heine trotz vereinzelter antisemitischer Anwandlungen, so muss man auch Lassalle zu den Repräsentanten des modernen Judentums rechnen, trotzdem er in seinem Buche über Sickingen das Pathos nationaler Leidenschaft geredet und über Bismarck Urteile von überschwenglicher Anerkennung geäussert hat. Seine ganze Art zu denken und zu agitieren war modern-jüdisch durch und durch. Die idealen Beweggründe werden ganz und gar aufgesogen von einer glühenden Eitelkeit. Heine nannte sich im Vergleich zu Lassalle eine „bescheidene Fliege". Es war dem Agitator, der ein lechzendes Bedürfnis hatte, sich „im Volksenthusiasmus zu baden", nicht um eine wirkliche Besserung der Lage der industriellen Arbeiterbevölkerung zu thun. Wie Heine spielte auch er, und zwar mit des Volkes Not und Leidenschaft. Er war viel zu klug, um selber an die Erfolge und Verwirklichung der von ihm vorgeschlagenen Massnahmen zu glauben. Er bekannte in einem Briefe an Rodbertus, dass er die Produktiv-Assoziationen mit Staatskredit, welche man in der Arbeiterwelt als die Rettungsseile, welche aus dem wirtschaftlichen Sumpf emporziehen sollten, enthusiastisch begrüsste, nur vorgeschlagen habe, um den unreifen Volksmassen für den Augenblick etwas Greifbares (natürlich auch nur in der Vorstellung greifbares) zu bieten, und dadurch die Massen bei politisch guter Laune zu erhalten. Während Lassalle mit seiner eifrigen Agitation die sozialdemokratischen Alarmsignale ertönen

ss, lieferte ein anderer Jude Karl Marx der Sozialdemokratie die litischen Glaubenssätze, die kritischen Waffen im Kampfe gegen die rhandenen Staatsgewalten und Gesellschaftsordnung. So behauptet an nicht zuviel, wenn man sagt, dass die Art, in welcher die Sozialmokratie politisch in Deutschland aufgetreten, den Stempel modernlischer Geistesrichtung trägt. Und dies geistige Geburtsmal hat sie ch und wird es auch wohl nie verlieren. Im Jahre 1869 waren r jüdische Lehrer Spier und die jüdischen Theologen Karl Hirsch d Adolf Heppner hervorragend in der Sozialdemokratie thätig.*) genwärtig waltet über den Bund der Sozialdemokratie mit dem dentum wohl kein Zweifel mehr. Dass beide seelenverwandt, heimlich rlobt sind, kann nur unwahrscheinlich finden, wer nicht begreift, dass istige Zersetzung und politischer Umsturz zusammengehören. Goethe ist im „Jahrmarkt zu Plundersweiler" auf den Anteil hin, den das lement der Dekomposition" an der Revolution stets gehabt:

„Dies schlaue Volk sieht einen Weg nur offen:
So lang die Ordnung steht, hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den fast getuschten Brand
Und eh' wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.
Durch Rat und Gold nährt sich die Rebellion,
Vereint bestürmen sie, es wankt der Thron."

Eine kleine Abänderung müssten sich indes diese charakterisierenden rse schon gefallen lassen. Das schlaue Volk sieht nicht bloss einen eg offen, es hofft und profitiert auch „so lange die Ordnung steht". s liebt die doppelte Buchführung und zieht Gewinn sowohl aus dem stehenden als dem Umstürzenden. Das Grossjudentum leuchtet in n Reihen der staatserhaltenden Parteien; aber es hat auch ein Interesse den Umsturzbestrebungen, wodurch die Staatsgewalten in ihrer einheit beengt werden. Die Finanzierung der Sozialdemokratie durch rtreter des jüdischen Grosskapitalismus erscheint als ausgemachte che. Wie könnte sich sonst die Partei des „hungernden Proletariats" hmen die kapitalkräftigste aller Parteien zu sein? Dass Singer und tschild zusammen gehen, lässt sich nicht nachweisen; aber man hat s Gefühl sie gehen nebeneinander; sicherlich aber sind sie nicht geneinander. Man hat noch nicht gehört, dass die blinde Wut r Sozialdemokratie gegen das Grosskapital einmal die jüdischen Krösusse gefallen habe. Mehr aber und nachweisbarer als das jüdische ld tritt die jüdische Intelligenz in den Dienst der Sozialdemokratie. chtsanwälte, Zeitungsschreiber, Ärzte und andere Akademiker, welche rch ihre Beteiligung an der Sozialdemokratie das Postament für ihre

*) Vgl. Zur Geschichte der Sozialdemokratie von Franz Mehring 1877.

politische Ruhmesgestalt sich erwerben wollen — dies jüdische Geistesproletariat ist — um stilvoll zu reden — die Feuersäule, welche den Proletariermassen auf dem Wege ins gelobte Land des sozialen Glückes voranflimmert.

Was bedeutet nun die Verbindung des modern-jüdischen Geistes mit der sozialistischen Propaganda? Es bedeutet die Entwickelung der sozialen Bewegung aus einer Arbeiter- und Wirtschaftspartei zu einer vaterlands- und religionsfeindlichen Umsturzpartei. Wie will man sich die irrreligiöse Wut in der Sozialdemokratie gerade der Länder, wie Deutschland und Österreich, erklären, deren Bevölkerung von Haus aus ein hohes Mass religiöser Empfänglichkeit besitzt? In Deutschland heisst „unkirchlich" noch lange nicht „religionslos"; selbst viele, welche durch angebliche oder wirkliche Ursachen sich aus der Kirche gedrängt wähnen, haben doch nicht selten ein, wenn auch unklares, religiöses Sehnen. Aber die völlige zielbewusste Vernichtung aller religiösen Elemente, worauf die offizielle Sozialdemokratie als revolutionäre Partei es in Deutschland absieht und absehen muss, erklärt sich nur aus dem religiösen Nihilismus, der das moderne Judentum auszeichnet. Auch der Religionsspott, die cynische Verhöhnung aller kirchlichen und staatlichen Autorität ist nicht auf dem Boden deutschen Empfindens erwachsen; es ist ein exotisches Gewächs, etwas von aussen importiertes. In England beispielsweise, wo das Judentum bei dem dort mächtigeren christlichen Volksbewusstsein nicht den politischen Einfluss ausüben kann, hält sich die Sozialdemokratie von Religionshass frei. Es giebt dort noch eine Arbeiterbewegung, deren Vertreter auch das Religiöse zu schätzen wissen. Ein Londoner Arbeiterführer im Ostend nannte in einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, die deutschen Sozialdemokraten im Hinblick auf ihre religions- und vaterlandsfeindliche Gesinnung: „Foolish men, d. h. „verrückte Kerls." Auf dem internationalen Sozialistenkongress in Brüssel zeigten die hervorragenden Delegierten deutscher Sprache einen solch orientalischen Typus, dass als einige gemeinsam auf dem Podium erschienen, man den Eindruck wie von einem Ältestenkollegium der Synagoge empfing. Derartige Scenen muss auch der Berichterstatter einer Brüsseler Zeitung vor Augen gehabt haben, als er den Congress „la juiverie la plus grande de notre siècle" nannte. Wie im grossen die Leiter, so sind die Juden im kleinen die Hetzer. In öffentlichen Versammlungen kann man es oft beobachten, wie die Orientalen die Menge künstlich in Aufregung bringen, indem sie die Losung zum Tumult ausgeben. Juden und Judenknechte spielen in der Arena der öffentlichen Versammlungen die Rolle der spanischen Bandillero's, welche handwerksmässig reizen und aufstacheln.

Nun kann man keineswegs behaupten, dass diese Eigenschaft glaubens- und sittenloser Juden etwa das Produkt jahrhundertlanger schlechter Behandlung sei. Ich schlage meine Bibel auf und lese in der Apostelgeschichte, dass sich die Juden schon vor 1800 Jahren bei der geistesmächtigen glaubenskühnen Verkündigung des Apostels Paulus gerade so skandal- und rachsüchtig benommen wie heutzutage. Selbst die Ausdrücke in Luthers Bibel sind so zutreffend, dass man sie ohne grössere Abänderung noch in heutige Versammlungsberichte aufnehmen könnte. Die Mittel der Juden, einen massvollen, darum gerade gefährlichen Gegner, tot zu machen, sind immer dieselben, damals wie heute. Sie schmeichelten ihren Feinden, den Heiden, um sie als Beistand gegen den Apostel des Glaubens zu gewinnen; sie spielten sich als Säulen der Ordnung auf, und denunzierten den Prediger des Unterthanengehorsams als einen Umstürzler; sie bearbeiteten die Höherstehenden und Gutgesinnten und gebrauchten den Pöbel zum Versammlungsprengen; sie bedrohten den Wirt, der den Apostel aufgenommen und inscenierten einen Entrüstungssturm.*) Alles just wie heutzutage.

Man kann nun den moralisch auflösenden Einfluss des modernen Judentums, das Wachstum der sozialdemokratischen Umsturzideen nicht erwähnen, ohne zugleich der sich christlich und staatserhaltend nennenden Gesellschaft eine schwere Schuld beizumessen. Was war und ist die Ursache jener sittlichen und sozialen Gebrechen, was wärmt und nährt die tötliche Schlange am Busen des deutschen Volkes? Antwort: eine fürchterliche Indolenz, eine sittliche Gedankenlosigkeit, welche das Wort vom „Volk der Denker“ der Lächerlichkeit preisgiebt. Denselben Erklärungsgrund führt in ähnlichem Zusammenhang der Unterstaatssekretär Lohmann an, und zwar in einer Weise, die uns mit freudiger Genugthuung erfüllt, denn sie zeigt, dass in den höheren Regierungskreisen — wenn auch erst noch sporadisch und meteorartig — die Erkenntnis von den Versäumnissen aufleuchtet. Der Genannte sagt: „vor allem fehlt unserm liberalen Bürgertum in seiner überwiegenden Mehrheit mit der eigenen positiven Stellung zum Christentum auch das Verständnis für die religiösen Bedürfnisse

*) Apostelgeschichte 14, 2. In Ikonium erweckten sie die Heiden und entrüsteten die Seelen wider die Brüder. 17, 4—8 in Thessalonich nahmen die Juden zu sich etliche boshaftige Männer des Pöbelvolkes, machten eine Rotte und richteten einen Aufruhr in der Stadt an. 13, 50. In Antiochien bewegten die Juden die andächtigen und ehrbaren Weiber und der Stadt Oberste und erweckten eine Verfolgung gegen Paulus. 24, sie schmeicheln ihrem Feinde, dem römischen Landpfleger Felix, erheucheln, während überall die Vorboten der Empörung sich zeigen, Friedensliebe und Loyalität und denunzieren den Apostel als einen Aufrührer.

des Volkes und die Erkenntnis, dass eine materielle Kulturentwicklung, wie sie sich bei uns vollzogen hat, trotz aller Bildung und Wissenschaft, trotz aller Staatsmacht und Staatsprüfung, zum sozialen und politischen Bankerott führen muss, wenn sie nicht von einer auf lebendiger Religiosität ruhenden christlichen Gesinnung begleitet wird."*)

Ob es jetzt noch gelingt, die missleiteten Massen aus den Klauen der sozialdemokratischen Agitatoren, aus der bestialischen Umklammerung des Judentums zu befreien? Leider giebt es manche Arten, das Judentum zu bekämpfen, welches man als ein ungestümes aber aussichtsloses „Rütteln an den Ketten" bezeichnen muss. Es giebt eine judenfeindliche Richtung, die das ausgesprochene Zerrbild eines wohlthätigen Antisemitismus darstellt und statt ein Heilmittel zu sein, selber als ein semitisches Krankheitssymptom erscheint.

4. Falsche Kampfesmethode. Verjudeter Antisemitismus.

Gross sind zwar die politischen und journalistischen Söldnerscharen, welche das Judentum befehligt. Indes weiter als der Sold reicht nicht die Liebe und weiter als die Macht nicht der Respekt. Selbst im „Freisinn", der doch so tanzt, wie die Grossjuden pfeifen, und in der Sozialdemokratie, welche jüdischer Finanzen und Intelligenzen nicht entbehren kann, regen sich meuterische, d. h. antisemitische Anwandlungen. Thatsächlich hat, von einigen doktrinären Schwärmern abgesehen, deren Idealität zu lauter Naivetät aufgesprosst ist, das moderne Judentum herzlich wenig Freunde aus Überzeugung. Um seiner schönen Augen willen wird es sicherlich nicht geliebt. Die philosemitischen Alluren, denen man in gewissen Kreisen begegnet, entstammen in den allerseltensten Fällen einer aufrichtigen Sympathie für die geldprotzigen, arroganten Juden. Wollte das Judentum einem politischen Don Quixote, der in Presse oder Parlament eine Lanze für Israel gebrochen, seine Freundschaft schenken, es würde wohl die abkühlende Antwort erhalten:

„Ich that's aus Hass der Städte
Und nicht zu eurem Dank."

Natürlich müssten die „Städte" durch „Junker", „Pfaffen", Regierung, Orthodoxie oder was sonst das oppositionelle Gelüste fordert, ersetzt werden. Ja, Vertreter des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus" machen über der Juden Nasen und Füsse und andere Körpereigentümlichkeiten, an denen die Juden doch nicht schuld sind, recht unpassende,

*) Fl. Bl. Organ des Centralausschusses f. I. M. 47. Serie S. 170.

latte Witze; sie, die entrüstungseifrigen Bekämpfer des Antisemitismus, leiben auch nicht bei den Witzeleien, die bloss für Herren-Ohren bestimmt sind, — sie erblicken z. T. auch im jüdischen Geist und Geschäft ine Gefahr — gleichwohl ereifern sie sich über jedes, sei's auch las massvollste Vorgehen gegen das Judentum. Der ausgesprochene Antisemitismus, auch der besonnenste, erscheint ihnen als das grössere Übel, und nur deshalb, weil man mit den liberalen Gewohnheiten einer ormalen Toleranz nicht zu brechen und auf gesellschaftliche und öffentiche Annehmlichkeiten nicht zu verzichten den Mut findet. Manch iner kann auch, obwohl er zu den Modernsten gehört, das mittelalterliche Institut der Leibjuden, die man nach Bedarf hätschelt und ritt, nicht entbehren. — Wenn nun das Judentum allenthalben seine niefälligen Lakaien hat, so steht dieser Thatsache die andere, nicht ninder wahre gegenüber, dass auch in allen politischen Parteien und ozialen Volksschichten eine innere instinktive Abneigung gegen die üdische Art besteht. Nicht dass, sondern wie man antisemitisch st, muss man als den Gradmesser des politischen und ethischen Denkvermögens ansehen. Die Aufgabe in der Gegenwart besteht gar nicht larin, antisemitische Stimmungen agitatorisch zu wecken, sondern die schon vorhandenen in eine sozialpolitische Überzeugung, in eine sittliche Willensrichtung umzuwandeln und diese letztere einem grossen sozial-reformerischen Zwecke dienstbar zu machen.*)

An eine solche sittliche und soziale Fundamentierung des Antisemitismus zu erinnern, erscheint um so angebrachter, als verschiedene antisemitische Gruppen und Grüppchen in bedenkliche Bahnen einlenken. Der radikale, religionsfeindliche Rassenantisemitismus stellt die falsche Bekämpfungsmethode des Judentums dar; er ist eigentlich weniger eine Bekämpfung als eine indirekte, darum vielleicht gerade um so wirksamere Geschäftsführung des modernen Judentums. Der sog. Raddau- und Spektakelantisemitismus, dessen Führer und Rekruten meist aus dem freisinnigen demokratischen Lager herkommen, dient in Wirklichkeit den jüdischen Aktien zu einer glänzenden Kurssteigerung; denn nichts ist geeigneter, den Blick vom materiellen Unrecht des Judentums abzulenken, seine tiefer liegende Gefahr zu verschleiern, als das formale Unrecht, einer masslosen Antisemitenagitation. Leider ist aber das Unrecht

*) Dieser Aufgabe entspricht u. a. die reformerisch und christlich gerichtete Strömung in der deutsch-sozialen Partei, sofern sie besonders durch die Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg, Dr. König, Raab und andern vertreten wird. Diese Richtung ist bei unserer Polemik gegen den demokratischen und unchristlichen Rassenantisemitismus selbstverständlich auszunehmen.

des Rassenantisemitismus nicht ein bloss formales; denn die Heftigkeit, welche zu starke Ausdrücke wählt, könnte man aus der Haltung des Judentums, welches in Wort und That oft bis aufs Blut reizt und den Hass geradezu systematisch herausfordert, erklären und entschuldigen. Aber gegen die Ausdrucksweise allein richtet sich nicht unser Bedenken, sondern gegen den Geist, der die rassenantisemitischen Zeitungen und Agitatoren beseelt. Und jener Geist ist dem Semitismus, den man bekämpft, verwandter als dem Deutschtum, für dessen Throne und Altäre, für dessen Erhaltung und Stärkung man einzutreten vorgiebt. In dieser ebenso traurigen wie lächerlichen Thatsache kommt ein Gesetz zur Erscheinung, das sich zu allen Zeiten mit innerer Notwendigkeit erfüllt. Jede grosse Bewegung nämlich, welche das deutsche Volksleben erneuern will, entwickelt sich, wenn sie ohne Christentum wirken will, gegen dasselbe. In die Lücke aber des verdrängten Christentums springt sofort das Antichristentum in der gerade herrschenden Form. Der Antisemitismus, der sich dem Einfluss des Christentums entzieht, verfällt, er mag wollen oder nicht, dem antichristlichen Geiste des modernen Judentums. Das letztere ist bereits geschehen bei demjenigen radikalen Rassenantisemitismus, der sich neuerdings unter dem Namen: „Antisemitischer Verein deutsch-liberaler Bürger" abgezweigt hat. Die Spezialitäten dieser antisemitischen Richtung sind ihrer geistigen Natur nach semitisch durch und durch.

Wir heben unter vielen zwei Gesichtspunkte hervor: die Stellung zum nationalen und religiösen Leben. In diesen beiden Hauptstücken jeder Welt- und Lebensanschauung zeigt sich der radikale Antisemitismus mit dem modernen Judentum so geistesverwandt wie die liberale Bourgeoisie mit der revolutionären Sozialdemokratie. In beiden Fällen gründet sich die äussere Feindschaft nicht auf den Unterschied der geistigen Prinzipien, sondern der materiellen Interessen.

Was das moderne Judentum auszeichnet ist ein nationaler Hochmut, ein pharisäischer Grössenwahn, der im eigenen Lager nur Licht und Grösse, bei den Gegnern nur Erbärmlichkeit und Finsternis wahrnimmt. Das moderne Judentum hält sich für den modernen Messias, für die Freiheitsgöttin, welche die Fackel des Geistes in das Völkermeer hinausschwingt; was nicht seinen Schein von der jüdischen Geistesfackel hernimmt, das arme Licht hat keine Leuchtkraft. Diese Einbildung ist um so schamloser, da der jüdische Geist in Philosophie und Technik durchaus keine schöpferische Kraft und erfinderische Fähigkeit bewiesen hat. Der Einzige, den man anführen könnte, Spinoza, beweist nicht das Gegenteil; denn er hat mit dem Judentum, das ihn verstiess, innerlich und äusserlich gebrochen. Die Virtuosität der

Litteraturhebräer und Kunstsemiten besteht in der Geschicklichkeit der Form, in der Gewandtheit der Verwertung; Eigenschaften, die an sich ja auch wertvoll sind, aber sittlich wertlos werden, sobald sie sich mit einem prunksüchtigen Schein und verletzender Anmassung verbinden. Wie begegnet nun der radikale Rassenantisemitismus diesem unerträglichen Gebahren? Dadurch, dass der jüdische Hochmut ins Deutsche übertragen wird. Aber was beim Juden ein Laster ist, wird beim Deutschen noch keine Tugend. Das Herausfordernde des jüdischen Partikularismus zeigt sich vor allem darin, dass die äussere Zugehörigkeit zum Volksstamm schon als Grund bevorzugter Überlegenheit gilt. Der Rassenantisemitismus macht sich eines gleichen Chauvinismus schuldig, wenn er die äussere jüdische Blutsverwandtschaft als solche, unabhängig von der sie beseelenden Geistesart, für einen Gegenstand des Spottes, der Verachtung und der Anfeindung hält. Die Gefahr, welche darin liegt, dass man das jüdische Geblüt ausschliesslich für alle Schäden verantwortlich macht, ist keine geringe. Man verschliesst sich durch diese ungerechte Einseitigkeit der Wahrnehmung und Verurteilung der Schäden, welche vom jüdischen Geist im eigenen Lager ausgehen. Da sowohl im Einzelleben, als auch im Volksleben eine durchgreifende Reform niemals ohne ein lebendiges Gefühl auch der eigenen Verschuldungen sich vollzieht, so erscheint die hochmütige und ungerechte Tendenz des Rassenantisemitismus als ein Hinderungsgrund einer gründlichen Sozialreform. Den jüdischen Hochmut kann man durch urgermanische Bierreden wohl übertrumpfen, aber nicht überwinden. Die einseitige Deutschtümelei erweist sich ebenso unfähig, das Semitentum zu besiegen, als dem wirklichen Mangel an deutschnationalem Charakter abzuhelfen. Eine unmoralische Geistesrichtung wie die des glaubenslosen Judentums kann nur von einer überlegeneren Moral, von einem höheren Geistesstandpunkt aus mit Erfolg bekämpft werden. Aber auch in Beziehung zu Religion und Moral ist das Niveau der erwähnten antisemitischen Parteigruppe kein höheres.

Das Reformjudentum verleugnet den Glauben seiner Väter, verspottet die religiösen Urkunden des Alten Testamentes und schwärmt für eine religionslose Moral, welche nicht das Ergebnis göttlicher Offenbarung ist, sondern ein mixtum compositum aus phantastischen Einfällen, philosophischen Ideen und naturwissenschaftlichen Hypothesen. In dieser irreligiösen Auffassungsweise, in einer Autoritätslosigkeit, welche sich mit einer schamlosen Opposition gegen staatliche und kirchliche Einrichtungen brüstet, hierin und in der Tendenz, Politik und Geschäft in eins zu mengen, zeigt sich das Judentum und ein gewisses freisinniges Antisemitentum als ein geistiges par nobile fratrum. Der Rassen-

antisemitismus begeht die Abenteuerlichkeit, über welche jeder geschichtskundige, urteilsfähige Mann lächelt, dass er das Christentum, diesen grössten Kulturfaktor aus den Jahrbüchern deutscher Geschichte streichen und die Gegenwart in geistig-religiöser Beziehung an das heidnische Germanentum anknüpfen will. Gott Zebaoth soll durch Wodan ersetzt werden, die christliche Sittenlehre durch die germanische Mythologie. Diese Schwärmerei für die germanischen Götter und Riesen kann man den politischen Zwerggestalten, die sich selber wohl als Halbgötter wähnen, wenn sie von einer urteilslosen Menge beklatscht werden, zu gute halten. Aber die unklare Schwärmerei nimmt den Charakter eines sehr klaren Religionsspottes an. Religionsspott aber ist nichts, was der deutschen Idealität entspricht. Wenn der Deutsche auch frei denkt, er spottet über das Heilige nicht frivol. Denn er weiss, wie es E. M. Arndt in seinem „Geist der Zeit" erschütternd ausgeführt, dass: „Verspottung des Heiligen der Laster allergrösstes" ist. Es giebt nun noch eine besondere Spezies von Religionsspott, die man als besonders jüdisch bezeichnen kann. Es ist die Verhöhnung der Person Christi. Wenn der Deutsche auch zuweilen seinen Gott verloren, ja vielleicht im Fieberwahn der Verzweiflung ihm, als einem „blinden, tauben Gott" geflucht hat, eine Ehrfurcht vor der Person des Erlösers ist ihm doch immer noch als Wrack nach dem religiösen Schiffbruch übrig geblieben. Der jüdischen Muse eines Heine ward der traurige Ruhm zu teil, auch die Duldergestalt des Heilandes zu verhöhnen. Der Rassenantisemitismus betritt nun auch in dieser Richtung die semitische Geistesbahn. Hätte er wahre Achtung vor der idealen Veranlagung des Germanentums, so müsste er wissen, dass das Germanentum, nachdem der erste feindliche Widerstand gebrochen, das Christentum mit flammender Begeisterung aufgenommen und speciell seine Fahnen in hehrer Demut vor dem Erlöser, als dem geistigen Herzog, dem himmelentstammten Volkskönig gesenkt und das Schwert zu seiner Ehre gezogen hat. Das ist germanisch. Statt dessen zieht der radikale Rassenantisemitismus die Person und Bedeutung des Erlösers entweder in den Staub der Alltäglichkeit herab oder macht sie gar zur Zielscheibe des Hohnes. Wenn beschränkte Schriftsteller und antisemitische Versammlungsredner glauben, Jesu von Nazareth dadurch gerecht zu werden, dass sie ihn einen Arier nennen, und die alte Mär auftischen, er sei der Sohn eines spanischen Soldaten und einer Galiläerin, so ist das, von allem anderen abgesehen, glaubenslos, geschichtslos, geschmacklos. Aber als reformjüdisch, frivol und lasterhaft muss man es bezeichnen, wenn Jesus Christus als ein kluger Rabbi, der sich trotz seiner Schlauheit zuletzt elend verrechnet habe,

verhöhnt wird. Das ist die Auffassung einer für alle Grösse und Erhabenheit unempfänglichen, trivialen Judenseele, als deren Mundstück Heine in dem Verse erscheint, gegen den der christusfeindliche Rassenantisemit nichts einzuwenden hat:

„Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der Du die Welt erlösen gewollt —
Du Narr, du Menschheitsretter."

Was der frivole Dichter des modernen Judentums beim Anblick eines Kruzifixes ausgerufen, das wird dem Sinne nach von den Rassenantisemiten, den jüdischen Antipoden mit semitischer Seele, in ähnlichen Worten auch gesagt. Aber die Seelenverwandtschaft zeigt sich auch in Einzelheiten. Als Hofprediger Stöcker am 22. November 1880 im preussischen Landtag die Notwendigkeit eines geistigen Kampfes gegen die herausfordernde Anmassung des modernen Judentumes nachwies, führte er u. a. auch an, wie ein jüdischer Journalist in ganz unqualifizierbarer Weise die Generalsynode, die höchste Vertretung der preussischen Landeskirche, verhöhnt habe. Was ist es anderes als ein grenzenloser Hohn auf die Kirche, wenn ein Redner jenes Antisemitismus in öffentlicher Versammlung auffordert, bei den kirchlichen Wahlen solche Leute zu wählen und auch in die Generalsynode zu entsenden, welche das Christentum des Jesus von Nazareth gründlich bekämpften. Dieser verrückte und anmassende Vorschlag ging von einem Mann mit denkbar trauriger Vergangenheit aus, der übrigens an demselben Abend das altgermanische Heidentum*) glorifiziert hatte. Der radikale, religionslose Rassenantisemitismus ist weiter nichts als ein geistiges Semitentum im „urgermanischen" Theaterkostüm. Dieser Antisemitismus kann allerdings als eine Vorfrucht der Sozialdemokratie bezeichnet werden, aber nicht weil er antijüdisch, sondern weil er antichristlich ist. — Der Semitismus ist eben überall, wo er sich als geistige Eigenart zeigt, das Element der Zersetzung und der Korruption, nicht bloss bei dem deutschen Freisinn und der internationalen Sozialdemokratie, sondern auch bei dem germanischen Rassenantisemitismus.

5. Das Alte Testament.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu meinen, um das moderne Judentum zu bekämpfen sei es nötig, das antike Judentum und dessen geheiligte Urkunden, das Alte Testament zu verhöhnen. Erstlich trifft

*) Der betreffende „Urgermane" hat inzwischen den deutschen Staub von den Füssen geschüttelt und ist, um einer Gefängnisstrafe zu entgehen, entflohen.

man mit der Verlästerung des Alten Testaments das Reformjudentum gar nicht, und ganz einfach deshalb nicht, weil die liberalen Reformjuden nicht daran glauben, ja es selber in Zeitungen verspotten. Zudem bietet das moderne Judentum auf dem Gebiete des Erwerbslebens, in Politik, Presse, Börse, Kunst und Litteratur soviel Angriffspunkte und Beschwerdeanlässe, dass es schon aus diesem Grunde unnötig erscheint, um die Schäden des Tages zu rügen, in die verflossenen Jahrtausende zurückzugehen. Nun stehe ich nicht an zu erklären, dass das Alte Testament im Kampfe gegen das neuzeitliche Judentum eine beachtenswerte Direktive geben kann. Aber Voraussetzung ist, dass man die rechte Stellung einnimmt. Der radikale Rassenantisemitismus teilt auch hier mit dem freisinnigen Liberalismus das schimmlige Brot der Urteilslosigkeit, indem die Vertreter beider Richtungen das Alte Testament, wovon sie meist nur eine höchst fragmentarische Kenntnis besitzen, mit grinsendem Fanatismus verfolgen. Nun darf man freilich nicht verschweigen, dass der Rassenantisemitismus nur den pöbelhaften Ausdruck giebt für eine auch über die Grenzen seiner engeren Anhängerschaft weitverbreitete Anschauung. Man hält die Moral des Alten Testaments für roh, die Gottesanschauung für den religiösen Ausdruck eines nationalen Egoismus, das Volksgesetz für ein sanktioniertes System der Fremdenausbeutung, die Helden des Alten Bundes für blutdürstige, sinnliche, betrügerische Raubritter, welche nur ein nationaler Grössenwahn heilig gesprochen habe. Die ganze Geschichtsdarstellung sei eine fortlaufende Fälschung, um für die Machtansprüche einzelner bevorzugter Stände eine historische Rechtsgrundlage zu gewinnen. Was dem Eigennutz und der Ruhmsucht des Volkes geschmeichelt, das sei von klugen Männern mit der geheimen Absicht, gleichsam die Urteilslosigkeit der Menge auszubeuten, und um dieselbe in sklavischer Abhängigkeit gegen die Machthaber zu erhalten, auf Gottes direkte Anordnung und Offenbarung zurückgeführt worden. Kurzum, Täuschung, Lug, Betrug, das seien die eigentlichen Schriftsteller der alttestamentlichen Bücher. Es liegt auf der Hand, dass von einer solchen verständnislosen und böswilligen Frivolität das Christentum indirekt, aber stärker betroffen wird, als das Reformjudentum. Denn während das letztere sich vom Alten Testament losgesagt, verehrt das erstere in ihm die weissagenden Urkunden, die vorbereitenden Offenbarungen auf den Erlöser. Die Verhöhnung des Alten Testaments kommt also auf eine Zerstörung der geschichtlichen Lebenswurzeln des Christentums heraus.

Man kann, wenn auch nicht allen, so doch vielen Angriffen und Missverständnissen von vornherein dadurch den Boden entziehen, die

Haltlosigkeit beweisen, den Irrtum widerlegen, dass man die Bedeutung des Alten Testamentes in das rechte Licht rückt.

Das Alte Testament bildet zwar mit dem Neuen eine Art organischer Einheit, aber dieselbe ist kein Beweis gegen die innere Verschiedenheit der religiösen und sittlichen Erkenntnis beider Standpunkte. Wenn es im Reformationszeitalter aus polemischen Gründen nahe lag, die Zusammengehörigkeit beider Bücher besonders stark zu betonen, so wird es, nachdem man den mechanischen Inspirationsbegriff mit Recht aufgegeben, angezeigt erscheinen, den vorbereitenden Charakter des Alten Testaments zu betonen, der sich zur vollendeten Offenbarung in Christus, wie ein Schatten zum Wesen verhält. Wenn auch — wie es ja Gottes Weise in der Erziehung des Menschengeschlechtes ist, nichts unmittelbar, mechanisch zu gewähren, sondern organisch sich entfalten zu lassen — das Christentum an die vorbereitenden Religionsanschauungen des Alten Bundes anknüpft, so war sein Eintritt in die Welt doch auch ein spezifisch Neues. Das Verschiedene in der relativen Einheit, das Schöpferische in der Entwickelung hebt Jesus in seinem Verhältnis zum Alten Testament selber hervor und die Apostel thun dasselbe. Aber nach der Meinung der Gegner handelt es sich ja nicht um einen relativ unvollendeten, sondern um einen absolut verwerflichen Standpunkt. Man beruft sich hierbei auf die Stellen, welche zum Teil mit epischer Breite die Sünden des Volkes, die Laster seiner Führer schildern. Aber diese Auffassungsweise und Beweisführung zeugt von einem Mangel an historischem und religiösem Sinn. Man vergisst, dass nicht die Naturgeschichte, gleichsam das ethnologische Rohmaterial den Hauptinhalt des Alten Testamentes bildet; sein bleibender Inhalt liegt in den religiösen Gottesoffenbarungen. Diese letzteren aber sind nicht auf mechanische Weise als etwas Fertiges geboten, sondern sie wachsen und werden; sie sind durch Personen, die auch dem Geist ihrer Zeit tributpflichtig erscheinen, vermittelt, und zum Teil in Formen gekleidet, die im Laufe der Geschichte ihren Wert verloren haben. Wer an den religiösen Grund- und Offenbarungscharakter des Alten Testamentes glaubt, kann, ja muss, sofern er auch historisches Urteilsvermögen besitzt, zugeben, dass in manchen Schilderungen der göttliche Gehalt gleichsam von den Schlingpflanzen legendarischer und national-poetischer Gebilde umgeben ist.

Die bevorzugten Träger der religiös-sittlichen Offenbarung im Alten Testament sind die Propheten; man könnte sie das protestantische Gewissen im Alten Bunde nennen. Sie repräsentieren die ideale Seite, den geistigen Charakter des jüdischen Volkes. Die durch die Propheten und die gottbegeisterten Schriftsteller bewirkte Geistesmitteilung Gottes

bildet den geschichtlichen Boden, den geistigen Untergrund für die weltgeschichtliche Erscheinung des Christentums.

Es ergeben sich aus diesen angedeuteten Thatsachen wichtige Folgerungen. Die Propheten haben mit ihrer innerlichen Religiosität und sittlichen Idealität stets den heftigen Widerspruch des jüdischen Volkes gefunden. Wie alle grossen Propheten Verfolgung zu erleiden hatten, so wurde der grösste, Jesus Christus, von der Volksleidenschaft gekreuzigt. Schon daraus kann man ersehen, dass der von den Propheten verkündigte Monotheismus und dessen vertiefte und bereicherte Auffassung durch Jesus Christus kein Naturprodukt des jüdischen Volkes darstellt. Im Gegenteil, wie das goldene Kalb in der Wüste und die Baalsaltäre auf den Bergeshöhen beweisen, hat das jüdische Volk von Hause aus eine starke götzendienerische Neigung; wenigstens widerstand es den diesbezüglichen Versuchungen, wie sie von Nachbarvölkern ausgingen, nur selten. Was den geistigen Mutterboden für das Christentum bildet, ist eben die von Gott ausgehende Offenbarung, welche gerade im Gegensatz zu dem materialistischen Volksgeiste stand. Die Art, in der die Propheten besonders den habsüchtigen Wucher, die ausbeuterische Lüsternheit, Trotz und Rache geisseln, beweist, dass die heutzutage am Judentum hervortretenden hässlichen Eigenschaften nicht ausschliesslich die Folge jahrhundertelangen Druckes sind, sondern vielmehr liegt eine natürliche Disposition vor, gegen welche im antiken Judentum immer das Glaubensbewusstsein der Bessergesinnten reagierte, ein Umstand, der beim glaubenslosen Reformjudentum fehlt. Hiermit haben wir einen weiteren Wesensunterschied zwischen dem Altjudentum und dem religionsfeindlichen Neujudentum genannt. Während die modern-jüdische Litteratur mit ihren überzuckerten Teufeleien die Sünden gegen das sechste Gebot als eine neue höhere Lebenskunst und Moral verherrlicht, findet sich im Alten Testament die naive Darstellung von den sittlichen Gebrechen hervorragender Männer niemals ohne die Aufforderung zur Busse oder die Erwähnung des göttlichen Strafgerichtes. Erinnert sei an den frappantesten Fall, an Davids Ehebruch. Wer in dem 51ten Psalm etwa eine Anleitung zum Sündigen erblickt, der beweist damit, dass ihm die Entrüstung über die Morallosigkeit des Alten Testaments nur eine angenommene Maske ist; es fehlt ihm das Organ für den Ernst der Busse. Wie der Wurm nur den Staub und Schmutz versteht, so sieht auch der sittlich Unreine nur mit innerem Wohlgefallen die Schilderung des Vergehens; aber er bleibt taub gegenüber der eindringenden Strafpredigt, in welche die Schilderung ausklingt. Jeder gleicht dem Geist, den er begreift. Wie Jesuiten und Sozialisten aus Luthers Werken die

sog. anstössigen Stellen, die sich ebenfalls zum grossen Teil aus dem derben Zug seiner Zeit und seines elementaren Charakters erklären lassen, zusammenlesen und sagen: Das ist der grosse Luther, so suchen nicht bloss liederliche Schuljungen, sondern auch liberale Atheisten, Reformjuden und Rassenantisemiten mit ihrem lichtscheuen Eulenblick die dunkeln Stellen heraus, Stellen, welche die Sünde erwähnen, aber dieselbe nicht wie moderne Romane glorifizieren; und sagen dann auch höhnisch: Das ist der göttliche Inhalt des Alten Testamentes! Dass ein derartiges Verfahren nicht nur sachlich unrichtig, sondern auch moralisch unrecht ist, wird die vorstehende Darlegung zur Genüge bewiesen haben; aber es ist auch geschmacklos: denn wie kann man den Massstab unseres durch das Christentum geläuterten und verfeinerten Empfindens ohne weiteres auf die Zustände eines Zeitalters mit unentwickelten ästhetischen Vorstellungen anwenden? Da aber die moderne Ästhetik im Vergleich zur alttestamentlichen Sittlichkeit in vielen Punkten nur eine formale Überlegenheit zeigt, da die moderne Gesellschaft von sittlicher Fäulnis im Innersten angefressen ist, so verrät sich in der Entrüstung des raffinierten Lebemannes über die grobsinnliche Anschauung vieler alttestamentlicher Stellen ein hohes Mass von Pharisäertum.

Wenn nun die Angriffe der glaubenslosen Juden und Christen gegen das Alte Testament sich auch aus unhaltbaren Gründen herleiten, so meine ich, werden Theologen und Pädagogen doch insofern aus der ganzen Bewegung einen Nutzen zu ziehen haben, dass sie sich fragen, ob in der Art der Verwendung des Alten Testamentes auf Kanzel und Katheder nicht eine Änderung eintreten muss, da besonders, wo die bisherige Behandlungsweise doch gar zu unkritisch war, wodurch Missverständnis genährt und eine überspannte Kritik geradezu wachgerufen worden. Auf jeden Fall gilt es, klar und eindringlich in den Schriften des Alten Testamentes das Zeitalterliche von dem Ewiggiltigen zu trennen; nur so wird man verhüten, dass mit der vielfach anfechtbaren oder missverständlichen Schale nicht auch der edle Kern verworfen wird. Damit dies letztere verhütet wird, muss man sich bewusst werden, wie auch heutzutage, wo viele getaufte Christen doch dem Wesen des Christentums so fremd gegenüberstehen, gerade die religiösen Grundelemente des Alten Testamentes eine vorbereitende, erzieherische Wirkung haben. Die Hauptthatsachen des Alten Testamentes bilden eine machtvolle Korrektur des modernen Zeitgeistes. Die Schöpfung der Welt durch einen allmächtigen Gott ist das direkte Gegenteil vom materialistischen Grundirrtum, als sei die Welt aus dem ewigen Stoff von selbst geworden; die Erschaffung

des Menschen, diese alttestamentliche Offenbarungsthatsache zerreisst die Affentheorie; dass man den gerechten Gott und seine Gerichte auch fürchten muss, kann einem selbstgerechten Menschengeschlecht, welches, wie das heutige, nicht aus Überzeugung, sondern aus sittlicher Laxheit sich einseitig auf die vergebende Liebe Gottes beruft, nicht eindringlich genug vorgehalten werden. Dass die Religion eine Macht ist, welche nicht nur das Einzelleben beglücken, sondern auch das ganze Volkstum in allen seinen Einrichtungen und Gliederungen durchdringen muss, diese alttestamentliche Vorstellung, welche der Theokratie zu Grunde liegt, kann auch heute den Blick für die Aufgaben einer sozialen Reform, welche des sittlich-religiösen Hebels nicht entbehren will, schärfen.

Schätzung des Alten Testamentes, weder eine auf Kurzsichtigkeit beruhende kritiklose Überschätzung, noch aber eine mit blindem Hass gepaarte Unterschätzung — das ist die Stellung, welche wir, unbeirrt um die Vorstellungen von rechts und die Angriffe von links, im Kampf des deutschen Volkes gegen das moderne Judentum einnehmen und behaupten müssen.

6. Die siegreichen Waffen.

Wie soll nun, um uns der praktischen und aktuellen Seite der Judenfrage zuzuwenden, der Kampf geführt werden? Auf doppelte Weise; gemäss der materiellen und sittlichen Schäden, welche vom modernen Judentum ausgehen, heissen die Kampfesmittel: wirtschaftliche Reformgesetze und christlich-nationale Geisteserneuerung.

Die moderne jüdische Geistesart entfaltet, wie wir gesehen, nicht bloss in der Politik und Litteratur eine unheilvolle Macht, sondern sie hat auch zum grossen Teil das Erwerbs- und Geschäftsleben der Korruption überliefert. Gewiss wäre es eine starke Übertreibung, wollte man mit der ausnahmslosen Gewissheit eines mathematischen Lehrsatzes alle Juden für privilegierte Hallunken erklären. Oder kann jemand beweisen, dass wie in jedem Dreieck die Summe aller Winkel gleich 2 Rechte beträgt, so die Summe der Eigenschaften jedes Geschäftsjuden gleich Lug und Betrug ist? Aber bei allem vorurteilsfreien Zugeständnis rühmlicher Ausnahmen kann man es nicht missbilligen, wenn das instinktive Volksgefühl und das sichere Urteil des Sachkenners im Zusammenhange mit dem Worte „jüdisch“ in Bezug auf Handel und Wandel ganz bestimmte Vorstellungen verbindet. Es unterliegt doch keinem Zweifel, dass gewisse Erscheinungen gewerblicher Unsolidität, geschäftlicher Unreellität durch das Judentum eine

Art von industrieller Ausgestaltung erfahren haben. Nehmen wir beispielsweise das Konkurswesen. Galt früher der unverschuldete Geschäftszusammenbruch für ein Unglück, der verschuldete für eine Schande, so ist das heute doch ganz anders. Unter der Sonne des modernen Judentums haben sich die Konkurse und Ausverkäufe zu einem der blühendsten Zweige am Baume moderner Industrie entwickelt. Manche jüdische „Krache“ klingen wie ein geschäftliches Viktoriaschiessen. Es giebt leider auch unter den christlichen Geschäftsleuten viele Halsabschneider und Plusmacher, aber wodurch sich das Judentum in seinen schlechten Repräsentanten hervorthut, das ist eine ganz eigenartige technisch hochentwickelte, wucherische Ausbeutung, eine raffinierte kaltsinnige Ausnutzung des Leichtsinns, der sittlichen und wirtschaftlichen Schwäche anderer. Diese Erfahrungsthatsache haben die berüchtigten Spieler-, Wucherer- und Mädchenhandelprozesse der letzten Jahre grell beleuchtet; wenn die Opfer des Skandals gewiss nicht schuldfrei sind, so trifft doch den überlegten Verführer, der in allen derartigen Fällen fast ausnahmslos der Jude ist, ein ungleich höheres Mass sittlicher Verschuldung. — Mehr noch als im kleinen Zwischenhandel und Détailgeschäft macht sich das jüdische Wesen an den Börsen geltend, diesen grossen Konzentrationspunkten für den Welt- und Geldhandel. Besonders unter dem Einfluss der jüdischen Sucht nach falschem Schein, haben die sog. Scheinkäufe einen Charakter angenommen, der die Grundlagen alles reellen Geschäftsverfahrens im tiefsten erschüttert. Am empörendsten aber gebärdet sich die schon in anderem Zusammenhang erwähnte jüdische Manier, mit den vitalsten Interessen zu spielen. Geradezu cynisch*) ist das profitwütige Hinaufschrauben und Herab-

*) Während der Drucklegung dieses Buches veröffentlichen die Zeitungen ein Rundschreiben der Firma Mühsam & Co., Berlin (Inhaber: Paul Mühsam, A. Cohn in Berlin und Alexander Bernstein in Charlottenburg). Dieses Geschäftszirkular beweist so treffend unsere Behauptung, dass wir auf seinen Abdruck nicht glauben verzichten zu können. Die frivole Spekulation auf die Witterungseinflüsse, welche vom christlichen Landmann unter Gottes Leitung, vom Juden unter die Kursavance gestellt werden, die Tendenz zu erwerben durch schadenfrohe Ausnutzung eines Schadens, den der erwerbthätige Bauer auf dem Acker seiner Mühe und Sorge erleidet. Das alles ist so herausfordernd, dass man zuerst glauben musste, es handle sich um das Werk eines antisemitischen agent provocateur. Allein die Thatsache und der Wortlaut des Schreibens sind nicht in Abrede gestellt; selbst nicht von judenfreundlichen Blättern, die darin Wasser auf die antisemitischen Mühlen erblicken. Das berüchtigte Schriftstück lautet: „Die Situation des Getreidehandels ist schon seit geraumer Zeit eine so hoffnungslose, dass man eine Wendung zum Besseren vorläufig für ausgeschlossen hielt, wenn nicht in der Witterung etwas passieren würde. Daher wurde der Frost, welcher in der Nacht zum Sonntag die Felder in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands von Ostpreussen bis Mecklenburg betroffen hat, von

drücken der Lebensmittelpreise an den Produktenbörsen. Falsche Gerüchte, Lug und Betrug müssen hier Manipulationen ermöglichen helfen, welche mit der wahren Sachlage in keinem geraden Verhältnisse stehen.

Die durch keine Dialektik hinwegdisputierbare hervorragende und massgebende Beteiligung des Judentums an der kommerziellen Zerrüttung legt die Frage nahe, ob nicht Ausnahmegesetze, wie solche die deutsch-soziale und die antisemitische Partei in ihr Programm aufgenommen, am Platze seien. Bedenkt man, dass die Juden in vieler Hinsicht eine Ausnahmestellung einnehmen und beanspruchen, dass trotz aller konstitutionellen Redensarten die Juden ein Staat im Staat, jedenfalls eine durch Blutsverwandtschaft, Geistesart, Lebensweise und Geschäftspraxis solidarisch verbundene Gemeinschaft bilden, so würde ein Fremdenrecht gegen die Fremdlinge des deutschen Wesens zweifellos eine politisch stilgerechte Behandlungsweise bedeuten. Indes muss bei ernster Prüfung die Bekämpfung des jüdischen Einflusses durch Ausnahmegesetze als verfehlt bezeichnet werden. Angenommen einmal, ein gesetzgeberischer Versuch in dieser Richtung scheiterte nicht an der Unmöglichkeit einer Verwirklichung, was wäre thatsächlich erreicht? Die Judenemanzipation ist gewiss eine der traurigsten Errungenschaften von 48, eine Fiebererscheinung des „morbus democraticus". Aber wird mit ihrer Aufhebung aller Schaden gut, wird die staatsrechtliche Erniedrigung der jüdischen Rasse auch einer Überwindung des jüdischen Geistes, der jüdischen Moral gleichkommen? Es wäre thöricht, Derartiges selbst zu erwarten und anderen zu versprechen. Hat nicht das Judentum auch vor der Emanzipation seine Schätze gesammelt, die Massen ausgebeutet und aufgestachelt? Hat nicht ein „Jud Süss" im Jahrhundert des strengsten Absolutismus und der staatsbürgerlichen Unfreiheit ein ganzes deutsches Herzogtum ausgesaugt? Waren nicht die Juden

---

unserer Börse mit einer gewissen Genugthuung begrüsst, steht doch auf den Feldern so viel des Segens, dass dem Getreidehandel Deutschlands eine schlimme Zeit bevorstände, wenn alle Ähren sich mit Körnern füllen würden. Zum Teil stand der Roggen schon in voller Blüte, zum Teil hatte diese noch nicht begonnen, aber spurlos sind die kühlen Nächte sicherlich nicht an der Roggenpflanze vorübergegangen, wenn auch ein zuverlässiges Bild erst während der Körnerbildung gewonnen werden kann. Der Effekt der aus so vielen Bezirken eingegangenen Frostberichte kam an der Montagsbörse in einer Steigerung der Roggenpreise von 5 Mk. für Roggen zum Ausdruck. Die plötzliche Kursverschiebung hatte aber so gewaltige Beziehungen von Südrussland zur Folge, dass schon an der nächsten Börse das Terminangebot von seiten der Importeure das Übergewicht erlangte und ein bedeutender Teil der Kursavance wieder verloren ging."

das „Element der Dekomposition“ in einer Zeit als die gebildete Kulturwelt mit Hass und Verachtung auf diesen Volksstamm herabblickte? Was würde es helfen, dem Judentum formale Rechte zu entziehen, so lange es Gelegenheit hat, seinen geistigen und moralischen Einfluss, den man durch Gesetzesparagraphen nicht eindämmen kann, ungehindert oder wenn auch gehindert, so auf Schleichwegen um so intensiver, zu entfalten? Gegen Geist kann man nur Geist aufbieten, und zwar kann der schlechte nur vom guten Geist besiegt, d. h. der semitische Schein nur vom deutschen Wesen, der reformjüdische Unglaube nur vom christlichen Glauben, der Wucher und das frivole Spiel nur von der Redlichkeit und dem Ernst der Arbeit überwunden werden. Aber bedarf der „gute Geist“ nicht auch der guten Formen, um seine Wirkung zu entfalten; muss nicht die redliche Arbeit gegen Schwindel und Wucher auch gesetzlich geschützt werden? Gewiss muss dies geschehen, aber nicht durch einseitige Judengesetze, sondern durch Wirtschaftsgesetze, welche den unlauteren Wettbewerb, die Ausbeutung, Lug und Trug nicht bloss bei den Juden von Geblüt, sondern auch bei den Juden vom Geiste verbieten. Sind, was nicht zu bestreiten ist, die Juden an der geschäftlichen Unreellität unverhältnismässig beteiligt, so werden sie auch von den sozialen Reformgesetzen unverhältnismässig betroffen werden, wie umgekehrt ihnen die liberale Gesetzgebung der siebziger Jahre unverhältnismässig genutzt hat. Wenn die bisherigen Gesetze gegen Wucher, betrügerische Konkurse, gegen Börsenunwesen u. s. w. noch nicht den gehofften Erfolg gehabt haben, so liegt das weniger in der Natur der Gesetze, als in der noch viel zu laxen Art ihrer Einzelbestimmungen. Soweit Gesetze überhaupt an den Sitz der Übel reichen können, wird eine gründliche reformatorische Wirtschaftsgesetzgebung, ohne mit dem Hass einer Ausnahmegesetzgebung behaftet zu sein, dem jüdischen Treiben Einhalt gebieten. Um das Semitentum in obrigkeitlichen und öffentlichen Ämtern zurückzudrängen, erscheint eine formelle Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte nicht nötig. Die verfassungsmässigen Bestimmungen enthalten kein direktes Hindernis im Kampf gegen das Judentum. Wenn es im Artikel 4 der preussischen Verfassung heisst: „Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich“, so erscheint dies ja auf den ersten Blick wie ein Freibrief, der dem intelligenten Judentum für alle Ämter ausgestellt wird. Aber in der Praxis kann sich die Sache sofort anders stellen, wenn man unter der „Befähigung“, welche die Verfassung als einzige Bedingung zur Stellenerlangung bezeichnet, nicht bloss die technische Vorbildung, die wissenschaftliche

Sachkunde, sondern auch die sittliche und persönliche Qualifikation mit einschliesst. Im Offizierstand bestimmt bei den Ernennungen dieser Gesichtspunkt, sofern er auch die soziale Stellung einbegreift, die herrschende Tradition; im geistlichen Beruf kann selbstverständlich die blosse Technik des Wissens und Könnens nicht als einziger Befähigungsnachweis gelten. Dass die staatliche Anstellungsberechtigung im Lehrfach auch verfassungsmässig an ethische Bedingungen geknüpft ist, beweist Artikel 22. Wir fragen, was hindert denn auf dem Verwaltungswege die in anderen Berufszweigen und in einigen Bundesstaaten bereits bestehende Praxis, auch in Preussen einzuführen und jüdischen Lehrern und Richtern die Anstellungsberechtigung zu versagen, da ein Jude als Erzieher und Richter von Deutschen und Christen doch nicht als persönlich dazu befähigt angesehen werden kann? Die Verfassung als solche bietet eigentlich kein Hindernis, da sie ja selbst in Artikel 14 „die christliche Religion" bei „denjenigen Einrichtungen des Staates fordert, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen". Will man etwa leugnen, dass die Jugenderziehungen und das Rechtsverfahren mit den religiösen Anschauungen des deutschen Volkes nichts zu thun hätten? Soll man um der jüdischen Richter willen auf den christlichen Eid verzichten und eine Eidesform für die passende halten, die ebenso gut für Juden, Christen, Muhamedaner und Hindus passt? Dass die Verfassung nicht im Sinne einer christlichen Volkssitte ausgelegt wird, liegt weniger am Wortlaut der Verfassung als am Mangel eines kraftvollen christlich-nationalen Bewusstseins. Diesem Mangel und den daraus entstehenden Gefahren kann man aber nicht durch formale Verfassungsänderungen abhelfen. An der doktrinären Unterschätzung der politischen Formen ist das liberale System innerlich zu Grunde gegangen. Wir wollen aus den Fehlern des Liberalismus lernen. Gesetzliche Massnahmen gegen die wirtschaftlichen Auswüchse, an denen das Judentum die Hauptschuld trägt, ein administratives Verfahren zur Zurückdrängung der Juden aus den ethischen Berufsarten — dies alles wird nur dann möglich und erfolgreich sein, wenn die realen Mächte des christlich-deutschen Lebens wieder erstarkt sind. Diese geistig-religiöse Neubelebung erscheint uns daher als eine fundamentale Forderung im Kampf des deutschen Volkstumes gegen das moderne Judentum. Die Mittel, die Art, wie diese Forderung sich zu verwirklichen hat, ergeben sich für jeden von selbst, der ein Christ und Deutscher sein will. Dieses Wollen aber wird im freien Entschluss geboren; man kann es nicht erzwingen; wohl aber kann man es wachrufen und leiten durch eine planvolle Einwirkung auf die deutschen Gemüter.

Die radikal Gesinnten werden den Erfolg der angedeuteten Wege bezweifeln; sie weisen vielleicht auf Stöcker hin. Es haben sich ja nun einmal die Krähen aufgemacht und meinen durch ihr krächzendes Schwärmen den Adler überflügeln zu können. Man sagt: die Stöcker'sche Agitation verlaufe sich im Sande, und zwar deshalb, weil sie in ihren Ideen zu weit, in ihren praktischen Zielen nicht greifbar genug gewesen. Die Juden hätten die massvolle Bitte: „ein klein wenig bescheidener" mit einer ins Masslose wachsenden Unbescheidenheit beantwortet. Hierauf ist zu entgegnen: nur völlige Sachunkenntnis kann an Stöcker's grossen und bleibenden Erfolgen zweifeln. Der „Vater der antisemitischen Bewegung" hat die Judenfrage auf die Tagesordnung der gesamten Kulturwelt gesetzt. Er hat für ihre Behandlung die massgebenden Gesichtspunkte aufgestellt, auf die man auch in späteren Zeiten, wenn der Tageslärm der Rassenantisemiten längst verrauscht sein wird, immer wieder zurückgreifen muss. Stöcker hat nicht, wie antisemitische Schwarmgeister der Gegenwart, die Frage mit Hass und Leidenschaftlichkeit in die einseitige egoistische Parteischablone hineingezwängt, er hat vielmehr die Lösung der Judenfrage in den kulturellen Gesichtswinkel gestellt. Dass er bei seinen idealen und sittlichen Forderungen, die Notwendigkeit wirtschaftlicher Reformen verkannt habe, widerspricht ebenfalls der Wahrheit. Auf die Frage: was soll geschehen, antwortete Stöcker bereits am 14. September 1879 folgendermassen: „Die sozialen Übelstände, welche das Judentum mit sich bringt, müssen auf dem Wege einer weisen Gesetzgebung geheilt werden. Nur eine organische Gesetzgebung vermag dies zu erreichen. Beseitigung des Hypothekenwesens im Grundbesitz, der unverkäuflich und unverschuldbar gemacht werden muss; eine Änderung des Kreditsystems, welche den Geschäftsmann von der Willkür des grossen Kapitals befreit; Änderung des Börsen- und Aktienwesens; Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, damit das Missverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden kann; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unseren Volksschulen, zu dem Allen Kräftigung des christlich-germanischen Geistes — das sind die Mittel, um dem Überwuchern des Judentums im germanischen Leben, diesem schlimmsten Wucher, entgegenzutreten." Man kann nun doch nicht behaupten, dass in dieser charakteristischen Stelle den idealen Anregungen die greifbaren Besserungsvorschläge fehlten. Wenn gleichwohl im einzelnen ein merklicher Umschwung im Verhalten des modernen Judentums noch nicht eingetreten ist, so liegt das wahrlich nicht an Stöcker's Geist

und Energie; sondern vielmehr an der Verständnislosigkeit der leite
Kreise, an der geistigen und sittlichen Trägheit der Mehrzahl u
den Gebildeten. Viele sind unter dem Eindruck der geistesmächt
Reden Stöcker's aufgewacht, aber sie sind nicht aufgestanden;
haben Beifall gespendet, aber keine mithelfende Thätigkeit entf
Das sind die Gründe, dass die mit so elementarer Begeisterung
grüsste Bewegung, ausser den fortwirkenden geistigen Impulsen,
sie gegeben, bisher nicht mehr greifbare Resultate gezeitigt hat. Wir la
uns aber nicht beirren. Wir wissen, dass es unserm deutschen V
niemals vergönnt war, im ersten Anlauf seine geschichtlichen Er
zu erzielen. Der Weg zum endlichen Siege ging stets durch
Tiefen der Tragik hindurch. Nicht anders wird's bei dem K
sein, den das deutsche Volk gegen die modern-jüdischen Mächte
ihren kapitalistischen und sozialistischen Anhang zu führen
Aber unter dem Banner der sozialen Reform und des christli
Glaubens ist der Sieg dennoch gewiss. Wenn die Sonne christ
nationalen Geistes in ihrer alten Pracht am Horizont unseres V
lebens wieder aufgeht, dann werden die Sterne des Judentums,
undeutschen unchristlichen Zeitgeistes ihren blendenden Glanz verli
und in den Abgrund sinken.

Zweiter Teil.

stlich-soziale Anschauungen in scher Begründung und geschichtlicher Ausgestaltung.

VI.

Die individuelle und soziale Natur des Christentums.

1. Jesus Christus, das religiöse Heil und die Einzelpersönlichkeit.

Die in der Gegenwart nicht bloss von Theologen, sondern auch on freundlich und feindlich interessierten Laien vielerörterte Frage ach dem inneren Wesen und den äusseren Aufgaben des Christentums ann eine grundsätzlich richtige Beantwortung nur durch einen Hinweis uf Jesus Christus finden. Denn weil das Christentum nicht eine ammlung von Lehren und abstrakten Forderungen ist, sondern Leben nd zwar ein Leben in der persönlichen Geistesgemeinschaft und Nachlge Christi, so ergiebt sich von selbst, dass Jesu Gedanken den Plan, eine Thaten das Modell bilden, wonach wir, jeder nach dem Mass einer Fähigkeit, urteilen und arbeiten müssen. Eine Frage führt uns ofort in den Kern der Sache, nämlich die: Warum ist Jesus Christus n die Welt gekommen, was war, menschlich geredet, sein Beruf? ierauf antwortet der gottgesandte Prophet selber, und seine Apostel iederholen es: Er ist gekommen, „zu suchen und selig zu machen, as verloren ist", er ist erschienen, „die Sünder zur Busse zu rufen". it dieser in der heiligen Schrift stehenden Ausdrucksweise wird das eligiöse Programm des Christentums in aller Kürze aufgerollt. Jesu endung in die Welt hat die religiös-ethische Aufgabe, zu beeien von Sünde und Schuld. Dies Bewusstsein spricht sich auch eutlich in den Mitteln aus, deren sich der Prophet „mächtig in Thaten nd Worten" bediente. Die Reden und Wunder Jesu haben kein nderes Ziel, als das religiöse Heil zu vermitteln. Ist die Sünde die igentliche Wurzel allen Elendes, so kann das unverlierbare Glück er Seele nur in der Überwindung und Vergebung aller Sünde und

Schuld bestehen. Den Menschen in das richtige Gottesverhältnis z
setzen, dem friedlosen aber friedebedürftigen Herzen die Herrlichkei
des Gottesfriedens nahe zu bringen, das ist der Zweck vieler Gleichnis
reden. Vor der Sonne des religiösen, d. h. des in der Gottesgemeinschal
begründeten Heiles erbleichen die Sterne alles bloss irdischen Glückes. Di
Fürsorge für das ewige Gut beschäftigt den Herrn dermassen, dass di
Sorgen um zeitliche Dinge keine Beachtung zu finden scheinen. Al
einmal ein irdisch gesinnter Mensch das öffentliche Ansehn, welche
der gefeierte Prophet durch die Gewalt seiner Rede gewonnen hatt
in einem Rechtsstreit als bequemen Vorspann gebrauchen wollte un
den Meister zur Erreichung egoistischer Privatinteressen um sein
Intervention bat, lehnte Jesus es mit Entschiedenheit ab, dem welt
lichen Richter vorzugreifen. In der Bergpredigt, dieser heiligen Programm
rede, giebt Jesus keine Anweisung wie die äusseren Notstände z
bewältigen seien, vielmehr schildert er die inneren Bedingungen, a
welche der Besitz des religiösen Heils, der Seligkeit und Hoheit de
Reiches Gottes geknüpft sind. Die religiös-ethische Tendenz tritt nicl
minder klar auch in den Werken Jesu hervor. Bei den Heilunge
die der göttliche Wunderthäter vollzieht, erscheint als oberster Zwec
die Sündenvergebung. Die Diagnose, welche der Heiland stellt, i
psychologischer Art; er erkennt als den Sitz auch der körperliche
Übel die moralischen Gebrechen; dementsprechend ist der Heilung
prozess auch kein physiologischer, sondern ein geistig-moralischer Vo
gang, in welchem die Gotteskräfte die widerstrebenden Naturelement
besiegen. Manche Heilungswunder tragen ganz unverkennbar die
Gepräge an sich, sie manifestieren die Überwindung der dämonische
Macht der Sünde, die Mitteilung des göttlichen Geistes. Wenn de
Kranke sich von einem jahrelangen, für unheilbar gehaltenen Leide
das ihn mit Groll gegen die Vorsehung erfüllt hatte, befreit fühlte, s
war ihm die freudige Dankbarkeit ein Antrieb, sich Gott wieder zu
zuwenden. Wie das Motiv beim Heiland, war auch die Wirkung de
Wunders beim Geheilten: religiös.

Gegen den herrschenden Zug seiner Zeit und seines Volkes, an
Äusserlichen zu kleben und von einer Besserung der äusseren Zustände
das Heil zu erwerben, kämpft Jesus Christus in den schärfsten un
pointiertesten Wendungen. Der gotterfüllte Erlöser weist die Ver
suchungen des Satans, ein Weltreich zu gründen und statt der Selbst
hingabe die Selbstverherrlichung zu wählen, ebenso entschieden zurück
als den Irrtum seiner vertrauten Jünger, als wäre er gekommen, ei
politisches Königtum, ein Reich nationaler und sozialer Wohlfahrt z
errichten. Auf die Frage, ob es recht sei, der Obrigkeit die Steuer

zu zahlen oder zu verweigern, entwickelt der Herr keine staatspolitische Theorie, sondern antwortet einfach mit dem Hinweis auf die unter allen Regierungsformen geltende sittlich-religiöse Pflicht des Unterthanengehorsams. An den politisch-nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen, welche damals das Volk durchzogen und als deren Vertreter und Agitatoren die Partei der Pharisäer sich aufspielte, nahm Jesus keinen Anteil. Der wahre Prophet, vor dessen Geistesauge die Wurzel des nationalen Zerfalles, die sittliche Korruption, unverhüllt blieb, gab keine Vertröstungen und Anweisungen auf eine glückliche Zukunft, sondern er verkündigte das Gesetz vom Zusammenhang zwischen Volkssünde und Volksverderben. Nicht wie dieses Gesetz zu durchbrechen, die Katastrophe zu vermeiden sei, sondern wie die gläubige Minderzahl auch in dem allgemeinen Zusammenbruch, ihres Gottes gewiss, vertrauensvoll den Rettungsweg antreten könne, dies war die im Volksleben sich vollziehende praktische Wirkung von Jesu Reden — eine Wirkung, die als geschichtliche Wahrheit W. Kaulbach in seinem Wandgemälde „die Zerstörung von Jerusalem" in der abziehenden Christengruppe so grossartig schön veranschaulicht hat. Im Zusammenhang mit dem fanatischen Volksverlangen nach einem neuen Reich der Juden gewinnt die Mahnung des Herrn: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes" eine besonders kontrastierende Bedeutung. Und wenn Jesus, in der nächtlichen Unterredung mit Nicodemus den Eintritt in dieses Gottesreich von der Wiedergeburt, d. h. der inneren geistigen Erneuerung, abhängig macht, so ist dieser Weg das direkte Gegenteil von jener zu allen Zeiten weitverbreiteten Annahme, als ob mit der äusseren Änderung das persönliche Glück zu erringen sei. Ja der Meister schildert das Seelenheil der Seinigen im Widerspruch zu der äusseren Lebenslage stehend. „In der Welt habt ihr Angst" sagt er zu denen, welche den Frieden im Herzen haben. Die Seligpreisungen der Bergpredigt beziehen sich auf solche, welche der weltliche Sprachgebrauch als unglückselig bezeichnet.

Diese Andeutungen bestätigen, was wir zunächst behauptet, dass es Jesu Beruf war, ein von den Aussenverhältnissen unabhängiges Seelenheil zu begründen. Aber noch eine andere Thatsache muss auch dem flüchtigen Leser des Neuen Testamentes auffallen, dass nämlich das religiöse Heil, dessen Stifter und Vermittler Jesus Christus ist, seine edelste Blüte in der Einzelpersönlichkeit entfaltet. Es erscheint nicht als etwas Zufälliges, dass die Evangelisten mit besonderer Anschaulichkeit und Wärme gerade die Begebenheiten schildern, bei welchen Jesus mit suchender Hirtentreue die Einzelseele für das unverlierbare Glück des Gottesfriedens zu gewinnen sich abmüht. Dass

in der persönlichen Fürsorge die Massen vor dem Einzelnen, die 99 Schafe auf der Weide vor dem einen in der Wüste, dass der ältere Sohn mit seiner korrekten Moralität vor dem jüngeren moralisch verirrten Bruder, dass die Gesunden vor den Kranken zurücktreten, das beweisen uns in ergreifenden Zügen die Gleichnisse im Luk. c. 15. Im Johannisevangelium (c. 1) wird als erste That Jesu die Berufung einzelner Jünger berichtet und zwar in einer Weise, welche uns des „Herzenskündigers" einzigartige Macht über das Gemüt, das Eindringen in den verborgenen Lebensgrund zeigt. Das ist etwas ganz anderes als routinierte Menschenkenntnis. Diese kann auch ein unchristlicher Lebemann besitzen, und seine Bravour ist, in dem Nebenmenschen einseitig die satanischen und bestialischen Regungen zu erspähen. Das Auge seiner einseitigen Erkenntnis entfaltet seine psychologische Sehkraft gleichsam im Widerschein der Hölle. Unser Herr aber, der darin auch unser Meister sein soll, offenbart den erhabenen Zug, dass er im staubgeborenen Menschen das ewige Gottesverlangen, dass er in den Schlacken die Goldadern, unter der Asche irdischer Sorgen die glühenden Funken idealen Strebens erblickt. Und die Funken sollen Flammen werden. In Johannis c. 1 erkennt Jesus in eines Fischers sanguinischem Temperament den bildungsfähigen Stoff zu der Felsennatur eines Bekenners, eines Märtyrers. Einzelne Menschen, deren Geist sich nach Wahrheit sehnt, in deren Herzen vielleicht noch unbewusstes Friedensbedürfnis schlummert, einzelne Personen sind es, mit denen Jesus besonders gern und erfolgreich redet. Von äusseren Anlässen und Gleichnissen ausgehend, dringt die Unterredung in die Tiefen der Erkenntnis. Der Einzelne ist der Gemeinschaft mit Gott bedürftig und fähig; er ist, oder soll doch sein, eine Individualität, d. h. ein ungeteiltes Wesen, ein Organismus, eine in sich geschlossene Persönlichkeit. Und als Persönlichkeit kann der Mensch mit Gott, der höchsten Persönlichkeit, in ein Gemeinschaftsverhältnis treten. Der einzelne Christ erscheint dem Apostel im Bilde eines Tempels, in dem Gottes Geist wohnt. Nicht was der Mensch an Freuden und Leiden um sich hat, sondern das Gottesbewusstsein und persönliche Gemeinschaftsgefühl, welches er in sich trägt, das entscheidet über Glück oder Unglück seines Lebens, das giebt ihm im Kampf mit der feindlichen Aussenwelt das Gefühl der Sicherheit und Unüberwindlichkeit. Indem das Christentum das Heil der Einzelpersönlichkeit darbietet, zeigt es sich als die beglückende Verwirklichung einer auch von weltlichen Dichtern geahnten und gefeierten Wahrheit. Es ist die Wahrheit, welche unser materialistisches Zeitalter mit seinem geistlosen Herdengeist kaum noch versteht:

„Volk und Fürst und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.“*)

Selbst irreligiöse Schriftsteller, welche aber psychologische Probleme tiefer auffassen, zeigen oft ihre glänzendsten Aperçus darin, dass sie in ihren Schilderungen die persönliche Sicherheit im Kampf mit verführerischen und bedrohenden Mächten als den Prüfstein eines wahrhaft religiösen Charakters darstellen. In Lessings Faust-Fragment muss der Satan zugestehen, dass ein persönlich Frommer durch das Unglück nicht von Gott abgestossen, sondern zu ihm hingezogen wird. Not und Zweifel werden ein sittliches Erziehungsmittel, dienen der persönlichen Glaubensstärkung. Schon im Alten Testament offenbart das religiöse Bewusstsein seine erhabenste Grösse da, wo der Einzelne im persönlichen Gefühl der Gottesgewissheit sein unbeugsames, kühnes „Dennoch“ einer ganzen Welt voller „Wenn“ und „Aber“ entgegenschleudert. (Ps. 73.) Mag die Welt in Trümmer gehn, der Gläubige baut unerschrocken auf dem Trümmerhaufen einen Altar. Aber auch umgekehrt: Mögen Reichtum, Glanz, Ehre und was man sonst unter den „Gütern dieser Welt“ versteht, sich in seinen Händen sammeln, er wird es fahren lassen, wenn er den Gewinn nach aussen mit dem Frieden seines Herzens erkaufen sollte. „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Mit diesem Ausspruch des Herrn wird die individuelle

*) Ähnlich wie Goethe rühmt Theodor Storm den Vorzug einer in sich gefestigten und geklärten Persönlichkeit mit folgenden Worten:

„Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldenen Kälber,
Halte fest — Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber.“

In seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ wirft Schopenhauer ebenfalls den Wert der Einzelpersönlichkeit einer ganzen Aussenwelt gegenüber in die Wagschale. „Was einer für sich selbst ist, was ihn in die Einsamkeit begleitet und was keiner ihm geben oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher als alles, was er in den Augen anderer sein mag.“ „Es ist eine grosse Thorheit, um nach aussen zu gewinnen, nach innen zu verlieren, d. h. für Glanz, Prunk, Titel seine Ruhe, Musse und Unabhängigkeit hinzugeben.“ Die Berührung Schopenhauers mit dem Christentum ist in diesem Punkte seiner praktischen Philosophie doch nur eine mehr äusserliche. Sein Ideal ist nicht der erlöste Mensch, sondern die „eminente Individualität“, die nach Art der alten stoischen Lebensweisheit in souveräner Erhabenheit der Mitwelt stolz und einsam gegenüber steht. Gleichwohl bieten die Schopenhauerschen Aphorismen immerhin brauchbare Waffen im Kampfe gegen den Vulgärmaterialismus, der den Schwerpunkt des Lebens nicht in den Menschen selbst, sondern in die Aussendinge legt.

Natur des Christentums in einer unvergleichlich pointierten und gewaltigen Weise zum Ausdruck gebracht und findet all das oben Gesagte seinen geistigen Kulminationspunkt. An diesen individuellen Grundzug des Christentums zu erinnern, erscheint besonders angezeigt im Hinblick auf eine materialistisch-ökonomische Weltauffassung, welche alle Fortschritte sowohl wie Gebrechen, aus äusseren Ursachen „erklärt", den einzelnen Menschen seiner Willensfreiheit beraubt und ihn von aller Selbstverantwortung befreit.

Als die Reformation gegenüber den kirchlichen Satzungen und Fesseln für die religiöse Subjektivität des Christentums kämpfte, da begann ein neues Zeitalter. Die Geister wachten auf wie die erstarrte Wintererde, erwärmt vom lichten Strahl der Frühlingssonne. Ähnlich wird es sein, wenn man in einer späteren Zeit, nachdem die „ökonomischen Naturgesetze" und die „reine Wirtschaftsauffassung" alle Geister und Gemüter verflacht, verödet und versimpelt hat, mit neuer Begeisterung die alte „Freiheit eines Christenmenschen", das Recht der religiösen und sittlichen Individualität verkündigt.

Indes die Gegenwart stellt noch eine andere Aufgabe. In einer Zeit, da die traurigen Spuren noch überall zu sehen sind, welche die Herrschaft eines extremen wirtschaftlichen Individualismus hinterlassen, und wo viele in einer nur durch die Ausschreitungen des demokratischen Sozialismus erklärlichen Thorheit die Erneuerung individualistischer Einseitigkeiten erstreben, also als Heilmittel die Krankheitsursache empfehlen, gilt es in ebenso besonnener als energischer Weise an den sozialen Charakter des Christentums zu erinnern. Nur das religiöse Heil der Einzelseele betonen, wie es ein weltfremder Pietismus gethan hat und noch thut, heisst, um ein astronomisches Gleichnis zu gebrauchen, vom Mond nur eine erleuchtete Hälfte zeigen, während er doch „rund und schön ist".

2. Jesus Christus, die soziale Reform und die Volksmassen

Wir sahen im vorigen Abschnitt in dem Wirken und Leben Jesu die Grundlage und Vermittlung des individuellen Seelenheils. Die Wahrheit wird nicht aufgehoben oder entkräftet, sondern vertieft und bereichert durch die andere Thatsache, dass Jesus Christus auch in sozialer Beziehung einen Einfluss auf die öffentlichen Zustände und das Volksganze ausgeübt hat. Er ist nicht bloss für die Einzelpersönlichkeit „der Weg, die Wahrheit und das Leben", er erscheint auch als des „Volkes Trost und Licht". Er führt die Einzelnen zum Vater, aber er ist auch der Heiland der Welt. „Also hat Gott die

Welt geliebt, dass er seinen Sohn gesandt.“ Nicht bloss Friede im Herzen der Gläubigen soll er bringen; „Friede auf Erden“, so lautet die Verheissung bei der Geburt des Friedefürsten, der auch im Diesseits ein Reich des Friedens errichten will. Die Höhepunkte seines Erlösungswerkes, der Opfertod und die Auferstehung, eröffnen hinsichtlich ihrer Wirkung eine Perspektive auf das ganze Menschengeschlecht. Überall verbindet sich bei Jesus mit der unmittelbaren Beziehung zum Einzelnen die mittelbare Fürsorge für das Volk. In der Sterbestunde verheisst er dem einen Schächer des Paradieses Freude, gleichzeitig umschliesst aber seine Fürbitte die verblendeten Scharen. Der Auferstandene erscheint sowohl den einzelnen Jüngern als auch vor der Menge, sowohl den „Zwölfen“ als den „Fünfhundert“. Und wenn Jesu Worte und Thaten sich vornehmlich an den geistigen Mittelpunkt, an Herz und Willen der Einzelpersönlichkeit richten, so fehlt doch diesem Centrum des Einzellebens als Peripherie nicht das ganze Volksleben. Das erste öffentliche Auftreten, welches Johannes im 2. Kapitel seines Evangeliums schildert, ist für unsern Gesichtspunkt recht bezeichnend. Jesus treibt aus dem Tempel zu Jerusalem die Käufer und Händler hinaus. In seiner heiligen Entrüstung über die Entweihung „verschüttete er den Wechslern das Geld und stiess ihre Tische um“. Der Beweggrund zu diesem Vorgehen war allerdings ein durchaus religiöser. Jesus wollte nicht, dass die Tempelbesucher in ihrer Andacht durch weltliche Geschäfte gestört würden. Aber der ganze Vorgang zeigt uns den Gottespropheten auch als Sozialreformer. Er greift aus Gründen einer höheren Moral rückhaltlos in die niederen materiellen Interessen der Käufer und Verkäufer ein; er protestiert mit der That gegen einen öffentlichen Missstand. Es wäre im Sinne eines einseitigen Pietismus gewesen, wenn Jesus im vorliegenden Falle die einzelnen Tempelbesucher im Hinblick auf die vielen Versuchungen besonders eindringlich zur Andacht ermahnt hätte. Aber darauf beschränkt er sich nicht. Er fordert und vollzieht sogar selber die Änderung einer äusseren Geschäftseinrichtung, weil sie dem Durchschnittsmenschen die Befriedigung religiöser Bedürfnisse verkümmern müsste. Es ging ohne Verlust für die Händler und Wechsler, „deren Geld er verschüttete“, nicht ab. Und angesichts einer solchen Thatsache scheuen wir Christen der Gegenwart uns, im Interesse der Sonntagsruhe und des Kirchenbesuches den Käufern und Verkäufern eine ernstliche Betriebseinschränkung abzufordern? — Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem 2. Kapitel des Johannisevangeliums. Da wird uns auch Jesu erstes Wunder berichtet. Es geschah auf der Hochzeit zu Kana. Der Menschensohn stellt seine überirdische Geistes-

kraft in den Dienst menschlicher Beglückung. Er offenbart seine Herrlichkeit in einem Hause, er beglückt eine Familie; die Familie aber ist die Grundform aller sozialen Gebilde. Es verdient die höchste Beachtung, dass gerade dasjenige Evangelium, welches die individuell-durchgeistigste Darstellung von Jesu Leben enthält, als erstes Wunderzeichen einen Vorgang von sozialer Färbung schildert. Aber auch andere Begebenheiten dieses Evangeliums, welche man als die zwingendsten Beweise für den individuellen Charakter des Christentums anzuführen sich gewöhnt hat, zeigen dem unbefangenen Beurteiler sofort die soziale Konsequenz. Wenn beispielsweise Jesus in der Unterredung mit Nicodemus (c 3) die Geistestaufe, d. h. die innere Erneuerung und Reinigung als die Voraussetzung zum Anschluss ans Reich Gottes bezeichnet, so bedeutet das in seiner folgerichtigen Durchführung die Auflösung, die völlige Umgestaltung der mit dem Volksleben eng verbundenen jüdischen Tauf- und ähnlichen Gebräuche. Oder weiter: betont nicht die der Samariterin gegebene Unterweisung, dass Gott Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden muss, die Notwendigkeit auch einer äusseren Reform der damaligen (kirchlich-sozialen) Kultus- und Tempel-Ordnung? Der Kampf Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten bezweckt nicht bloss die Widerlegung falscher Glaubens- und Sittenlehren, sondern ist auch ein Angriff gegen die agitatorische Volksverführung und gegen eine offizielle Wissenschaft, welche sich von den wahren Lebensquellen entfernt hat und Steine statt Brot bietet. In all den erwähnten Fällen zeigt sich Jesus direkt oder indirekt als der Reformator seines Volkes. Aber der sozialreformerische Zug tritt uns anderweitig noch viel unmittelbarer und lebensvoller entgegen.

Christus predigt den Armen das Evangelium vom Reiche Gottes; aber er heilt auch allerlei Seuche und Krankheit im Volke. Und zwar heilt er die leiblichen Gebrechen doch auch um ihrer selbst willen, aus humaner Fürsorge. Denn die Krankenheilungen kann man doch nicht alle und nicht ausschliesslich als eine Form der Sündenvergebung betrachten.

Auf jeden Fall entsprach doch nicht überall dem religiösen Motiv Jesu zur Krankenheilung die religöse Wirkung beim Geheilten. Denn nicht alle thaten, befreit vom leiblichen Jammer, Busse und huldigten ihr Leben lang dem Gott, der sie gerettet. Viel häufiger als eine religiöse, wird die Wirkung der Krankenheilung eine soziale gewesen sein. Denn die Geheilten, die früher als arbeitslose, arbeitsunfähige Bettler am Wege lagen, waren nunmehr durch den Gebrauch ihrer Glieder erwerbsfähig geworden. Die Ausgestossenen konnten in die menschliche Gesellschaft zurückkehren, sich eine neue Existenz gründen.

Nicht minder als von dem Sündenelend der Einzelnen ist des Menschensohn auch von des Volkes Verderben tief ergriffen. Vor den Thoren der Hauptstadt vergiesst er Thränen über das jüdische Nationallaster der Verblendung und geistigen Unempfänglichkeit; „ihn jammert des Volkes“ nicht allein weil es hirtenlos, d. h. ohne rechte geistige Führung war, sondern auch, weil die Menge in der Wüste brotlos war. Und der Meister der Barmherzigkeit fordert auch von den Seinigen Barmherzigkeit. Wenn Gnade und Sündenvergebung ein Monopol Gottes ist, so erscheint die Barmherzigkeit, d. h. der brüderliche Beistand in äusserer Not, die Bethätigung der Liebe an körperlich und wirtschaftlich Notleidenden als ein Zeichen der echten Nachfolge Christi. Jesus erscheint dem Volke als der „grosse Prophet“. (Luk. 7, 16.) Was den Propheten ausmachte, ihm das moralische Recht gab den Eliasmantel zu tragen, war nicht nur die gewaltige Verkündigung religiöser Wahrheiten, sondern auch die rührende Fürsorge für die leiblich Notleidenden. (1. Könige 17, 14—24.) Elisa, der „Mann Gottes“ befreit eine Arbeiterwitwe von der Schuldknechtschaft. Ein Moses eifert gegen ausbeuterische Kapitalisten und Jesajas straft die Latifundieninhaber, welche allen Klein- und Mittelbesitz aufsaugen (Jes. 5, 8). Johannes der Täufer, der letzte Prophet vor Christus, fordert neben der innerlichen Gesinnungsänderung die äussere Bethätigung sittlich-wirtschaftlicher Tugenden wie Freigebigkeit, Gerechtigkeit, Genügsamkeit. Der alten Propheten Thätigkeit findet in Jesus Christus ihre ideale Vollkommenheit. Jesu Aussprüche enthalten nicht bloss religiöse Heilswahrheiten, sondern auch nicht selten in ökonomischen und sozialen Dingen die moralische Richtschnur unseres Handelns. Im vorigen Abschnitt wurde hervorgehoben, dass Jesus die ihm abverlangte Schlichtung eines Rechtstreites ablehnte; er that es mit den Worten: „wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?“ Gleichwohl fällt er eine Entscheidung, nur keine formal richterliche, sondern eine sachlich moralische. Mit seiner Warnung vor dem Geiz und einer aller geistigen Interessen baren Selbstgenügsamkeit zeigt er nicht nur die gründliche Lösung der gerade vorliegenden Schwierigkeit, sondern auch den Weg zu einem gerechten Ausgleich der Gegensätze von Arm und Reich, von Neid und Stolz. (Vergl. Luk. Cap. XII, 13—20.)

Wohl geht Jesus mit grosser Langmut und Güte auf die individuellen Bedürfnisse und Anliegen der Einzelpersönlichkeit ein. Er widmet sich dem engen Jüngerkreis, er belehrt den schriftgelehrten Nicodemus in der Nacht und vertieft am Jakobsbrunnen die weibliche Neugier einer Samariterin zu einem wahrempfundenen religiösen Interesse. Aber der grosse Prophet redet auch zu den Tausenden, die sich in der Wüste

oder am Meeresstrande lagern. Und es ist als hörten wir gerade bei diesen Gelegenheiten in einer überwältigenden Weise den Herzschlag seiner Liebe. Und es will auch uns das Herz brennen, wenn wir seine holdseligen und gewaltigen Worte hören und sehen, wie die lauschenden Massen atemlos mit ihren Blicken an seinem Munde hängen, wie die Krüppel, Blinden und Aussätzigen ihre Herzen und Hände flehend und preisend zu ihm, dem göttlichen Wunderthäter, dem König der Liebe, erheben. In seinem Verkehr mit den Massen hat uns der grosse Volksfreund etwas gelehrt, was weder das alte noch das neue Heidentum kennt. Der bildungsstolze Römer sagt: „Ich hasse das Volk und halte mich fern von ihm." Der moderne Volksführer schmeichelt dem Pöbel, dessen Stimmen er bei der Wahl einfangen will. Im Namen und zum Heil des Volkes redet der Agitator, schreibt der Journalist, während sie mit Zunge und Feder nur ihre eigenen Eitelkeiten verfechten. Sie geben vor, ein Orkan rüttele an den Grundmauern und Grundrechten der Volksfreiheit, aber was sie reden heiss ist die Furcht, ein Windumschlag in der öffentlichen Meinungsmode möge das Kartenhaus ihres geistigen und politischen Pauperismus umwerfen. Im polaren Gegensatz hierzu steht Jesu, des edelsten und wahren Volksfreundes, Verhalten. Er hasst das Volk nicht, er fürchtet es auch nicht, er schmeichelt ihm auch nicht, sondern er liebt es. Er gewährt nicht (panem et circenses) Brot und Spiele, sondern er giebt das Brot des Leibes und ermahnt zugleich zum Ernst des ewigen Lebens. „Ihn jammert des Volkes", dieser Satz der Evangelien drückt die innere Stellung Jesu zu der Menge aus. Und vom Volk heisst es „sie hören ihn gern". Diese Wechselbeziehung zwischen Jesus und dem Volk ist zu allen Zeiten nach dem politischen Parteistandpunkt oder dem persönlichen Gemütszustand verschieden, aber meist schief dargestellt worden. Die Sache verdient es, um der praktischen Folgerungen willen näher beleuchtet zu werden. Wir wollen nicht reden von den radikalen Auffassungen, nach denen Jesus, der göttliche Erlöser aller Menschen in die enge Schablone eines politischen Parteimannes gezwängt wird. Den revolutionären Geistern erscheint Jesus von Nazareth als der Demokrat par excellence und das niedere Volk als die eigentliche Seele jeder Nation, als der Träger des religiösen und kulturellen Fortschrittes. Dem letzteren Gedanken huldigt auch der Russe Graf Leo Tolstoj. Er war bekanntlich Thomas Carlyle, der, angeregt von Goethes aristokratischer Weltbetrachtung, in einem glänzenden Buche über „Helden und Heldenverehrung" („on heroes, heroworship and the heroic in history" den Fundamentalsatz in allen Variationen durchführte, dass alles Grosse in der Geschichte nur den einzelnen grossen Männern sein Entstehen

verdanke. Die grossen Männer machen die grossen Zeiten. Dieser Anschauung gegenüber, der ja ein Stich ins Einseitige nicht abgesprochen werden kann, behauptet Tolstoj die entgegengesetzte Einseitigkeit, dass die kleinen Leute überall das Rad der Geschichte drehen. In entfernter Anlehnung an die Seligpreisungen, welche den „Armen" gelten, und den Wehklagen, welche Jesus gegen die Reichen richtet, verherrlicht der russische Gefühlssozialist die niederen Volksschichten nicht ohne die Grossen in Gesellschaft, Staat und Kirche seine Verachtung fühlen zu lassen. Tolstoj betrachtet die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt nicht der Helden, sondern der Proletarier. Dieser Denkweise begegnen wir auf spezifisch christlichem und sozialem Boden bei Pfarrer Friedrich Naumann, einem der hervorragendsten Vertreter des christlichen Sozialismus. In seiner unter dem Titel: „Was heisst christlich-sozial?" soeben erschienenen Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen spricht der Verfasser es klipp und klar aus, dass man „alles unter dem Gesichtspunkt der Hungrigen betrachten müsse". Die Bezeichnung „christlich-sozial" scheint ihm schon der Unehrlichkeit verfallen, wenn man die soziale Frage nicht „vom Standpunkt der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten" bearbeitet. In einer Zeit, die so arm an wirklicher Liebe und Opferfreudigkeit ist, wird man Naumanns warmherzigen Aufruf, sich nach Jesu Vorbild der Sache der Notleidenden von Herzen anzunehmen, wohl würdigen. Allein die Auffassung aller sozialen Reformen „von unten her" zu beginnen, enthält doch eine Einseitigkeit, welche in der praktischen Sozialpolitik die grössten Schwierigkeiten verursacht und bei geistlosen Nachtretern zu den borniertesten Verschrobenheiten führt. Zu alledem hat diese ganze historische und soziale Betrachtungsweise in der heiligen Schrift, in dem Verhältnis Jesu zum Volke doch garnicht den Anhalt, wie es auf den ersten Blick scheint. Es hat für mich etwas Tragisches, bei dem herrschenden Mangel an Liebe, da wo sich eine in Begeisterung und Thatkraft auflodernde Liebe wie bei Tolstoj regt, sagen zu müssen: sie ist blind. Ich gebe weiter zu, dass eine blinde Liebe mehr Gutes schafft, als ein scharfblickender Egoismus; trotzdem können diese Erwägungen, da wo man nach dem Richtigen fragt, das Urteil nicht gefangen nehmen. Nein Jesus Christus, obwohl ein Volksfreund, wie nie ein Zweiter diese Erde betreten hat, war doch kein Volksführer im Sinne Naumanns oder Tolstojs. Er war kein „Proletarierkönig"; so weit war er davon entfernt, dass, als ihn die Menge zum König machen wollte, er „entwich". Wenn Jesus seinen Fluch und Wehe gegen die gewissen- und lieblosen Reichen schleudert, so hat er damit noch nicht ohne weiteres die Armen selig gesprochen und sie für die alleinigen

Säulen des Gottesreiches erklärt. Dazu waren denn doch nicht die Erfahrungen, welche der Volksfreund mit den Volksmassen gemacht hatte. Als er ihnen in der Wüste Brot zu essen gab, da umjubelten sie ihn; als er ihnen aber das harte Brot des Geistes brach und die strengen Forderungen des Glaubens entwickelte, den schmalen Weg zur Seligkeit zeigte, da ging das arme Volk wegen dieser „harten Rede" ebenso von ihm weg, wie der reiche Jüngling, der sich durch die harten Opfer von der Nachfolge Christi abhalten liess. Haben die Armen, die Hungrigen, die Lahmen und Krüppel sich ihrem Wohlthäter immer dankbar gezeigt? Von zehn geheilten Aussätzigen bezeugt nur einer seine Dankbarkeit. Nicht grösser wird der Prozentsatz der Bussfertigen gewesen sein, die sich, durch die ihnen widerfahrene Hilfe dazu bestimmt, dem Herrn angeschlossen haben. Ja, war es zuletzt nicht die Volksmasse, die von einem Wahnsinnsanfall erfasst, den himmlischen Segensspender mit dem Hetzruf: „Kreuzige ihn!" umtobte. Und wenn man hierzu bemerkt, es sei der verführte und missleitete Pöbel gewesen, den die „Oberen des Volkes" zu diesem verbrecherischen Sklavendienst gemissbraucht habe, so beweist dieser Einwurf nur, wie notwendig eine gute Leitung des Volkes, d. h. wie notwendig die Gewinnung auch der führenden Kreise für das Evangelium ist und wie verfehlt man es bezeichnen muss, alle Besserungen einseitig und ausschliesslich „von unten her" anstreben zu wollen. Auch in unserer Sozialpolitik heisst es: „das ganze Deutschland soll es sein", nicht bloss die Proletarier, nicht bloss die Hungrigen. Wenn auch die Kranken zunächst des Arztes bedürfen, so ist doch Jesus Christus ein Heiland aller Menschen, auch der Reichen und Vornehmen. Jesus Christus ist allerdings ein König und zwar nicht ein König ohne Land und Leute. Sein Land ist die ganze Welt, wo nur Herzen schlagen, die nach Erlösung dürsten; sein Reich ist auch das Diesseits, wo Gerechtigkeit und Friede wachsen, Ungerechtigkeit und Zwietracht sich verringern sollen. Das Königsgesetz christlicher Moral soll je länger je mehr alle Verhältnisse, alle Berufsklassen und Volksschichten beherrschen und die Königshuld göttlicher Gnade soll alle, die im Glauben vor dem Auferstandenen ihre Kniee beugen, beglücken.

„Es kann nicht Friede werden
Bis Jesu Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füssen liegt."

3. Die evangelische Kirche und ihre Geistlichen gegenüber den sozialen Zeitaufgaben.

Der moderne Zeitgeist betrachtet die Kirchen wie ein Orienttourist die Pyramiden von Memphis. Man hat wohl das Gefühl, dass die Jahrhunderte von Pyramiden und Kathedralen herniederschauen, aber für die Gegenwart sieht man keinen praktischen Wert. Das Schlimmste aber was man sich denken kann ist dies, dass man die Kirche und ihre Thätigkeit nicht mehr ernst nimmt. Hieran ändert nichts die Thatsache, dass man hin und wieder den Vertretern der Kirche ein paar unverbindliche Ehrenbezeugungen erweist oder des Christentums mit einigen schöngeistigen Gönnerworten gedenkt. Ein Umschwung zum besseren beginnt sich ja in vereinzelten Fällen zu vollziehen. Ganz gewiss aber wird man sich daran gewöhnen, die Kirche wieder als eine Realität des öffentlichen Lebens zu betrachten, je mehr die Kirche ihre Thätigkeit auch den realen Fragen des Volkslebens zuwendet. Unsere evangelische Landeskirche kann nur dann die Bedeutung einer Volkskirche gewinnen, wenn sie hinsichtlich ihrer Verfassung wahrhaft kirchlich und hinsichtlich ihrer Thätigkeit wahrhaft volkstümlich sich gestaltet. Was nun die Verfassungsfragen betrifft, so wollen wir uns bei diesem Kapitel, so wichtig es uns scheint, doch nicht lange mit frommen Wünschen und nutzlosen Klagen aufhalten. Unter der Herrschaft bureaukratischer und militärischer Verwaltungs- und Regierungsformen wird es noch eine Weile dauern, bis die Kirche die Luft der Freiheit atmet, deren sie zur Erfüllung grosser Aufgaben dringend bedarf.*) Indes was der Kirche als einem Ganzen fehlt, kann der Pfarrer als Einzelner sich leichter aneignen und bethätigen. Wir meinen: die Freiheit des Urteils und die männliche Selbständigkeit des Auftretens. Ohne eine solche persönliche Freiheit und Selbständigkeit im einzelnen, wird die kirchliche Verfassungsreform im grossen sich als ein wertloser Gewinn erzeigen. Man fange da an, wo der Anfang, wenn auch nicht leicht, so doch nicht unmöglich ist. Die einzelnen Geistlichen sollen kühn und freudig den Fehdehandschuh aufheben, den der religiöse und politische Umsturz ihnen hinwirft. Recht bezeichnend dafür, dass man mit einer Persönlichkeit oder Erscheinung nur da ernstlich zu rechnen beginnt, wo es sich um eine

*) Selbst ein liberaler Theologe wie Beyschlag nennt in seinem 1872 erschienenen Werke über „K. J. Nitzsch“ S. 343 „die 300jährige Vormundschaft des Staates (über die evangelische Kirche) seit dem Aufhören des konfessionellen Charakters des Staates etwas Sinnloses und geradezu Schmachvolles“. — Ein Schritt vorwärts auf der Bahn freiheitlicher kirchlicher Entwickelung hat die Novelle zur Synodalordnung dieses Jahr gethan.

aggressive Thätigkeit handelt, ist folgender Umstand: Während man sonst in erzwungener oder wirklicher Gleichgiltigkeit vom Christentum und Kirche spricht, wird in Volksversammlungen, Broschüren, Zeitungsartikeln und Privatgesprächen die Stellung der Geistlichen in den sozialen Kämpfen sehr lebhaft erörtert. Wie weit der Pfarrer gehen kann und soll, wird sich durch kein Reglement bestimmen lassen. Es ist vielmehr das Vorbild Jesu und das Beispiel der Apostel, welches auch auf sozialem Gebiet die Grundzüge pastoraler Thätigkeit abgiebt. Was in dieser Beziehung die beiden vorausgehenden Abschnitte andeutungsweise schon enthalten, haben wir im folgenden nunmehr eingehender zu entwickeln.

Jene engherzige Anschauung, als ob Kirche und Geistlichkeit ausschliesslich einer Privatsache, d. h. dem individuellen Bedürfnis der religiösen Einzelpersönlichkeit dienten und gegenüber dem Volksleben in neutraler Unthätigkeit beharren, sich mit einem „laissez aller" begnügen könnten, erscheint von einer lebensvollen Theologie und christlichen Sozialpolitik bereits aufgegeben zu sein. Aber nun macht sich auch hier das Tragische aller Übergangszeiten, dass man nicht sicher und rechtzeitig den Übergang vom Alten zum Neuen vollzieht, in schmerzlicher Weise bemerkbar. Der Glaube an die unbedingte Haltbarkeit des Alten ist erschüttert, die theoretische Richtigkeit des Neuen hat sich praktisch noch nicht bewährt. Kritik am Vergangenen, Unsicherheit im Gegenwärtigen, Zweifel am Zukünftigen lähmt vielfach Kraft und Mut. Die pastorale Idylle voll behaglicher Gottseligkeit und persönlicher Liebhabereien, wie zu des löblichen Pfarrers von Grünau Zeiten, ist dahin. Wer wollte das bedauern? Aber auch für eine gewisse Art moderner Pastorenideale, welche sich in aufreibende Vielgeschäftigkeit, in Streit und Staub des öffentlichen Lebens bilden, herrscht noch keine ungeteilte Bewunderung. Wer wollte das nicht verstehen? Aber auch da, wo sich die thätige Anteilnahme des evangelischen Pfarrers von allen Übertreibungen und Einseitigkeiten fern hält, erhebt sich ein ebenso ungerechtfertigter wie bezeichnender Widerspruch.

Wenn Geistliche den Zusammenhang zwischen den wirtschaftlichen und sittlichen Zuständen durchschauen, in der anarchischen Produktionsweise, in den Auswüchsen des spekulierenden Grosskapitals, in den Gebahren des geschäftlichen und journalistischen Reformjudentums eine Gefahr erblicken und unter männlichem Protest fordern, dass diese Wunden heilen — dann flammt die „Entrüstung" hell auf. Leute, die sich sonst spottwenig um Kirche und Religion bekümmern, wissen nun auf einmal genau Bescheid: „Die Prediger der christlichen Nächstenliebe

sollen die Palme des Friedens tragen, nicht aber die Fackel der Zwietracht schleudern. Wenn aber gar Freisinnige, Sozialdemokraten und andere Heuchler und Pharisäer gegen die sozialpolitische Thätigkeit des Pfarrers in Rücksicht auf „anders denkende Gemeindeglieder“ und deren religiöses Empfinden Einspruch erheben, so erinnert dies an die Geschichte vom Wolf in der Fabel, der den Hirten mit rührendem Interesse wegen der Herde interpellierte. Doch giebt es nicht berechtigte Bedenken „sachlicher Natur“? Die Lösung sozialer Probleme oder doch wenigstens die Herbeiführung sozial gesünderer Zustände erfordern, wie man so sagt, eine „Unsumme von Fachkenntnissen“. Angenommen, dass der Pfarrer, was von vornherein ja nicht bestritten werden kann, auch für nicht theologische Dinge ein hohes Mass von Empfänglichkeit und Verständnis besitzt, so wird er selbstverständlich die volkswirtschaftliche Technik und Detailkenntnisse niemals gründlich beherrschen. Er wird also im günstigen Falle ein wohlmeinender Dilettant bleiben, was ein recht zweifelhaftes Ergebnis ist, oder aber gar ein Pfuscher, der mehr schadet als nützt. Treten wir diesen Einwendungen, den wahren, halbwahren und ganz falschen näher!

Dass die eigentlichen und ursprünglichen Aufgaben des geistlichen Berufes: Belehrung, Tröstung, Erbauung dem Pfarrer Hauptsache sein und bleiben müssen, erscheint uns selbstverständlich. Es giebt thatsächlich auch keine schönere Aufgabe, als die Nebenmenschen in den Wirrsalen des Lebens zu Wahrheit und Frieden hinzuführen, das Menschenleben durch Christus in das rechte Gottesverhältnis zu bringen. Diese Arbeit erfordert Geist, Energie und Klugheit, wie keine zweite. Keine politische Anstrengung, ebensowenig wie irgend eine andere wissenschaftliche oder praktische Nebenbeschäftigung, sei sie noch so interessant und nützlich, kann dem Pfarrer als ein Ersatz für die Kanzel- und Seelsorgerthätigkeit gelten. Diese pastoralen Berufsleistungen grundsätzlich als wirkungslos ansehen und darum vernachlässigen, ist ein verfrühter Pessimismus, eine unverantwortliche Pflichtvergessenheit. Die eigentliche Berufsarbeit des Pastors wendet sich an den Mittelpunkt der Persönlichkeit; allein dies pastorale Wirken schliesst das soziale ebensowenig aus, wie der Mittelpunkt den Umkreis. Im Gegenteil. In recht vielen, wenn auch nicht in allen Verhältnissen, gehört es heutzutage mit zu den gesteigerten Anforderungen an die Thätigkeit des Pfarrers, mit der Einwirkung auf das persönliche Innenleben eine indirekte, aber doch bewusste Beeinflussung öffentlicher Zustände zu verbinden. Wenn man einer vielgeschäftigen pastoralen Thätigkeit, der es vielleicht an wirklichen Thaten fehlt, das Wort eines alten Theologen entgegenhält: „Thu' was deines Amtes ist und das andere lass an dich herankommen,“ so bedarf

diese Mahnung zu weiser Beschränkung doch einer Berichtigung, die in Luthers Ausspruch liegt: „Es ist aber jetzt ein gar ander Ding um das Pfarramt geworden!“ Wenn schon damals, wie vielmehr heutzutage, wo Millionen getaufter Christen aus aller normalen Verbindung mit der Kirche getreten, wodurch sie der Einwirkung durch die Mittel normaler Amtsthätigkeit entrückt sind. Der Kundige kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein, dass die rein pastorale Thätigkeit ohne die Unterstützung einer christlich-sozialen Agitation, welche auf die Reform der Gesetzgebung hinarbeitet, nicht auskommen kann. Warum erscheint denn so oft für den mit nüchternem Blick Dreinschauenden die Predigtarbeit und die Seelsorge geradezu dem Fluch der Erfolglosigkeit verfallen? Weil an den Klippen falscher Gesetze und grausamer Gewohnheiten alle geistlichen Einwirkungsversuche scheitern, scheitern müssen. Wie will man den Volkssünden und allgemeinen Notständen wie der Zuchtlosigkeit der Jugend, der Sonntagslosigkeit, der Prostitution, der Trunksucht und Vagabondage mit Erfolg wehren, wenn nicht mit Hilfe einer aus christlichen Motiven hergeleiteten Gesetzgebung? Wie aber soll es hierzu kommen, wenn nicht auf die Öffentlichkeit, die sich ja bewusst und unbewusst dem kirchlichen Einfluss entzieht, eine Einwirkung mit den Mitteln des modernen öffentlichen Lebens erfolgt? Natürlich kann nicht einer alles thun. Jede Arbeitshäufung fordert eine Arbeitsteilung. Es geht eben im Pfarramt wie in jedem andern Berufsgebiet: die Verpflichtung zu einem bestimmten Mass von Gesamtkenntnissen und Allgemeininteresse lässt die besondere Thätigkeit auf Spezialgebieten, auf welche Neigung und Begabung hinweisen, nicht entbehrlich erscheinen.

Dass nun der evangelische Pfarrer auf den Nachbargebieten der Sozialreform, also in den Werken der „inneren Mission“, der „Stadtmission“ u. s. w., Hervorragendes leisten kann, ist ebenso erwiesen, wie andererseits die direkte Mitarbeit der Kirche an den grossen sozialen Fragen der Gegenwart nicht unmöglich und unnütz erscheint. Denn was das Fachmännische und „Technische“ in der Sozialpolitik angeht, so spielt es nicht die Rolle, wie die Gegner oder die Unkundigen behaupten, die dies Wort als Abschreckungsmittel so gern im Munde führen. Zu meinen, dass die sozialistischen Agitatoren, namentlich die Lokalgrössen, welche die Massen am tiefsten aufwühlen, erleuchtete Nationalökonomen seien, die nur mit einer „Unsumme von Fachkenntnissen“ widerlegt werden könnten, ist ein naiver Irrtum. Wie die naturwissenschaftlichen Vermutungen, so dienen auch die angeblich volkswirtschaftlichen Gesetze den Wortführern der Sozialdemokratie nur zur äusseren Umkleidung ganz niedriger Leidenschaften. So bestechend

und blendend — wie alles halbwahre — auch die sozialdemokratischen Reden beim ersten Anhören erscheinen, man kommt doch bald dahinter: es ist immer dasselbe. Wären die Reden der Agitatoren zweiten bis siebenten Ranges nicht mit Cynismen gewürzt, nicht durch Ausbrüche von Hass und Neid persönlich erhitzt, sie wären oft zum Einschlafen öde, fad und langweilig. Es ist das eingelernte gedankenlose Nachplappern von der Notwendigkeit des volksstaatlichen Wirtschaftsbetriebes, wodurch alles Elend seine endgiltige Beseitigung finden soll. Dieser falsche Beglückungswahn wäre leicht zu zerreissen, handelte es sich bloss um einen Streit volkswirtschaftlicher technischer Gründe und Meinungen. Nein, was die Sozialdemokratie und überhaupt die sozialen Notstände so gefahrdrohend macht, das sind nicht Dinge, die einzig und allein ihren Ursprung in der Erwerbsordnung und Wirtschaftstechnik haben. Die soziale Frage ist gar nicht bloss Lohn- und Magenfrage. Es ist nicht immer und nicht ausschliesslich die materielle Seite der Frage, welche die Geister in der Arbeiterwelt bewegt und die Herzen entflammt. Die Sozialdemokratie ist keine blosse Wirtschaftsbewegung oder Parteisache, sondern vor allem Weltanschauung. Der demokratische Sozialismus ist, wie das „Berliner Volksblatt" in No. 288 von 1890 schrieb, für seine Anhänger „lebendiger Glaube". Eine abergläubische Weltanschauung kann aber ebensowenig durch nationalökonomische Fachkenntnisse als durch Säbel und Kanonen überwunden werden. Nicht im Strassenkampf, sondern im Geisterkampf; nicht mit der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, sondern mit den sittlichen Mächten der Persönlichkeit werden die sozialen, wie im Grunde alle Fragen, ihrer Lösung nahe gebracht.

4. Das Beispiel Luthers und die Ansichten hervorragender Nationalökonomen.

Nächst der Bibel sind für uns Evangelische die Grundsätze und Vorbilder der Reformation massgebend. Auch in der Stellung gegenüber den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen erscheint der Mann, welcher die ganze neue Zeit gleichsam auf seinen Schultern trägt, von vorbildlicher Bedeutung. Keiner hat so gewaltig in die wirtschaftlichen Gärungen und politischen Kämpfe seiner Zeit eingegriffen und trotz mancher Irrtümer im einzelnen, dennoch den späteren Jahrhunderten die prinzipiell richtigen Wege vorgezeichnet als D. Martin Luther. Aber bei alledem war der Kirchenreformator doch kein Wirtschaftsreformer, der Doktor der heiligen Schrift war kein Rechtsgelehrter, kein Politiker, kein Geschäftsmann, kein Diplomat. Er war sich des

auch bewusst: „Mir als einem Evangelisten gebührt es nicht, hier
— in Rechtssachen — zu urteilen und zu richten. Ich soll
Gewissen unterrichten, und lehren was göttliche und ch
liche Sachen betrifft.*) Aber gerade in seiner Eigenschaf
Evangelist, als Prophet, war es ihm Drang und Pflicht, alle S
an die sittlich-religiösen Verpflichtungen zu gemahnen, ohne welc
Volk und Staat nicht bestehen kann. Er that es mit dem ges
Urteil des Volksmannes, mit dem universalen Blick des Genius
mit der Seelenkenntnis eines wahrhaft Bibelkundigen, der hinter
Zeitlich-Zufälligen das Ewig-Bleibende, hinter der vielgestaltigen Au
seite das innere Wesen erfasst. Soziales Gedeihen ist nach L
nur möglich, wenn beide, Regenten und Regierte, ihre Schuld
thun. So erinnert der Reformator die „Herren" unparteiisch an
Pflicht: „Obrigkeit ist nicht darum eingesetzt, dass sie ihren N
und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das
verschaffen bei den Unterthänigen." „Wo ein Herr oder Fürst s
Amtes nicht wahrnimmt und lässt sich dünken, er sei nicht um s
Unterthanen willen Fürst, als hätte Gott ihn darum zum Fü
gemacht, dass er sich seiner Gewalt, Guts und Ehre freuen solle,
und Trotz darinnen haben und sich darauf verlassen — der g
unter die Heiden, ja er ist ein Narr." Solche Äusserungen sin
Luther, dem angeblichen „Fürstendiener", nicht demagogische Flo
republikanische Anwandlungen, sondern der unverfälschte Aus
eines Mannes, der bekennen konnte: „Ich habe nie geheuch
weder nach oben noch nach unten. Er hat nicht um Fürsten
gebuhlt. Es klingt aber auch nicht wie ein Buhlen um die V
gunst, wenn er, der Volksmann und Volksfreund, ein strenges Reg
über die Massen mit den Worten empfiehlt: „Der Esel will Sc
haben und der Pöbel will mit Gewalt regieret sein. Das w
Gott wohl. Darum gab er der Obrigkeit nicht einen Fuchssch
sondern ein Schwert in die Hand." Den Empörern hält L
in einem fort den Satz der Schrift vor: Wer das Schwert er
wird durchs Schwert umkommen. Die Aufrührischen, welche

*) In der Predigt, die er am Pfingstmontage 1534 gehalten, hat
religiöse Natur des Evangeliums in den allerstärksten Ausdrücken mit
Geflissentlichkeit hervorgehoben, die wir Neuern besonders gut verstehen k
Den Text Joh. 3, 16 nennt er die schönste Predigt im Neuen Testament, V
die ein traurig Herz fröhlich und einen toten Menschen wieder lebendig m
Und zwar deshalb, weil Gott uns nicht reich, wirtschaftlich glücklich, s
selig machen will; denn er hat uns nicht äussere Glücksgüter, nicht
und Kuh, nicht ein Königreich, nicht den Himmel mit der Sonne, sondern
„eingeborenen Sohn" und damit die Erlösung von Sünde und ewigem Tod ge

den Fortgang des Evangeliums hemmen, verdienen, so lange sie nicht ablassen, keine Gnade und Barmherzigkeit. „Andere Untugend sind einzelne Stücke; Aufruhr aber ist aller Untugend Sündfluss."

Was nun im besonderen die wirtschaftlichen Zustände betrifft, so war Luther der Ansicht, dass die religiösen und sittlichen Ideen zu ihrer lebensvollen Entfaltung auch gesunde wirtschaftliche Verhältnisse fordern. Er sah hier eine enge Beziehung wie zwischen Leib und Seele. Die Sittlichkeit des Einzelnen verliert auf die Dauer an Freudigkeit und Kraft, wenn die öffentlichen Zustände und Erwerbsverhältnisse ungestraft, ja gesetzlich geschützt, in Unsittlichkeit verharren. Vom Standpunkt der Volksmoral bekämpft Luther die mit vielen sittlichen Schäden verbundene Grosskapital- und Monopolwirtschaft, die Zinsgeschäfte, den Terminhandel und die Einfuhr fremder Waren. „Ackerwerk, des besten Amtes eines" und einheimisches Handwerk — bei diesen ererbten, soliden Grundlagen nationaler Wohlfahrt soll es bleiben. Man hat in diesem Punkte Luther theologische Einseitigkeit und nationalökonomischen Unverstand vorgeworfen, weil er die Geldgeschäfte, den Einfuhrhandel schroff und rückhaltlos wie ein extremer Schutzzöllner verwirft. Gewiss muss man in dem Ausruf: „Was helfen uns Seide, Wein, Würze und die ausländischen Waren, so wir selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Stein haben in deutschen Landen," die patriotische Wärme höher anschlagen als das volkswirtschaftliche Urteil. Aber was Luther im übrigen von der Monopol- und Grosskapitalwirtschaft behauptet, ist wenn auch einseitig, so doch nicht grundfalsch. Oder führt es nicht etwa zu krankhaften, sittlich bedenklichen Zuständen, wenn ein wüster Spekulationsgeist alle Erwerbsverhältnisse fieberhaft durchzuckt und der Ackerbau aus seiner für die Volkskraft nun einmal grundlegenden Stellung verdrängt wird? Wider den Wucher hat Luther wiederholt im Jahre 1520, 1524 und 1540 Schriften ausgehen lassen. Die Einseitigkeit liegt bei dem Reformator zunächst darin, dass er Zins und Wucher für ein und dasselbe hält, während doch das letztere nur ein ausbeuterischer Missbrauch des ersteren ist. Luther hatte nun einmal kein Auge für das Berechtigte des Zinsnehmens im Geschäftsleben. Seine Ansicht, dass Geld an sich unfruchtbar sei, deckt sich übrigens nicht einmal mit der neutestamentlichen Auffassung. Er beruft sich zur Begründung seiner Ansicht auf die Bestimmungen des Alten Testamentes und auf athenische und römische Gesetze, welche der Erleichterung von Schuldenlast dienten. Aber da handelt es sich doch wesentlich um agrarische Verhältnisse und die Geldwirtschaft war im Altertume nicht so entwickelt wie im Reformationszeitalter.

Wenn nun im einzelnen manche nationalökonomische Urteile Luthers nicht einmal auf seine Zeitverhältnisse passen, so sind gleichwohl des Reformators Schriften gegen den Wucher im ganzen genommen in unseren Tagen immer noch von beherzigenswerter Bedeutung. Sie zeigen uns einmal des Predigers Verpflichtung, sich um die wirtschaftlichen Nöte zu bekümmern, freilich in manchen Stücken mit mehr Glück und Sachkenntnis als Luther. Sodann ist die Schilderung vom Elend, das der Wucher anrichtet, ergreifend und heute noch zutreffend. Luther hat, um das noch zu erwähnen, grell und greifbar die thatsächlichen Missbräuche vor Augen; eben darum wird er dem Gesetzlich-Erlaubten nicht gerecht. Moderne Prinzipienreiter und liberale Doktrinäre leiden am gegenteiligen Fehler. Berauscht von der prinzipiellen Richtigkeit übersehen sie ganz und gar die thatsächlichen Missbräuche. Ein solcher Standpunkt aber ist meist herzlos, verhängnisvoll; derjenige Luthers (in der Frage der Geldgeschäfte) zwar nicht irrtumsfrei, aber volksfreundlich.

In hohem Masse interessant für des Reformators wirtschaftlich-sittliche Anschauung ist seine Schrift „von Kaufshandlung". Es ist darin „vom Missbrauch und Sünden des Kaufhandels" die Rede und zwar: „soviel es die Gewissen betrifft". „Käufen und Verkäufen ist ein notwendig Ding." Auch ist es „billig und recht, dass ein Kaufmann an seiner Ware soviel gewinne, dass seine Kosten bezahlt, seine Mühe, Arbeit und Gefahr belohnt werde. „Wer kann umsonst dienen oder arbeiten?" Dieser allgemein richtige und christliche Grundsatz lässt sich nicht in den Buchstaben einzelner Gesetze fassen. Es genügt, wenn der Kaufmann jederzeit danach trachtet, mit gutem Gewissen gerne das rechte Mass zu treffen! Überhaupt ist es, wie Luther nicht müde wird, in den verschiedensten Wendungen zu betonen, Sache des Evangeliums, den leitenden Gesichtspunkt aufzustellen, nicht aber im einzelnen die technische Frage nach dem Wie zu beantworten. Keine Schrift noch Rede, meint Luther, kann überhaupt genau und allgemeinverbindlich den Preis der Ware bestimmen; nur soll ein gerechtes und sachliches Verhältnis zwischen Gütererzeugung und Güterwert bestehen. Wenn somit Luther von einer sozialistischen Preisnormierung weit entfernt ist, so bekämpft er doch eine schrankenlose ausbeuterische Willkür. Die christliche Freiheit ist eben eine andere als die manchesterliche. Es ist unrecht, wenn der Kaufmann spricht: „Ich mag meine Ware so teuer verkaufen, als ich kann, d. h. ich frage nichts nach meinem Nächsten, hätte ich nur meinen Geiz und Gewinn voll." Vielmehr soll die Ware jederzeit so teuer gegeben werden, als recht und billig ist. „Dein Verkaufen soll nicht ein Werk sein, das frei in Deiner

Macht und Willen steht, ohn all Gesetze und Mass; sondern weil Dein Verkaufen ein Werk ist, dass Du gegen Deinen Nächsten übest, soll es mit solchem Gesetz und Gewissen verfasst sein, dass Du es übest ohne Schaden und Nachteil Deines Nächsten." Man sieht, Luther teilt nicht die Ansicht, dass die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit eines Kaufmannes von derjenigen anderer Christen verschieden sei. Luther bestreitet nicht, dass Angebot und Nachfrage auf die Preisregulierung von Einfluss sei; allein das hat doch seine Grenze. Einen an sich wertlosen Gegenstand durch künstliche oder wirkliche Nachfrage zu schwindelhafter Preishöhe hinaufschrauben, kommt dem Betruge gleich. Der Preis eines Dinges muss doch immer in gewissem Verhältnis bleiben zu der aufgewendeten Zeit und Arbeit (wenn auch dies nicht allein den Wert der Ware bedingt). „Rechne, wieviel Tage Du an der Ware zu holen und zu erwerben Dich gemühet hast, wie grosse Arbeit und Gefahr darinnen gestanden; denn grosse Arbeit und viel Zeit soll auch desto grösseren und mehr Lohn haben." Dementsprechend sündigt, wer nicht „auf die Würde der Ware oder auf den Dienst seiner Mühe, sondern schlechthin auf die Not und Darbe seines Nächsten sieht." — In der Lätarepredigt 1533 nennt der Reformator diejenigen „verdriessliche schädliche Leute", welche „in wohlfeilen Jahren hinter sich legen, dass sie in der Teuerung ihren Nutzen schaffen, die Armen drücken, den Markt steigern, und nach ihrem Gefallen schinden und schaben." — Über Scheinkäufe und Terminhandel urteilt Luther: „Etliche wollen keine Ware verkaufen um bares Geld, sondern alles auf Zeit, und das darum, dass sie ja viel Geld daran verdienen." Mit grosser Erregtheit werden Privatmonopol, „Ring" und Aufkauf bekämpft. Es ist „greulich, dass man ein Gut alleine aufkauft". „Fürsten und Herren sollten die Monopolia wehren." „Solche Finanzer, — Gorgelstecher und Halsabschneider geheissen, — aber für grosse und geschickte Leute gehalten, steigern und niedrigen nach ihrem Gefallen und drücken und verderben alle geringen Kaufleute." Das Schändlichste ist, dass, wenn die Monopolia den Preis nicht zu ihrem eigenen Vorteil steigern können, weil die Ware auch noch in anderen Händen ist, sie andern zum Schaden die Preise verderben und herabsetzen. Darum muss die Obrigkeit solche Menschen zum Lande hinaustreiben. Denn „bleiben die ‚Gesellschaften', die ‚Ringe', so muss Recht und Redlichkeit untergehen".

Wir sehen, dass Luther zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen und Bedrängten das Eingreifen der Obrigkeit verlangt. Wie wenig aber der auf die Weckung der Gewissen abzielende „Evangelist" das soziale Glück ausschliesslich von gesetzlichen Massnahmen abhängig

macht, beweist ein in verschiedener Variation oft wiederkehrender Ausspruch: „Weil das Recht muss und soll einfältiglich mit dürren kurzen Worten gestellt werden, kann es gar nicht alle Zufälle und Hindernisse mit einfassen." Da muss denn die christliche „Billigkeit" eintreten, „des Rechtes Meisterin".

Es war Luthers sittlich-soziales Streben, unerschrocken und rückhaltlos des Evangeliums Licht und Salz auch in wirtschaftliche Fragen und Kämpfe hineinzutragen. Darin lag seine grosse vorbildliche Bedeutung, dass er auch für die öffentlichen Dinge allgemein verbindliche moralische Grundsätze aufstellte. Vor der Notwendigkeit und Grösse dieser Aufgabe verschwinden alle seine Einseitigkeiten. — Knorrige Einseitigkeiten des Charakters sind immer wirksamer als die polierte Vielseitigkeit tadelloser Theoretiker.

Die Lehre, welche Luthers geschichtliches Charakterbild uns giebt, findet in den Aussagen namhafter Nationalökonomen der Gegenwart auch eine „fachmännische" Bestätigung.

Schönberg kennzeichnet in seinem „Handbuch der politischen Ökonomie" (Bd. II S. 654) die „wichtige Aufgabe der Geistlichkeit" in der Sozialreform mit folgenden Worten: „Bei dieser Reform handelt es sich nicht bloss um die Änderung und Besserung materieller Verhältnisse, sondern auch um Herstellung moralischer Zustände. Und dazu bei Arbeitgebern und Arbeitern mitzuwirken, ist eine unentbehrliche Aufgabe der Kirche und Geistlichkeit. Die Voraussetzung zu einer erspriesslichen Mitwirkung aber ist, dass die Geistlichen selbst sich auch berufsmässig mit der Arbeiterfrage beschäftigen, dass sie sich des inneren Zusammenhanges der wirtschaftlichen und moralischen Zustände bewusst werden und gleichmässig an der Besserung dieser und jener mitarbeiten." Ganz in demselben Sinne sagt der nationalliberale Öchelhäuser in seiner Schrift: „Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber" (S. 49): „Dass die Geistlichen in erster Linie Unterstützung im Kampf gegen den Umsturz leisten sollen, bedingt ihr Beruf" . . . „die evangelische Geistlichkeit hat sich bis jetzt in eine direkte Bekämpfung der Sozialdemokratie noch weniger als wünschenswert eingelassen. Allerdings müssen wir hierbei Stöckers gedenken, welcher die soziale und politische Demokratie gleichzeitig aufs heftigste angegriffen hat. Mag man mit seinem antisemitischen und orthodoxen Standpunkt auch durchaus nicht sympathisieren, so liefern seine Erfolge doch den unwiderleglichen Beweis, was ein unerschrockenes, mutiges Auftreten auf sozialem Gebiet zu erreichen vermag u. s. w." Der bekannte D. Albert Schäffle urteilt in seiner Broschüre: „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ohne

Ausnahmegesetz" (S. 37): „Gesund religiöse, jedoch in der Erfahrung wurzelnde und auf eine wahrhaft psychologische Erörterung des Glücksproblemes gerichtete, der Form nach volkstümliche Belehrung kann viel thun. Jeder Beitrag ist willkommen, ob er vom kath. Kaplan oder protestantischen Hofprediger kommt."*) Adolf Wagners Auffassung, der es noch auf dem II. Evangelisch-sozialen Kongress offen aussprach, dass ohne die christlichen Kardinaltugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung in der Sozialpolitik nichts wahrhaft Erspriessliches und Volksbeglückendes erreicht werde, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

5. Schlussergebnis.

Aus der bisherigen Darstellung gewinnen wir gestützt auf Bibel und Reformation, Geschichte und Profanlitteratur den Eindruck, dass die Ansicht Derer irrtümlich ist, welche einseitig und ausschliesslich den individuellen Charakter des Christentums betonen und ein planmässiges Einwirken mit christlichen Ideen auf die sozialen Dinge für unchristlich und gefährlich halten. Wenn ausgesprochene Atheisten, denen die sozialreformerischen Konsequenzen christlicher Lebensäusserungen anfangen unbequem zu werden, den Ruf: „gehe ins Kämmerlein!" erheben, so ist das eine platte Weltschlauheit, die zu durchschauen nicht viel Weisheit erfordert. Wenn aber gutgesinnte Christen sich diesem Rufe anschliessen, so könnte man es eine harmlose Idealität nennen: wenn's nur nicht eine ganz beklagenswerte Naivität wäre. Wen schickt

*) Wenn die liberale Judenpresse und ihr Anhang die Thätigkeit der Pfarrer auf sozialem Gebiet dadurch lächerlich zu machen sucht, dass man höhnisch von einem „Pastorensozialismus" redet, so ist diese neueste Bereicherung des journalistischen Lexikons weiter nichts als eine Spekulation auf die Dummheit und Gleichgiltigkeit jener Kreise, welche bei allem, was sozial heisst, an Sozialdemokratie, und bei allem, was mit dem Pastor zusammenhängt, an gar nichts oder wenigstens an nichts Ernstzunehmendes denken. Solchen Verdächtigungen gegenüber, wie sie in dem Worte „Pastorensozialismus" ausgedrückt werden sollen, sei daran erinnert, dass die evangelischen Pfarrer an allen grossen Wendepunkten unserer Kultur- und Sittengeschichte die Freiwilligen zur Avantgarde gestellt haben. Nach dem 30jährigen Kriege waren es die protestantischen Pfarrhäuser, in denen deutscher Geist und Glaube, Sitte und Zucht zum Heil des deutschen Volkes eine hervorragende Pflanz- und Pflegestätte fanden. Im Zeitalter unserer klassischen Litteratur haben evangelische Pfarrer und Theologie-Professoren die ästhetischen Geistesschätze dem Volke übermittelt, wie sie andererseits in den Tagen nationaler Erhebung die Herolde waren, die neben den Vaterlandssängern die Volksgenossen und die Jugend am feurigsten zu dem Kampfe für Thron und Freiheit begeisterten. Es entspricht nur der kulturellen Geschichte des evangelischen Pfarrstandes, wenn gegenwärtig aktionsfähige Geistliche sich freudig und mutig um das Banner der Sozialreform scharen.

denn Jesus ins Kämmerlein? die Beter. Aber zum Beten komn das Arbeiten, und die Arbeiter fürs Reich Gottes schickt Christ nicht ins Kämmerlein, sondern in die Welt! Die Welt, nicht blo als räumlicher, sondern auch als sozialer Begriff, erscheint als d Wirkungsgebiet des Christentums. Das Evangelium ist das „Lich und „Salz der Welt". Das Christentum ist der Sauerteig, der d Mehl aller Lebensverhältnisse durchdringen muss.

Der Ruf ins Kämmerlein soll nicht überhört werden, wo m von den Pflichten des persönlichen Christenlebens handelt. Das Kämme lein ist der Ausgangspunkt, aber nicht der Endpunkt jener Heere strasse, auf welcher das Christentum mit seiner weltgeschichtlich Aufgabe wandelt. Wäre es umgekehrt, wie eine welt- und leber fremde Anschauung meint, so hätten die ägyptischen Mönche und d mittelalterlichen Eremiten recht, und Paulus und die deutsche Ref mation wären im Irrtum. Das Christentum ist in seiner Aktivi nicht bloss ein aufs Ewige abzielendes Erlösungsprinzip für das Einz leben, es ist auch das Prinzip der Volks- und Weltgestaltung. D letztere in Theorie und Praxis leugnen, heisst sich eines halb Atheismus schuldig machen. Denn Gottes Wille soll auch „auf Erde geschehen, wie im Himmel. Die Welt und ihre natürlichen Verhä nisse der bewussten Einwirkung göttlicher Gebote entziehen, hei Gott nach Art der Deisten einseitig ins Jenseits bannen, heisst d relative Selbständigkeit des Diesseits leugnen und die Hoffnung d leidenden Menschheit auf den Ausgleich in einer andern Welt d ärgsten Missbräuchen und Angriffen aussetzen. „Die heilige Schrift," sagt ein berühmter Theologe, „weiss nichts von einem Gott, der e nach diesem Leben zur Kraft und Wirksamkeit gelangt." „Auch d zeitliche Ungerechtigkeit streitet gegen das Wesen eines heilig und gerechten Gottes." Gott als den obersten Herrn und Gesetzgeb in allen persönlichen wie öffentlichen Angelegenheiten dieser We anerkennen, das ist ein Hauptstück christlich-sozialer Weltbetrachtun

Aber auch die soziale Natur des Christentums kann überspan und verflacht werden. Wie das Christentum über allen Zeiten, so i es auch für alle Zeiten. Ohne sein inneres Wesen zu verleugne kann das Christentum zu den besonderen jeweiligen Zeitverhältniss in Beziehung treten. Das Soziale ist der herrschende Zug unser Zeit. Und das Christentum verträgt es seiner Natur nach unt sozialen Gesichtspunkt gestellt zu werden, ja es kann und muss selb für den Sozialismus die Richtlinien darbieten. Wenn man nun d zeitgemässe Recht des Christentums hervorhebt, so darf es natürli nicht mit dem wohlgemeinten, aber ganz verfehlten Hintergedank

geschehen, als könnte die christliche Religion durch gezwungene Anbequemung an den herrschenden Zeitgeschmack dem glaubenslosen Geschlecht der Gegenwart mundgerecht gemacht werden. Dass das Christentum durch eine äusserliche Kopulierung mit einer geistigen Zeiterscheinung nicht an innerer Kraft und Selbständigkeit gewinnt, beweist die Geschichte des Rationalismus. Der Rationalismus hatte darin recht, dass er einer philosophisch angehauchten für Vernunft schwärmenden Zeit das Christentum als das sittlich Vernünftige darstellte und in der religiösen Beweisführung sich auch wie Luther auf die „hellen Gründe der Vernunft" berief. Aber darin lag die gefährliche Einseitigkeit, dass die Wortführer des Rationalismus das rein menschliche Erkennen zum Massstab der göttlichen Offenbarung machten, während es umgekehrt sein soll. Ein ähnlicher Fehler würde es sein, wenn man die Zukunft des Christentums durch eine Unterordnung unter den Sozialismus glaubte retten zu müssen. Das umgekehrte Verhältnis ist das richtige. Das Christentum ist auch für den Sozialismus das Salz, welches ihn allein vor Fäulnis zu behüten vermag.

Die heftig erörterte Frage, ob das Christentum seiner Natur nach individuell oder sozial sei, ob Christus in die Welt gekommen, die Einzelpersönlichkeit zu erlösen oder die Volksmassen zu beglücken, ob die Kirche sich auf Predigt und Seelsorge beschränken oder auch an der Lösung von grossen Zeitproblemen teilnehmen soll, kann man nur mit einem „Sowohl — als auch" beantworten. Wo der Christ und Pfarrer das Feld seiner Thätigkeit findet, ob mehr im persönlich-individuellen Verkehr oder in der öffentlich-sozialen Arena oder in beiden Kreisen zugleich — darüber entscheiden nicht Grundsätze und Regeln, sondern Naturanlage und Lebensführungen. Die Hauptsache ist und bleibt, dass für die Sache Christi gearbeitet wird, und wir sollen es mit Mut und Begeisterung thun. Denn wir wissen, dass das Christentum zwar nicht wie eine Alchemie alle bleierne Erdennot in das Gold irdischen Glückes umschmelzt, dass aber durch die Bekämpfung von Sünde und Unrecht das Mass von Gerechtigkeit und Zufriedenheit vergrössert wird. Beten und arbeiten wir im Sinne der Bitte: „Dein Reich komme!", dann dürfen wir auch hoffen auf den „Frieden auf Erden".

VII.

Ein christlich-sozialer Agitator im Reformationszeitalter.

1. Das sechzehnte und neunzehnte Jahrhundert.

Das Losungswort der Geschichte heisst nicht Wiederholung, sondern Entwickelung. Vergleichen wir das neunzehnte Jahrhundert mit dem sechzehnten, so gewahren wir einen überraschenden Fortschritt. Der Gang der Entwickelung macht einen gewaltigen Eindruck. Das Aussehn der heutigen Kulturwelt ist durch die neuzeitlichen Verkehrseinrichtungen und den Maschinenbetrieb ein wesentlich anderes geworden. Die veränderte Art der Gütererzeugung, das riesenhafte Anwachsen der grossen Städte und der grossen Kapitalien hat unzählige Lebensbeziehungen, gewerbliche Sitten und soziale Verbände von Grund aus geändert. Allein trotz dieser himmelweiten Verschiedenheit von damals und heute besteht doch zwischen dem Reformationszeitalter und dem Industriezeitalter eine innere Geistesverwandtschaft: in dem Fortschritt zeigt sich ein Zusammenhang, in der Entwickelung doch auch eine Wiederholung. In Luthers Tagen wie in Bismarcks Ära sind es, wenn auch in andern Erscheinungsweisen, dieselben Fragen, welche unser Volk beschäftigen. Es ist das Nationale, das Religiöse und das Soziale, um welches sich aller Streit dreht. Der Unterschied liegt nur darin, dass die drei Fragen, ohne ihren inneren Zusammenhang zu verlieren, doch nicht mit gleichem Erfolg und in gleichem Masse behandelt wurden; wie denn ein Zeitalter niemals mehrere grosse Fragen zugleich löst, sondern seine Hauptkraft an der Lösung einer Frage erschöpft. Was damals scheiterte, glückte in unserem Zeitalter, was damals in vorderster Reihe stand, bildet gegenwärtig nur eine Art von Begleiterscheinung. Luther, der gottgesandte Volksprophet, befriedigte durch den Bruch mit Rom und die erneute Verkündigung des Evangeliums das religiöse Verlangen; Bismarck, Deutschlands Heldengestalt, gab dem nationalen Wollen und Können der Deutschen mit der Errichtung von Kaisertum und Reich einen erhabenen Ausdruck. War das sechzehnte Jahrhundert vorwiegend auf den religiös-kirch-

lichen Grundton gestimmt, erscheint in den zwei verflossenen Menschenaltern unseres Jahrhunderts dagegen die Geistesbewegung in hervorleuchtend nationaler Färbung, so tritt in beiden Zeitaltern die soziale Frage gleicherweise drohend in den Vordergrund. Damals wurde die Lösung gewaltsam verhindert, heutzutage wird sie aufs neue versucht. Sollen aber die erneuten Versuche nicht auch fehlschlagen, so müssen die Erfahrungen von damals berücksichtigt werden.

Staat und Gesellschaft stehen jetzt vor Lösung der sozialen Frage, wie abgemattete Wanderer vor einem Gebirge, das nicht umgangen werden kann, dessen Überschreitung aber, angesichts vieler Schluchten, steiler Abhänge und ungebahnter Wege, die Seele mit Bangen erfüllt. Da können und sollen vorbildliche und abschreckende Beispiele aus den sozialen Kämpfen jener Zeit gleichsam ein Licht und eine Warnung sein auf der Wanderung in die ungewisse dunkle Zukunft. Was die Kampfesstimmung überall lähmt, auch die Mitarbeit an den sozialen Aufgaben der Gegenwart vielfach erschwert, entstammt dem Gefühl des Unbekannten und Ungewohnten. Wenn wir nun sehen, dass der Kampf, an dessen Anfang wir stehen, dessen Ausgang wir nicht vorauszusagen wagen, schon einmal geführt worden ist, so wird ein solcher geschichtlicher Rückblick unsern Ausblick in die Zukunft, unser Urteil über die Gegenwart nicht unwesentlich klären. Denn werden trotz Zeitenwandel und Formenwechsel nicht ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen, ähnliche Lebensbedingungen nicht auch ähnliche Lebensentwickelungen hervorrufen? Mit anderen Worten: kann die Gegenwart nicht lernen von einem Zeitalter, in welchem ähnliche Triebkräfte die Geister erfüllten? Man hat gesagt, die Geschichte lehre, dass man aus der Geschichte nichts lerne; ein Zeitalter lerne vom andern ebensowenig als ein Mensch durch die Erfahrungen eines andern klug werde. Nun, diese Behauptung mag in sehr vielen Fällen zutreffen, aber ein unabänderliches ausnahmsloses Gesetz enthält sie nicht. Und wenn wir aus den Kämpfen des Reformationszeitalters auch nicht unmittelbar Verhaltungsmassregeln für die Gegenwart herleiten können, so wird doch dem geschichtskundigen Volksfreund gegenüber den Aufgaben der Gegenwart das Urteil erhellt, der Blick für das Charakteristische geschärft, das Interesse erwärmt, gesteigert. Voraussetzung zu alledem ist natürlich, dass man einen lebendigen Eindruck von dem sozialen Charakter des Reformationszeitalters hat.

Zweifelsohne lag Luthers weltgeschichtliche Aufgabe auf kirchlich-religiösem Gebiet. Allein das religiöse Gebiet liegt nicht wie die sog. „vierte Dimension“ ausserhalb unserer Weltvorstellung, fern ab von andern Lebensgebieten. Das Religiöse ist und bleibt, man mag dagegen

reden so viel man will, doch das Grundelement nicht nur ein Menschen, sondern auch eines Volkes. Es ist das Religiöse am Baum d Menschheit nicht ein Zweig neben anderen, es ist vielmehr die in die Ti hinabreichende Wurzel. Wenn nun Luther, von frohbegeisterter Li zum Evangelium ergriffen, eine grundsätzliche Neugestaltung der Kir erstrebte, so musste bei dem inneren und äusseren Zusammenhang Religion mit allen Lebensgebieten, dieser reformatorische Schaffensdr notwendig auch in die politischen und wirtschaftlichen Gebiete hinü greifen. Das ergab sich als eine geschichtliche Notwendigkeit, als e natürliche Folge. Dazu kam, dass damals das soziale Leben auch äusserl in grösster Gärung sich befand. Wie heute die Klassen- und Wirtscha interessen, so lagen damals die „Stände" im Kampf gegeneinander. Fürsten bedrohten die Ritter; der hohe Adel befehdete die Städte, de er es an Macht und Reichtum nicht gleichthun konnte. Das reiche wehrhafte Bürgertum war durch innere Kämpfe der Gemeinden ge den Rat in Unruhe. Am schlimmsten erging es auch damals Bauern. Alle Stände setzten ihnen den Fuss auf den Nacken. Bedrü und unfrei mussten sie zu jener Zeit ohne Aussicht auf Gegenleist dienen. Wie in unsern Tagen die wüste Börsenspekulation, so sch im ausgehenden Mittelalter die römische Habsucht dem nation Wohlstand tiefe Wunden. Die produktiven Erwerbsstände hatten sc unter dem ersten Aufschwung, den damals die Kapitalsmacht na schwer zu leiden. Dem römischen Recht, welches das althergebrac germanische Rechtsverfahren immer mehr verdrängte, zürnte das Volk tiefster Seele. Hier und da flammte die kirchlich-soziale Unzufriedenh in blutiger Empörung auf. Verschwörungen und Geheimbünde trie ihr Wesen in Mittel-, Süd- und Westdeutschland. Reiseprediger sprac in zündenden Reden, Flugschriften in packenden Versen von Volkes Not.

Auf Luthers Stellung zu diesen sozialen Streitfragen und L ruhen wollen wir nicht näher eingehen; wir haben schon im allg meinen seiner Bedeutung in dieser Hinsicht gedacht (S. 131). Ausserd ist Luthers soziale Wirksamkeit (namentlich infolge der ultramontan Geschichtstrübung, wonach der Reformator als „Revolutionär" in d Wortes schärfster Bedeutung verketzert wird) in dem letzten Jahrzeh wiederholt in eingehenden Darstellungen gewürdigt worden. W möchten unsererseits die Aufmerksamkeit auf eine andere Persönlichk richten, welche für die soziale Bewegung jener Zeit nicht Luth grundlegende Bedeutung hat, dafür aber die soziale Seite der Ref mation uns noch lebendiger und eingehender vergegenwärtigt. W meinen: „Johann Eberlin von Günzburg."

Während Luther für den sozialen Geisteskampf mehr von der hohen Warte der Zeit herab die Losungen ausgiebt, beteiligt sich Eberlin unmittelbar agitatorisch, und zwar thut er es in einer Weise, die uns Neueren die Persönlichkeit dieses evangelischen Sozialreformers in einer ebenso wohlthuenden wie auch überraschenden Beleuchtung zeigt. Während Eberlin fast drei Jahrhunderte so gut wie unbekannt geblieben, ist er in unserer Zeit, wo das soziale Interesse erwacht, und man den inneren Zusammenhang mit dem sechzehnten Jahrhundert immer klarer herausfühlt, mehrfach Gegenstand wissenschaftlicher und allgemeinverständlicher Bearbeitung geworden. Ich gebe im nachstehenden gleichsam einen kurzen, für unsern Gesichtspunkt charakteristischen Ausschnitt aus meiner im Jahre 1888 erschienenen Schrift über Eberlin.*) Zum besseren Verständnis seiner agitatorischen Wirksamkeit lassen wir zunächst einige biographische Angaben folgen.

2. Biographische Angaben über Johann Eberlin v. Günzburg.

Die Quellen, aus denen wir Eberlins Lebensgeschichte schöpfen, fliessen recht spärlich. Wir sind mehr oder minder auf die Selbstbekenntnisse in seinen eigenen oder auf die nur gelegentliche Erwähnung in zeitgenössischen Schriften angewiesen. Sein Leben hat für jene Zeit etwas typisches, es gleicht in seinem äusseren Verlauf vielfach den Schicksalen anderer Kämpfer in jener tiefaufgewühlten Zeit. Die fahrenden Volksprediger, soziale Agitatoren, Flugschriftenverfasser tauchen plötzlich wie ein Meteor auf, ziehen einen funkelnden Lichtstreif durch das sie umgebende chaotische Gewirr, um dann wieder in weiter Ferne spurlos zu verschwinden. Eberlins Thätigkeit war mehr als eine glänzende, aber doch nur flüchtige Tageserscheinung. Wenn gleichwohl die ersten Anfänge und letzten Ausgänge seines Lebens sich in ein Dunkel verlieren, so erscheinen dagegen die Jahre seines Schaffens im Tageslicht geschichtlicher Klarheit.

*) Johann Eberlin v. Günzburg, der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt von Julius Werner, Heidelberg, Wintersche Universitätsbuchhandlung. Preis 2 Mk. Für gelehrte Zwecke ist das umfassende Werk von Max Radekofer: Johann Eberlin von Günzburg und sein Vetter Hans Jakob Wehe v. Leipheim. Nördlingen. Preis 6 Mk. Die erste Darstellung über Eberlin lieferte Bernhard Riggenbach im Jahre 1874 mit der Schrift: Johann Eberlin und sein Reformprogramm. Preis 2,50. Alle drei Werke schöpfen unmittelbar aus Eberlins Originalschriften, die sich fast sämtlich auf der öffentlichen Bibliothek zu Dresden befinden. In novellistisch höchst anmutenden Farben hat Hans Blum unsern Eberlin in dem historischen Roman: „Die Äbtissin von Säkkingen“ gezeichnet. Jena, Costenoble. Preis 9 Mk.

Geboren in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Günzburg, im allemannischen Gau, empfing Johann Eberlin eine klösterliche Erziehung; wenigstens begegnen wir ihm im Jahre 1579 mit der Franziskanerkutte bekleidet als ein gefeierter Ordensprediger zu Tübingen. Der Neid seiner Amtsbrüder, die sich nichts weniger als brüderlich zu ihm stellten, vertrieb ihn nach Ulm. In dieser alten Reichsstadt begann er Luthers Werke eifrig zu studieren. Tief ergriffen von der reformatorischen Wahrheit predigte er in Luthers Geist und fand damit nicht nur keinen Widerspruch, sondern sein Anhang wuchs um so mehr. Und da er das Herz sowohl des „gemeinen Mannes" als auch das der „fürsichtigen weisen Herrn vom Rat" gewann, so wurde natürlich wieder der Neid seiner Amtsbrüder erweckt. Dies hatte das Gute, dass es Eberlin leicht wurde, seinen inneren Umschwung auch äusserlich durch den Übertritt zur Reformation zu bekunden. Nach knapp zweijährigem Aufenthalt musste Eberlin, bedrängt von den Verfolgungen seiner ehemaligen Kollegen und Rivalen, die Stadt verlassen. Gestützt auf den Stab des Evangeliums zog der Volksprediger, erfahrungsdurstig, thatenbegierig hinaus zu neuem Leben und Kämpfen, zum Lernen und Lehren. Vom frischen Morgenhauch evangelischer und nationaler Begeisterung umweht, besuchte der „aus Babels Gefängnis befreite" Mönch das gelobte Land der Freiheit — die Schweiz. Nach kurzer aber rastloser Thätigkeit im Predigen, Schriftstellern und Agitieren lenkte Eberlin seine Schritte nach der Geburtsstätte der Reformation, nach Wittenberg. Nach vorübergehendem Anschluss an Karlstadt und die Schwarmgeister ward Eberlin Luthers treuergebener Schüler, des Reformators Freund und Hausgenosse. Luthers Thaten und Ideen machten auf den empfänglichen, lebhaften und warmherzigen Eberlin einen tiefgehenden Eindruck. Vornehmlich war es Luthers besonnen und allmählich vorgehende, aufbauende Art, welche klärend wirkte. Lernend und lehrend, hörend und predigend, empfangend und gebend weilte Eberlin wie andere interessierte Männer ohne feste Besoldung und geordnete Berufsthätigkeit in Wittenberg. Es war ihm aber ein innerer Beruf, ein geistiges Bedürfnis, die empfangenen Eindrücke rednerisch und schriftstellerisch, in Predigten und Sendschreiben zu verarbeiten. Von Wittenberg aus besuchte er 1523 wieder die alte Heimat und entwickelte besonders in Rheinfelden eine höchst interessante Thätigkeit. Aber die alten Feinde erregten überall gegen ihn Hass und missleiteten nach wohlüberlegtem Plan die für Eberlin günstig gestimmte Volksmeinung. Wieder nach Wittenberg zurückgekehrt, erreicht anfangs 1524 Eberlin die Höhe seines schriftstellerischen Schaffens. Seine Gedanken hat er

in Flugschriften, in deren Abfassung er ein Meister war, niedergelegt. Es waren meist kurze packende Abhandlungen, durchklungen von Kriegsruf und Friedensmahnung. Von Trauer und Schmerz über des Volkes und der Kirche Not ergriffen, ein Schirmer und Verbreiter des neuen Glaubens, ein Kämpfer gegen oberflächliche Parteinahme oder Entstellung des Evangeliums, hat Eberlin die seine Zeit bewegenden Fragen erörtert. Während unter seinen wuchtigen Angriffen die alten Ordnungen zusammenbrechen, treten die Linien der evangelischen Lebensanschauungen hervor — die Grundlagen zum geistigen Neubau.

Nach einer erfolgreichen Wirksamkeit in Thüringen, wovon der nächste Abschnitt handeln soll, gelangte er nach Süddeutschland, wo er mit Hilfe des sozialreformerisch gesinnten Herzog Georgs II. die Grafschaft Wertheim reformierte. Eberlin hat seinen hochherzigen Freund und Landesherrn, „den edlen christlichen Helden“ († 1530), wohl nicht lange überlebt. Eine urkundliche Nachricht aus dem Jahre 1550 besagt, dass Johann Eberlin von Günzburg „getreulich die Kirche in der Stadt des berühmten Grafen von Wertheim geleitet habe“; „wir wissen,“ so schliesst die Nachricht, „dass er grosse Kämpfe und Gefahren um des Evangeliums willen erduldet.“

Dieses Urteil stimmt mit Eberlins Selbstbekenntnis überein, welches er in die Worte gefasst, die sein unerschrockenes Kämpfen und Arbeiten, Ringen und Dulden für Glaube und Kirche, für sein Volk und Vaterland, für Obrigkeit und Unterthan mit einem Lichtstrahl bezeichnend erhellen:

„Dieweil ich gepredigt habe, hat man mich auf der einen Seite einen Heuchler der Herren gescholten, auf der anderen einen Heuchler der Gemeinde; aber ich lasse mich durch solches Wolfsheulen nit gram machen. Denn mir giebt mein Herz Zeugnis, dass ich allweg der Herren und Unterthan Glück und Heil gesucht habe.“

3. Eberlins christlich-soziale Gedanken und Thaten.

Um eine lebendige Vorstellung von Eberlins christlich-sozialer und zugleich auch deutsch-nationaler Wirksamkeit zu gewinnen, greifen wir zwei Punkte heraus. Der eine betrifft den Inhalt seines schriftstellerischen Erstlingswerkes, welches 1521 unter dem Namen „die fünfzehn Bundesgenossen“ erschien, der andere zeigt uns Eberlin praktisch thätig im Kampf wider den religiösen und sozialen Umsturz im Jahre 1524.

Die „fünfzehn Bundesgenossen“ werden zwar vielfach von Eberlins späteren Schriften an Tiefe und Reife des Urteils übertroffen,

gleichwohl bildet dies litterarische Denkmal von Eberlins Thätigke am Oberrhein, kurz nach seinem Austritt aus dem Klosterorden, ei beredtes Zeugnis dafür, mit welcher Gewalt und Glut er die neue Ideen ergriffen, wie packend er sie vorzutragen gewusst hat. I nationaler Beziehung setzt Eberlin, begeistert für Kaiser und Reic gleich Luther alle Hoffnung auf den jungen Kaiser. Deutschland, s heisst es, im Herzen der Christenheit gelegen, berühmt durch Schule Gelehrte und meisterliche Arbeit in allerlei Handwerk soll den Deutsch gehören. Darum soll der Kaiser Roms kirchliche, soziale und weltlic Vormacht brechen. Sind doch die von Rom verursachten Trübsa so gross, dass auch Sonne, Mond und Sterne müssen ein Mitleid habe

Während der „Bundesgenossen" nationale Richtung an Ulric von Huttens geistigen Waffenklang erinnert, ruht auf den meist religiösen Anschauungen ein Abglanz von Luthers Gedankenreichtu Eberlins kirchenpolitisches Ideal ist, und darin schliesst er sich me den schweizerischen Reformatoren an, eine synodal verfasste, selbs ständige Nationalkirche.

In sozialer Hinsicht erörtert die Schrift fast alle Erscheinung des privaten und öffentlichen Lebens, welche in ihrer Gesamtheit d soziale Lage ausmachen: Landwirtschaft und Handel, Arbeit u Kapital, Lohn und Leistung, Rechts- und Steuerverhältnisse, Wohnung und Sonntagsfrage, Gesetz- und Gesundheitspflege, Wucher- u Judenfrage.

Während die „Fuggereien", d. h. die damalige Monopol- und Gros kapitalwirtschaft zu beschränken sind, soll Ackerbau und Handwe als die „ehrlichste Arbeit" gelten. Diese Ausdrucksweise ist übe schwenglich, aber der Grundgedanke doch gesund und verständi Einsichtsvolle Sozialpolitiker unserer Tage sagen mit anderen Worte ungefähr dasselbe, wenn sie gegenüber den überfüllten gelehrte Berufsständen, gegenüber den einseitigen Bevorzugungen des speku lierenden Kapitals, an Landwirtschaft und Gewerbethätigkeit als bleibend Grundlagen nationaler Wohlfahrt und sozialer Zufriedenheit erinnern

Die Lohnverhältnisse sollen derart geordnet sein, dass sie zum Unterhalt eines Lebens dienen, welches gleicherweise von über feinerten Genüssen, wie menschenunwürdiger Not entfernt ist. Ein liebevolle Fürsorge liegt darin, wenn Eberlin die Lebensmittelpreise s gestellt wissen will, dass z. B. auch der Arme für $1\frac{1}{2}$ *) Pfennig Brot zu Sättigung und für 1 Kreuzer Wein zur Genüge kaufen kann. Durch solch

*) Vergl. Luther in der Lätarepredigt 1533: „Für drittehalben Heller Br das ist für einen hungrigen Magen, wo man sonst nichts dazu hat, nicht zuviel

Einrichtungen sollte die Armut vor dem rasenden Elend beschützt werden, welches immer dann so drohend das Haupt erhebt, wenn es am Unentbehrlichsten, an der täglichen Nahrung gebricht.

Aber nicht nur die gerechte Belohnung, nein auch die Pflicht und den Adel der persönlichen Arbeit verkündet Eberlin. Müssiggang ist von staatswegen zu bestrafen.

Weiterhin beantragen die „Bundesgenossen" aufsteigende, direkte Einkommensteuer, auch Einheit von Mass und Münze. Zu den Pflichten des Gemeinwesens rechnet Eberlin die Gesundheitspflege; ihr dienen öffentlich bestellte Ärzte. Breite Strassen, Badehäuser, gesondert für Männer und Frauen, Verlegung der Kirchhöfe vor die Stadt sind sanitärisches Bedürfnis. Die aufgehobenen Klöster werden in Armenhäuser umgewandelt und der bürgerlichen Obrigkeit unterstellt. Aber bei aller handgreiflich nackten Nützlichkeit, vergisst Eberlin nicht das Angenehme und Schöne, das was zur geistigen und leiblichen Erholung dient. Während bei Privatwohnungen einzig und allein gesundheitliche Rücksichten ausschlaggebend sein sollen, ja der Aufwand strafbar ist, dürfen öffentliche Gebäude kostbar mit „Kunst und Luxus" versehen sein.

An den Feiertagen soll der Nachmittag öffentlichen Spaziergängen, Volksfesten und Volksbelustigungen gewidmet sein.

In der Judenfrage, die zu allen nationalbewegten Zeiten in Deutschland in dem sozialen Programm erscheint, nimmt der christlich gesinnte Volksfreund einen gemässigten, aber entschiedenen Standpunkt ein. Seine Ansicht ist: Man soll die Juden, „sofern sie nicht Gesetz und Glauben schmähen, freundlich behandeln, aber in bürgerlichen Ehren und Ämtern nicht zulassen". Diese treffende Auffassung gilt auch heute noch. — In Sachen der Rechtspflege zeigt sich Eberlin gleich Hutten und Luther (die beide ursprünglich für den juristischen Stand bestimmt waren) als ein ausgesprochener Gegner des römischen Rechtes. Eberlin bekämpft, wie alle Männer der nationalen Bewegung, den gesetzlichen Formelkram, die schleppende Prozessführung, den Doktrinarismus und den Buchstabenglauben der Juristerei. In der Rechtspflege herrsche Mündlichkeit des Verfahrens; das deutsche Herkommen entscheide mehr als die römische Doktrin. Es soll sein wie es nach alten Historien war: „Wenig Gesetz und viel Glaube." Wie man in unseren Tagen oft die Rede hört, jeder müsse — cum grano salis — sein eigner Arzt sein, so soll nach Eberlin jeder sein bester Jurist sein. Alles in allem hat Eberlin die Fragen und Beschwerden, welche damals die Luft erfüllten, bei vereinzelten Unklarheiten und trotz manch verfrühter Forderung dennoch entschieden und massvoll erörtert. Der Volksprediger bewies in vorbildlicher Weise sein Herz und Verständnis fürs

Volkswohl. Nicht wenige seiner Programmpunkte atmen, ihres geschichtlichen Gewandes entkleidet, durchaus modernen Geist. wer wollte leugnen, dass sich schon in Eberlins Erstlingsschrift, auch nur keimartig und in unfertigen Anfängen, das findet, wa gegenwärtig als das „Berechtigte in der Sozialdemokratie", „chri Staatsidee", „soziales Königtum" zu bezeichnen pflegt?

Drei Jahre später, als die Flammen des Bauernkrieges an aufzulodern, sehen wir Eberlin in Erfurt auf der Höhe der Z Kampfe gegen die humanistischen Freigeister und die revoluti Bauern.

Erfurt, gleichsam Luthers geistiger Geburtsort, erschloss frü Thore der neuen Lehre. Es waren besonders die gelehrten G die Häupter des jüngeren Humanismus, welche vor Luther „dem der Morgenröte" ihre Fahnen neigten. Allein Luthers Predigte Thaten hatten ganz andere Voraussetzungen, als die Anschauung Humanisten waren. Die letzteren hörten aus Luthers Worten n Ruf heraus: „Kampf gegen Rom!" Das war ja allerdings eine in Luthers Wirken; was ihn jedoch zum Reformator machte, wa die negative Kritik, sondern die religiöse Tiefe, der positive I des Glaubens. Aber dies war nicht der Humanisten Sache, ihrer Bewunderung für Luther, trotz vorübergehender Anbequ an biblische Ausdrucksweise. Der Erfurter Humanismus woll Schäden mit Feuer und Schwert austilgen. Die Wittenberger Refor war anders geartet. Sie wollte durch ein erneutes persönliche halten die Verhältnisse von innen heraus heilen und umgestalten humanistischen Umsturzgedanken wurden populär, als sie äus unter das Banner der „evangelischen Freiheit" traten.

Wander- und Reiseprediger läuteten die Sturmglocken in und Land. Namentlich war Erfurt und Thüringen ein Haupttu platz der fahrenden Prädikanten. Die Letzteren sind wie die schriften eine Eigenart des Jahrhunderts. Oft sind Prädikanter Flugschriftenschreiber (wie Eberlin und Gengenbach). Die Flugsc enthalten Predigten, Aufrufe, Ansprachen. Was von der volkstüm Flugschriftengattung gesagt werden kann, gilt im grossen, allge auch von den Prädikanten. Unter ihnen gab es zwei Richt eine reformatorisch-konservative und eine demagogisch-humani revolutionäre. Männer wie Eberlin und Johannes Lange repräse die edlere Richtung. Von glühender Begeisterung für den Glauben, von einem herzlichen Erbarmen über des Volkes hi schreiende Not ergriffen, warfen manche mit tragischem Held ihre ganze Persönlichkeit in den Kampf um Erneuerung. F

diejenigen Prädikanten, welche Thomas Münzer zu ihrem Herrn und Meister wählten, waren nicht frei von abenteuerlichen Neigungen und radikalen Anwandlungen.

Die Humanisten hatten Sturm gesät, die Demagogen unter jenen Prädikanten, unter denen sich neben hochherzig gesinnten Männern auch viele sog. „katilinarische Existenzen" fanden, bereiteten die Ernte vor — den revolutionären Orkan. Namentlich war Thüringen ihrem Treiben ausgesetzt. Da sollte Eberlin in Erfurt thun, was Luther in ähnlicher Lage bereits in Wittenberg gethan hatte; nämlich der evangelischen Wahrheit und dem sozialen Gedanken im Kampfe gegen schwarmgeistige Willkür und sozialistischen Umsturz zum Siege verhelfen. Eberlin ging vermutlich im Auftrage Luthers 1524 nach Erfurt und sein dortiges Wirken ist ein schlagender Beweis dafür, dass die reformatorische Denkweise — trotz der gegenteiligen Behauptung von Jesuiten und Sozialdemokraten — gegen den Umsturz gerade so gekämpft hat, wie gegen das Papsttum, welches von lange her die Zündstoffe aufgehäuft hatte.

Unerschrocken beginnt nun Eberlin den Kampf gegen alle Massloſigkeiten von rechts und links. Als Christlich-sozialer hat er es mit den demagogischen Sozialisten, als „Bibelgläubiger" mit den humanistischen Freigeistern zu thun. Den „Herrn" wie dem „grossen Haufen" sagt der Volksprediger die Wahrheit; er ermahnt beide Parteien zu treuester Pflichterfüllung. Ganz im Sinne Luthers treibt er christlichen Sozialismus. Er macht nicht, wie es die ungeschichtliche Einseitigkeit der Schwarmgeister gethan, aus den Geboten des Alten Testaments ohne weiteres ein neues Gesetz; vielmehr bringt er allen Schichten und Ständen die Ideen, den sozialversöhnenden Geist des Neuen Testamentes zum Bewusstsein. Er gemahnt das Volk zur Unterthanentreue, die Oberen an die Pflichten der Bruderliebe. Die alten Ordnungen brachen zusammen; aber ihre Trümmer sollten nicht die christliche Liebesthätigkeit begraben. Mit der Empfehlung der Krankenpflege und Armenversorgung verpflanzt Eberlin das charitative Leben aus dem unfruchtbar gewordenen Boden der alten kirchlichen Werkthätigkeit in den Pflichtenkreis des staatlichen bezw. städtischen Gemeinwesens. So erwärmt Eberlin den öffentlichen Rechtsgedanken mit den Aufgaben christlicher Barmherzigkeit.

Der Volksprediger reichte mit den Verpflichtungen und Segnungen der heiligen Schrift zunächst an den Urquell der sozialen Frage aller Zeiten und Völker — an die Persönlichkeit. Wenn aber nun das Evangelium grundsätzlich für alle einzelnen verbindlich ist, so darf sein Geist nicht aus dem Volksganzen, dem erweiterten Individuum,

verdrängt werden. Von diesem Standpunkt aus tritt er u. a. (Kommunismus, dem öffentlichen Luxus, der unsittlichen Bücher breitung entgegen.

Bei dem harten sklavischen Druck, unter welchem das gem Volk seufzte, konnte die evangelische Lehre von der sittlichen Frei und von der vor Gott geltenden persönlichen Gleichheit einer n verständlichen kommunistischen Auffassung begegnen. Es tr besonders unter der bereits geschilderten Art von Prädikanten L auf, „welche im Evangelium suchten, was sie nicht suchen sollt Weil „wir alle gleich mit dem Blute Christi erlöst und eines Va Kinder seien", meinten sie, „dass hinfüro kein Ungleicher in Gü kein Armer, kein Reicher mehr sein solle. Kurz — dass es zu auf Erden, wie wir Deutsche vom Schlaraffenland, die Poeten von Inseln der Seligen und die Juden von ihren Messiaszeiten dichtet Diesen sozialistischen Irrtum widerlegt Eberlin, der Mann aus Schule reformatorischer Wahrheit und praktischer Lebenserfahrung, Gründen, die auch heute noch unter gleichen Bedingungen ihre Bev kraft behaupten: „Diejenigen, welche alle Dinge wollen gemein gleich machen, haben keinen Verstand. Sie sind Träumer und Schwär denn keine Gleichheit möchte einen Tag bestehen. Denn ob man Güter auf Erden gleich machte, so liessen es die Buhler, Pra Spieler nit lang gleich bleiben; brächten um ihren Teil, danach wo sie mehr teilen. Das wollten dann die vorigen Teiler nit leiden u. s.

Für den Geist einer Zeit und eines Volkes ist die Bücher breitung von grosser Bedeutung. Eberlin wendet auch dieser sozi Erscheinung seine Aufmerksamkeit zu. Seine Meinung ist es, dass zu viel Bücher geschrieben werden. Er erneuert die alte Klage Überproduktion, welche schon im Alten Testament der Prediger den Worten ausspricht: „Des Bücherschreibens ist kein Ende." das Schlimmste dünkt Eberlin, dass viele Sachen verlegt und verbr werden, nur des äusseren Gewinnes willen, ganz unbekümmert, dadurch sittlicher Nutzen oder Schaden erwächst. „Siehe zu, unbedacht fallen die Drucker auf die Bücher, ohngeachtet, ob ein l böse oder gut sei, ziemlich oder ärgerlich. Sie nehmen an Sch bücher und was ihnen vor die Hand kommt und zuträglich dem Sä erscheint; dadurch den Lesern Geld geraubt, Sinn und Herz verwi wird, und viel Zeit verloren geht." In seiner Kritik gegen Buchdru und „Buchführer" (Kolporteure) stellt Eberlin den Verleger um klinge Profit mit dem „Bauchprediger" auf eine Stufe: „Wie wenig Gott (Gewinnpredigers verschont, also wenig wird er des Gewinndruc verschonen."

So hat Eberlin ohne viel Gelehrsamkeit und Methode, aber mit gesundem Sinn und christlich-patriotischem Herzen die Zustände im Volksleben und Gemeinwesen beurteilt. Immer war er darauf bedacht, dass durch eine erneute evangelisch-nationale Lebenskraft eine soziale Reform auf friedlichem Wege durchgeführt werde, und dass sich auch „äusseres Regiment nach dem innern richte". Modern geredet: Eberlins Ideal war kein politisches Christentum, aber eine von nationalen Gesichtspunkten beherrschte christliche Sozialpolitik. Hätten die geistlichen und weltlichen Machthaber rechtzeitig auf Luthers und Eberlins Mahnungen gehört, so wäre sicherlich jene soziale Revolution vermieden worden, welche so manche edlen Keime und Hoffnungen der Reformation in ein blutiges Grab gebettet hat.

Gekrönt wurde Eberlins christlich-soziale Agitation zu Erfurt durch ein Ereignis, welches für die Beurteilung seiner Persönlichkeit ausschlaggebend genannt werden muss. Es war im Frühjahr 1525. Vom Bodensee bis zur Saale war alles Land und Volk in drohender Gärung. Die Wogen der Empörung türmten sich um Erfurt. Eines Tages erscheinen 4000 bewaffnete Aufständische vor der Stadt. Der grosse Haufen in Erfurt macht mit den Empörern gemeinsame Sache. Der Rat ist in der grössten Bestürzung. Man ruft Eberlin „den schwäbischen Prädikanten" um Vermittlung an. Er möge „als ein Biedermann" der Stadt helfen. Eberlin versprach ohne Bedenken und Bedingung, „Leib und Leben daran zu setzen, dass Frieden werde". Eberlin erzählt sein Auftreten in dem kritischen Moment mit unnachahmlicher dramatischer Lebendigkeit.

„Ich sagte zum Volk: ich wäre da als ein Freund; sie sollten mich unter den Haufen lassen. Da kam ich mit den Herren (vom Rat) auf ein Mäuerlein. Ich schrie dem Volk zu: Hielten sie mich für einen Freund, so sollten sie in Frieden mich hören. Dann sagte ich:

Lieben Freunde! Ihr wisst, wie ich euch ein ganzes Jahr das Evangelium gepredigt, euch zu Geduld, zu Gehorsam und Frieden ermahnt habe und euer viel haben meine Lehre für gut gehalten und gelobet . . . Wollt ihr nit abstehen, ihr werdet euch selbst in Angst und in Not bringen vor Gott und der Welt. O lieben Freunde, bedenkt euch eines Besseren! Folget mir, habt ihr mich doch allweg getreu erfunden in euren Nöten; ich will euch auch fürohin alleweg treu sein. . . . Seid ihr meine Freunde und gefällt euch meine Lehre, so gebt mir das zum Zeichen: nämlich legt euer Fähnlein nieder. Bald legten sie es nieder. Da fasste ich ein Herz und sagte: So kniet nieder und betet um Gnade. Das thaten sie. . . . Da ich aus-

geredet, sagte ich: Lieben Freunde, bei meiner Lehre will ich sterbe (mit Gottes Hilfe) am Kreuze des Gehorsams und der Geduld gege die Obrigkeit. Welcher es mit mir will halten, der hebe einen Finge auf. Alles versammelte Volk hob den Finger auf und rief: Wir auch wir auch!"

Grossartig war die Wirkung von Eberlins Rede an das Vol Das klug-besonnene und religiös-beherzte Auftreten hatte ein allgemein Blutvergiessen verhütet. Wenn auch Eberlin nicht hindern konnt dass die Aufständischen, durch Rädelsführer („Erzbuben") ohn' Unte lass aufgestachelt, erzbischöfliche Gebäude demolierten, so „gesch doch keinem Bürger ein Leid". Eberlin beschränkte sich nicht a die blosse Abmahnung vor Greuelthaten, er verwandte sich auch, inde er seine volkstümliche Beliebtheit aufs Spiel setzte, zu Gunsten d Klosterleute, denen die Empörer mit gewaltsamer Vertreibung drohte

Eberlins Selbstaufzeichnung macht allen Anspruch auf geschich liche Wahrheit. Den Schein absichtlicher Fälschung zerreisst der Ve fasser selbst mit den Worten: „Niemand mag obgemeldeten Histori widersprechen. Alles ist so offenbarlich, dass viel tauser wissen davon zu sagen." Auch andere historische Dokumen bestätigen Eberlins Angaben.

Der ganze Vorfall zeigt uns die Gemüter beherrschende Mac die packende Persönlichkeit des sozialen Volksfreundes.

In seinen religiösen, patriotischen und sozialen Ideen ist Eberl nicht immer schöpferisch; viele seiner Ansichten waren damals gleichsa Gemeingut der nationalen und reformatorischen Geister. Aber d guten Gedanken als solche machen noch nicht den Wert einer Persö lichkeit aus. Auf die Verwirklichung und Bewährung kommt es a Und darin liegt die Grösse Eberlins.

Mit unverzagter Begeisterung und nüchterner Entschlossenheit h er, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz mutig und männlich sein evangelische und vaterländische Gesinnung bewahrheitet. Wie klei erscheinen ihm gegenüber Männer vom Schlage eines Erasmus, Reuchlin Pirkheimer, und viele andere Humanisten, welche in begeisterten Schwung und glänzenden Worten antirömischen Anschauungen huldigten aber kläglich zurückgingen, wenn es sich um konsequente That un Bekenntnis handelte. Die Selbstlosigkeit in Eberlins Verhalten un Liebe zum Volk wird noch durch die Erwähnung folgender Umstän ausser allen Zweifel gestellt. Der Rat zu Erfurt hatte bisher Eberlin Wirken in der Stadt keineswegs begünstigt. Die Stadtväter zögerte dem „groben Schwaben", der auch den „grossen Hansen" furchtlos un treu die Wahrheit zu sagen verstand, ihr rückhaltloses Vertrauen z

schenken. Als nun der Rat Eberlins erfolgreiches Eingreifen in die gefahrdrohende Bewegung mit reichen Pfründen und angesehener Stellung vergüten wollte, lehnte der uneigennützige Volksmann ab. Er verliess vielmehr, da er auf eine feste Anstellung und Belohnung verzichtete, die Stadt. Er war unersetzlich. Nach seinem Scheiden brach der wilde Strom des Aufstandes herein.

Eberlins Erfolge gewinnen an Grösse, wenn man bedenkt, dass er fortwährend mit Vorurteilen und Verleumdungen im eigenen Lager zu kämpfen hatte. „Etliche Prediger hinderten ihn, wo sie konnten.“ Aber der furchtlose Agitator liess sich durch keine Jammerseligkeit verbittern; seine herrliche Losung war und blieb: „Hindurch mit Freuden!“

VIII.

Praktische Reformbestrebungen in England auf humaner und christlicher Grundlage.

1. Innere und äussere Voraussetzungen.

Das glänzende und erfolgreiche Auftreten des christlichen Sozialismus jenseits des Kanals hat zur inneren Bedingung eine bestimmte Geistesrichtung, zur äusseren Voraussetzung die eigenartige Wirtschaftsentwickelung. Während die Erscheinungsformen ein zeitalterliches Gepräge haben, ruhen die schöpferischen Triebkräfte der ganzen Bewegung im reformatorischen Geistesboden. Oder dürfen die neuzeitlichen christlich-sozialen Bestrebungen nicht als eine notwendige Weiterentwickelung, als eine folgerichtige Ausbildung jener sozial gearteten Grundauffassungen gelten, welche im eigentlichen Reformationszeitalter nicht zum ungehemmten Durchbruch gelangten? Wenn gegenwärtig in England, wie nirgend wo anders, der soziale Gedanke ein geistiges Gemeingut geworden, wenn im gelobten Heimatlande des manchesterlichen Individualismus dem sozialen Gedanken praktische Thaten gefolgt sind, und die sozialen Arbeiterbewegungen nur selten und vorübergehend einen vaterlandsfeindlichen, irreligiösen und revolutionären Anstrich genommen haben — woran liegt das? Manche führen den nüchternen Sinn der Engländer an, die den unfruchtbaren Theorien abgekehrte und dem energischen Handeln zugewandte Volksnatur. Aber dieser Hinweis reicht nicht aus. Auffällig ist, dass gerade in dem „praktischen“ England bei Beginn der Reformation eine Schrift erschien, deren Titel „Utopia“ allen unpraktischen Schilderungen von Staats- und Gesellschaftsidealen, der ganzen „utopistischen“ Schriftstellerei, den Namen gegeben. Nein, nicht der nüchterne Sinn („sober taste“), sondern die religiöse Grundlage des ganzen Volkslebens hat in diesem Jahrhundert eine christlich-soziale Denk- und Handlungsweise grossartigen Stiles ermöglicht. Um zu verstehen, dass in Frankreich ein

ahrhundert nach der grossen „völkerbefreienden Revolution“ die allerrgste Bourgeoisiewirtschaft in engster Verbindung mit skandalösen rscheinungen sittlicher Zerrüttung herrscht, während in England auf em Boden politischer und wirtschaftlicher Freiheit ein Geist sittlich-ozialer Ordnung erwachsen ist, erscheint es nicht unangebracht, an olgende Thatsache zu erinnern. Zur Zeit, da in Frankreich Rousseau ein religionsloses Naturevangelium verkündigte, beeiferte sich in England ohn Wesley das Evangelium Christi mit grosser Energie in die Virklichkeit zu übertragen. Als sich die gebildeten Kreise Frankeichs an dem „Esprit“ des Voltairianismus berauschten, rang sich in ngland der Methodismus als ein das Volksleben umgestaltendes Prinzip iegreich hindurch. Auch England hatte seine grosse Revolution; aber er Geist, der Cromwells „gottselige Dragoner“ beseelte, war doch twas anderes als der Fanatismus der französischen Sansculotten aus larats Schule. Während einst die religiöse Reformation in Frankreich n Blutströmen gewaltsam erstickt wurde, erlebte England im Puritanismus es siebzehnten und im Methodismus des achtzehnten Jahrhunderts wei Nachreformationen, welche das Werk des sechzehnten Jahrhunderts rgänzten und vertieften. Diese religiösen Bewegungen lieferten für as neunzehnte Jahrhundert die geistige Grundlage, die innere Vorausetzung zu einer wirtschaftlichen, sittlichen Sozialreform. Aber innere ebenskräfte bedürfen zu ihrem äusseren Hervortreten und Wirken usserer Anlässe. Es ist eine Erfahrung, die man oft falsch ausgelegt at, dass im öffentlichen Volksleben die inneren Segensmächte des hristentums nur durch äussere Umstände, die oft nichts weniger als hristlich sind, zur Geltung gelangen. Erst in der Nacht des Irrtums nd der Not fangen die Gottessterne des Christentums an zu leuchten. ber die Nacht hat keinen Anteil, kein Verdienst an den Sternen; ie ist nicht deren Schöpferin; sie bietet wohl die Möglichkeit des euchtens, aber nicht die Leuchtkraft. Äusserliche Erscheinungsedingungen sind niemals innere Lebenskräfte. Das übersieht man ur zu oft, wenn man von den angeblichen „Verdiensten“ der hristusfeindlichen Richtungen für den Durchbruch der christlichen ahrheit redet. Es geht da ohne einseitige Überschätzung selten b. Wohl können einzelne Streiter für Gottes Sache in den Reihen er Gottesfeinde kämpfen; was sie aber für die Religion thun, eschieht gegen ihren Willen, kann also nicht Gegenstand eines sittchen Verdienstes sein. Der Geist, der das Böse will, kann in Wirkchkeit doch nie das Gute „schaffen“; er kann vielmehr nur die enschlichen Vertreter des Guten zur prüfenden Selbstbesinnung und ir Bethätigung der in ihnen „ruhenden“ (quiescierenden) Gedanken

antreiben. So ist es, um auf unsern Fall zurückzukommen, eine verkehrte Geschichtsbeurteilung, wenn man es so darstellt, als hätten die modernen Notstände gleichsam erst die christlich-sozialen Gedanken erzeugt. Nein, der Lebensquell ruht im Fels der Reformation, aber die Hammerschläge äusserer Not haben den Fels gespalten, dass der verborgene Quell in reichem Strahl hervorquillt. Und die moderne Industrieentwickelung im Bunde mit einer kirchlichen und moralischen Entartung war namentlich in England dazu angethan, die ernsten Geister zu dem sittlich-sozialen Gesundbrunnen der Religion und Moral zurückzuführen.

In keinem der westeuropäischen Kulturländer hat sich nämlich so früh und durchgreifend die durch den neuzeitlichen Maschinenbetrieb verursachte wirtschaftliche und soziale Umwälzung vollzogen als in England. Während es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auf dem Festlande Fragen mehr politisch-nationaler Natur waren, welche das öffentliche Volksleben bewegten, sehen wir, dass zu jener Zeit jenseits des Kanals wirtschaftliche Kämpfe, soziale Aufgaben sich in den Vordergrund drängten. Eine wilde Gärung erfüllte die Volksseele. Ein Riss ging durch die Nation. Auf der einen Seite: fieberhafte Genuss- und Geldsucht, auf der anderen: Hass und Groll. Die schnell reich gewordenen Unternehmer hatten nur ein Bestreben, ihre Reichtümer ins Masslose zu vermehren oder in Luxus zu verschleudern, während die Massen der Proletarier sich zu unmenschlichen Arbeitsbedingungen verurteilt sahen. Wie der Maschinenbetrieb einzelne rasch zu Kapital und Ansehen gebracht, so hatte er naturgemäss — und das ist die traurige Kehrseite — zahllose Kleinbesitzer und Handwerker zu besitzlosen, unfreien Arbeitssklaven, zu Handlangern der Maschine herabgedrückt. Der durch den maschinellen Grossbetrieb bewirkte Aufschwung glich in England mehr denn anderwärts einem Keil, der, wie Henry George sich ausdrückt, nicht unter die Nation, sondern zwischen die Nation getrieben, einige Tausende in schwindelhafte Höhe emporhob, um Millionen anderer in die Tiefe des Elendes hinabzuschleudern. Eine solche Zeit jähen Übergangs stellt die entscheidungsvollsten sozialen Aufgaben, deren glückliche Lösung ein Geschlecht fordert, welches volkswirtschaftliche Weisheit und christliche Liebe besitzt. Aber gerade daran fehlte es dem England des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts. Die massgebenden Gesellschaftskreise verstanden nicht die Zeichen der Zeit. Der vornehme Landadel lebte meist herrlich und in Freuden. Die wohlwollende Fürsorge einzelner Gutsherren konnte keinen Ausgleich bieten für die Versäumnisse des ganzen Standes, dessen Interesse Jagdhunde und

Rennpferde vor allem in Anspruch nahmen. Die geldprotzigen Emporkömmlinge unter den Grossindustriellen hatten vollends kein Verständnis für die Verantwortung, welche mit jedem Besitz und Kapital verbunden ist. Ihnen waren die Arbeiter weiter nichts, als lebendiges Arbeitsgerät. An eine Fürsorge für deren geistiges und sittliches Wohl dachten sie nicht. Und die Fabrikarbeiter selbst? Man sagt: Not lehrt beten. Ja, die Not kann fromm machen, aber sie kann auch verbittern. Wenn das Laster zur Not führt, so bahnt umgekehrt nicht selten ein Übermass von wirtschaftlichem Druck und schlechter Behandlung der Sünde den Weg. Wo man Reformen versäumt, erhebt die Revolution ihr Haupt. Im Jahre 1837 bildete sich die sogenannte Chartistenpartei; die „charta", d. h. das offizielle Manifest, welches der Arbeiterbewegung den Namen gab, enthielt neben begründeten Forderungen auch solche Forderungen, welche über das gesunde Reformbedürfnis weit hinausgingen. Die allgemeine Gärung loderte wiederholt in Flammen auf. So kam es 1839 in Birmingham zu einer blutigen Revolte; 1842 ergriff in der sog. Kesselverschwörung eine wilde Zerstörungssucht namentlich solche Arbeiter, welche durch die Konkurrenz der beim Maschinenbetrieb leicht zu verwendenden Frauen und Kinder brotlos geworden waren und die in ihrem Grimm die Maschinen in Klumpen zusammenhauen wollten. Als in den vierziger Jahren der Zündstoff in den festländischen Staaten sich entlud, da zuckten auch revolutionäre Blitze durch England. Das Inselreich drohte im Meer der Revolution zu versinken. Wenn es nun anders kam, wenn die Wogen der Anarchie sich verliefen und aus dem wilden Streit geklärte Forderungen und praktische Organisationen emporstiegen, so war das nicht die Folge von Lord Wellingtons militärischem Dreinschlagen, sondern es war vor allem die Wirkung, welche vom Aufwachen der sittlichen und christlich-sozialen Weltauffassung ausging.

2. Die christlich-sozialen Vorkämpfer und ihre Grundgedanken.

Der Mann, welcher wie kein zweiter durch ein Zurückgehen auf die sittliche Weltanschauung der Reformation, für den geistigen Umschwung kämpfte und mit Recht als der Bahnbrecher der humanen und christlich-sozialen Reformbestrebungen bezeichnet wird, heisst Thomas Carlyle (geb. 1795, gest. 1881). Er war ein Schriftsteller, der seine Aufgabe, die Zeitgenossen aus dem Schlaf der Gleichgiltigkeit aufzuwecken und für das Grosse zu begeistern, mit seltener Hingabe erfasst hatte. Ausgerüstet mit einem freien Geist ohne Freigeist

zu sein, in den Wissenschaften erfahren ohne einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit zu huldigen, vor allem beseelt vom Odem christlicher Moral, behandelte er in Reden und Schriften das gewaltige Thema von der Notwendigkeit der inneren Umkehr als Voraussetzung zur Heilung äusserer Zustände. Er predigte nicht wie mancher Pastor, der's bloss aus Amtspflicht und nach Zunftregeln thut; er predigte nach Art eines gottberufenen Propheten, getrieben von Eingebungen, die einer höheren Welt entstammen. Carlyle war, wie es Goethe in seiner feinen Menschenkenntnis mit einem vielsagenden Wort ausgedrückt hat: „eine moralische Macht". Und wenn die Denkformen seiner Moral auch vorwiegend in der Schule Kantischer Philosophie sich gebildet hatten, Carlyles moralische Lebenskraft war doch am Baum der christlichen Religion erwachsen. Aus Schottland stammend, dieser „Heimat der Stärke und Edelsinnes Hort", über dessen Bergen Cromwells Stern aufgegangen, dessen Ebene das Blut religiöser Märtyrer getrunken, hat Carlyle im Elternhaus die erzieherische Einwirkung des Glaubens erfahren. Und die Eindrücke presbyterianischer Frömmigkeit hat kein Sturm und Zweifel je seinem Herzen entrissen, sie sind ihm auch auf den steilen Wegen des Denkens gefolgt; ähnlich wie der grosse Philosoph von Königsberg niemals die moralischen Nachwirkungen einer pietistischen Jugenderziehung verleugnet oder wie die warme Innigkeit der Herrnhuter das Gemüt des edlen Schleiermacher nie verlassen hat.

Da nun alle die Reformbestrebungen, wie sie bald im englischen Parlament und an den Universitäten, in öffentlichen und privaten Einrichtungen, in den Predigten der Kirche und in den Handbüchern der Nationalökonomie, theoretisch und agitatorisch ihre Pflege und Ausgestaltung erfuhren, mehr oder minder auf den genannten Herold der christlich-sozialen Geistesrichtung zurückgehen, so lohnt es sich zunächst, in der Kürze Carlyles Hauptgedanken vorzuführen.

Das Grundübel, so urteilt der soziale Kritiker, ist überall die gewissenlose, genusssüchtige Selbstsucht. Von den kurzsichtigen Geld- und Weltmenschen als die höchste Klugheit gefeiert, bedeutet die Selbstsucht thatsächlich die grösste Thorheit. Sie ist wie die Schwindsucht eine tötliche, ja eine selbstmörderische Erscheinung. Die Selbstsucht stirbt an ihren eigenen Folgen, sie wird gestraft von ihren eigenen Kindern. Denn die Dämonen des Umsturzes entstammen immer demselben selbstsüchtigen Geist, welcher die Begüterten, die satten und gewissenlosen Existenzen durchdringt. Die Revolution ist das Volksgericht für die Volkssünde. Mit Gewalt kann man den revolutionären Geist nicht bannen. „Vor dem Donner Gottes verstummt armseliger Geschützdonner." Mit Blut und Eisen kann man nicht

sozial reformieren. „Die wirkliche Heilung muss im Herzen beginnen." Die Herzenserneuerung vollzieht sich nur dann, wenn über den individuellen Eigennutz die soziale Liebe siegt. Den hingebenden Gemeinsinn, welchen Thomas Carlyle dem Egoismus entgegensetzt, nennt er „Altruismus". Aber eine ungeheuchelte Nächstenliebe ist nicht denkbar ohne Gottesglaube. Nur wenn der Mensch „im Jenseits fusst", wird er ein würdiges Lebensziel im Diesseits haben, welches nicht in tierischer Arbeit oder tierischem Genuss aufgeht. Hat der glaubenslose Egoismus etwas Zerstörendes, so liegt im liebeerfüllten Glauben die schöpferische Macht des Aufbauens.*) Ohne Glaube ist die Seele flügellahm und kriechen des Menschen Gedanken im Staube. Der Glaube verleiht auch der Arbeit ihre Würde; denn er verbindet sie mit dem Gebet. Beten und arbeiten sind gleichsam die beiden Herzkammern jedes gottebenbildlichen Wesens. Die Arbeit ist kein Durchgang zum Genuss, auch keine Last, kein Fluch, sondern eine Pflicht, ein Beruf und ein Segen für jeden Menschen. Darum gebührt auch jedem echten Arbeiter, gleichviel ob er mit der Hand das tägliche Brot oder mit dem Kopf das geistige Brot des Lebens erwirbt, Achtung. („Sartor Resartus" S. 175 ff.): „Ehrwürdig ist mir die harte, rauhe Hand, worin nichtsdestoweniger eine unauslöschliche königliche Majestät liegt, denn sie führt das Scepter dieses Planeten." „Einen zweiten Mann ehre ich noch höher, den, welcher für das geistig Unentbehrliche arbeitet, nicht für das tägliche Brot, sondern für das Brot des Lebens." Wenn nur der Arme und Bescheidene arbeitet, damit wir Nahrung haben, muss dann nicht der Hohe und Stolzbegeisterte für ihn wieder arbeiten, damit er Licht, Leitung, Freiheit und Unsterblichkeit habe?" Mit dieser Achtung aber lässt sich nicht vereinigen, weder der Stolz des Reichen gegen den Armen noch auch Arbeitsbedingungen, welche die Menschenwürde vernichten, indem sie eine physische und moralische Entwickelung gar nicht oder nur mangelhaft gestatten.

Wenn Carlyle die Religion „die Lebensessenz der Gesellschaft" nennt, so folgt für ihn daraus, dass die bewusste Verachtung des Religiösen den sozialen Zusammenbruch herbeiführt. „Die Armen gehen wie vernachlässigtes gestürztes Zugvieh vor Hunger und Überarbeitung zu Grunde und die Reichen auf noch kläglichere Weise durch Müssig-

*) Carlyle, der Schüler Goethes, wiederholt seines Meisters bekannten Ausspruch, dass die Zeiten des Glaubens immer die Zeiten des Aufschwungs, die des Unglaubens immer Zeiten des Niederganges seien, fast wörtlich, wenn er On Heroes Lecture IV) sagt: „Whole ages, what we call ages of Faith, are original." Und wie die Zeiten so die Männer. Die originalen Geister sind läubige Gemüter. „The believing man is the original man."

gang und Übersättigung (S. 185)." Soll die Welt nicht ausein fallen, so darf die Kirche nicht länger in sprachloser Träghei harren und der Staat darf sich nicht darauf beschränken, ein P bureau zu sein. Das christliche Pflichtbewusstsein muss den s Glückswahn zerreissen, und die Liebe zum Nächsten wird da geborstene Welt wieder zusammenkitten und über die bodenlose gründe goldene Brücken bauen.

Die Art und Weise, in welcher Carlyle diese und ähnliche g legende Ansichten in seinen epochemachenden Schriften („ Resartus", „Past and Present", „On Heroes") vorträgt, ist oft weniger als leicht und durchsichtig. Man hat seine stellenweis sc verständliche Schreibweise mit einem „babylonischen Dialekt" glichen. Hinderte die schwierige und gelehrte, die aristokratisch feingeistige Art, dass Carlyle unmittelbar auf die Volksmassen wirk war sein Einfluss um so grösser auf die Gebildeten unter den ange Zeitgenossen und namentlich auf wohlgesinnte geistreiche Volksfr

So war es vor allem der Pfarrer von Eversley und Domhe London Charles Kingsley (1819—1875), welcher die chri sozialen Anschauungen durch Flugschriften und Reden in die M durch sittengeschichtliche Romane in die gebildeten Kreise l trug. Kingsley, ebenso fromm als geistesgewandt und frei geisselte scharf und rückhaltlos die Versäumnisse, denen sich die Kirche und die Begüterten und Hohen hatten zu schulden ko lassen. Aber mit derselben Entschiedenheit, mit welcher e Berechtigte in den Arbeiterforderungen vertrat, bekämpfte e Chartisten, die politischen Schwarmgeister der vierziger Jahre. Schlagworte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nur im Christentum ihre volle Klarheit und sozialversöhnende Wi Dies Thema erörterte er in mannigfachen Variationen. An der von Kingsley kämpften andere Prediger, Juristen und Professore Thomas Hughes, Macolm Ludlow. Während Charles Ki persönlich und agitatorisch in die Bewegung eingriff und den r tionären Geistesstrom mit Erfolg klärte und in gesetzliche B leitete, war es der Londoner Professor der Theologie Fré Denison Maurice, welcher in einem 1850 erschienenen politischen Traktat betitelt: „Christian sozialism" in Form eines gespräches eine packende Darstellung des christlichen Sozialismu Die für die Reformbestrebungen bedeutsame Schrift hat im w lichen folgenden Inhalt:

„Ein wahrer Sozialismus," so beginnt Maurice, „ist das Er eines gesunden Christentums." Was ist Sozialismus? Sozialiste

alle, welche dem Konkurrenzprinzip mit dem Losungswort: „Kooperation“ entgegentreten. „Jeder, der das Prinzip des gemeinnützigen Zusammenwirkens für eine wahrere und gerechtere Grundlage der Gesellschaft ansieht als das Prinzip des von Eigennutz erregten Wettkampfes, wodurch die Welt zu einem grossen Schlachtfelde wird, hat ein Recht auf die Ehre oder Schmach des Namens „Sozialist“. Sozialismus gab es zu verschiedenen Zeiten. Aber seine Anhänger, namentlich in Frankreich mit ihrer Hinneigung zum Kommunismus, befanden sich im Irrtum in Bezug auf die Mittel zur Verwirklichung der an sich gerechten Gedanken. Der verhängnisvolle Grundfehler aller unchristlichen Sozialisten war und ist, dass sie das persönliche Glück und Unglück eines Menschen ausschliesslich von den äusseren Umständen abhängig sein lassen. Dieser Anbetung der äusseren Verhältnisse („worship of circumstances“) gegenüber sagt das Christentum, dass der Mensch mehr sei als ein blosses Produkt der äusseren Zustände. Die bisherigen Sozialisten haben eben keine bleibenden Erfolge errungen, weil sie dem verderblichen Einfluss der äusseren Erwerbsordnung ausschliesslich durch äussere Organisationen begegneten. Dieser falsche Sozialismus wird durch den Hinzutritt des gesunden Christentums ein „wahrer“. Das Christentum mit seiner selbstsuchtlosen Bruderliebe giebt dem sozialen Wirtschaftsprinzip die Kraft, die Wunden der zügellosen Konkurrenz zu heilen und den Eigennutz durch Gemeinsinn dauernd unschädlich zu machen. Aber hier erhebt sich der Einwurf: Warum hat das Christentum in 1800 Jahren diese Wirkung nicht gehabt? Soll man annehmen, dass es bisher immer krank gewesen und erst durch die englischen Sozialisten „gesund“ gemacht worden sei? Nein, das Christentum hat in der Vergangenheit seine Macht schon bewiesen. Ohne die von der Kirche immer und immer wieder hervorgebrachten gesunden Geistes- und Segensströme wäre die Gesellschaft an den Folgen des egoistischen Wirtschaftsprinzipes schon hundertmal völlig zu Grunde gegangen. Das Christentum hat diesen Verfall wiederholt verhindert und indirekt stets einen sozialen Einfluss ausgeübt. Zu allen Zeiten haben einzelne Gläubige und Gemeinschaften den Frieden ihrer Seelen in der Geistesverbindung mit Christus gefunden. Wo die Kirche ihre Aufgaben nicht gänzlich vergessen, hat sie nie das Flehen der Armen überhört. Aber was früher vereinzelt, indirekt, latent war, das muss jetzt als eine bewusste, weltgestaltende, aktuelle Geistesmacht die ganze Gesellschaft ergreifen.

Ein eigenes Zeitungsblatt, welches die genannten Häupter der christlich-sozialen Bewegung herausgaben, erwärmte viele Herzen für diese Anschauungen, deren Verwirklichung man u. a. durch die

Begründung einiger auf Genossenschaftsbetrieb beruhender Geschäftsunternehmen erstrebte. Die direkte und unmittelbare Folge der christlich-sozialen Thätigkeit war, dass für die berechtigten Klagen ein Ventil geschaffen, ohne welches die Spannung leicht zur allgemeinen Explosion hätte führen können. Die Thatsache, dass Männer von angesehener Lebensstellung furchtlos und warmherzig die Sache des kleinen Mannes verfochten, übte einen die erregten Gemüter beruhigenden Einfluss aus und raubte den revolutionären Demagogen den Schein des Rechtes. Aber bei grossen Geistesbewegungen ist nicht der unmittelbare kontrollierbare Erfolg, sondern die in die Tiefe und Länge reichende Wirkung das Ausschlaggebende. Das Grosse und Bleibende der christlich-sozialen Bewegung jener Zeit liegt darin, dass die neuen Ideen unverlierbare Bestandteile des öffentlichen Bewusstseins geworden. Der selbstsüchtige Individualismus hatte einen Todesstoss erfahren, die soziale Auffassung der Gesellschafts- und Erwerbsordnung trat als eine geistige Grösse, als das Gesetz eines sozialen Heilverfahrens auf.

3. Christlich-soziale Einflüsse im praktischen und geistigen Leben der Gegenwart.

Zu den — man möchte sagen unvermeidlichen — Schattenseiten des wirtschaftlichen Liberalismus gehört es, dass die „Freiheit" zunächst nur dem Kapitalkräftigen zu gute gekommen ist. Während man für politische Gleichheit schwärmte, wurde die wirtschaftliche Ungleichheit grösser denn je. Die Errungenschaften des an sich notwendigen, und zwar für die ganze moderne Entwickelung notwendigen Liberalismus waren und sind noch für manche Gesellschaftsklassen ein Danaergeschenk. Das Unternehmertum benutzte die ökonomische Freiheit, um sich auf Kosten der Arbeiter zu bereichern. Ohne selbst von einer arbeiterfeindlichen oder ausbeuterischen Absicht geleitet zu sein, musste der Kapitalist unter der Ägide des ökonomischen Liberalismus Gewinn und Reichtum erkämpfen, während der Besitzlose, unfähig, von der wirtschaftlichen Freiheit vollen Gebrauch machen zu können, notwendig im Wettkampf mit dem wirtschaftlich Stärkeren zur Niederlage verurteilt schien. — Der demokratische einseitige Sozialismus ist das Extrem nach der anderen Seite. Der grundsätzliche und erbitterte Kampf gegen alles Privatkapital geht von der schiefen Voraussetzung aus, dass die materielle oder geistige Arbeit allein Güter erzeuge, Werte schaffe, und dass die Interessen der Gemeinschaft die Freiheit des Einzelnen beseitigen müssten. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Industrie bedarf zur Erhaltung der Konkurrenz- und Leistungsfähigkeit der Freiheit, wie denn das Gesetz der Kon-

kurrenz als gewerbliches Naturgesetz nicht ungestraft aufgehoben werden kann. Um aber dem durch die Macht der Selbstsucht leicht bewirkten Missbrauch der individuellen Freiheit des Besitzenden zu wehren, den Arbeiter und Nichtbesitzenden vor der Ausbeutung zu schützen, giebt es, ohne die bestehende Erwerbsordnung gewaltsam umzustürzen, nur ein Mittel, und das ist der organisierte Zusammenschluss, die Assoziation. Der Einzelne ohne Macht und Einfluss wird leicht eine Beute des Mächtigen. Zu einer Gemeinschaft verbunden, repräsentieren auch die Schwachen eine Macht und können sich auf wirtschaftlichem Gebiete die Vorteile des kapitalistischen Grossbetriebes zu eigen machen. Das ist die Idee, welche dem neueren Genossenschaftswesen zu Grunde liegt, für welches die Wortführer des christlichen Sozialismus mit Eifer und Wärme gekämpft haben.

Den Gedanken der „Kooperation" ergriffen die denkenden Arbeiter und schufen auf dem Wege der Selbsthilfe ein Genossenschaftswesen, das aus kleinen Anfängen zu einer staunenswerten Ausdehnung herangewachsen ist. Gegenwärtig zählen in England und Schottland die (fast ausschliesslich Konsum-) Genossenschaften an 1 Million eingeschriebener Mitglieder. Eine herrliche Verwirklichung dessen, was die Christlich-Sozialen immer als notwendig betonten, nämlich, dass bei dem organisatorischen Zusammenschluss zu konsumptiven Zwecken die Beseitigung des unberechtigten Zwischenhändlerprofites dem Arbeiter die Waren verbillige, dadurch indirekt sein Einkommen erhöhe und durch den Zwang der Barzahlung ihn aus der Schuldknechtschaft befreie und zur Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit anhalte. Es ist eine Eigentümlichkeit, dass die meisten „Genossenschaften" mit dem Hauptzweck, die leibliche Lebenshaltung des Arbeiters zu heben, auch noch christliche und humane Bildungsbestrebungen verbinden. In den Statuten der von den „billigen Pionieren von Rochdale" einst ausgegangenen Genossenschaften wird gefordert, dass $2^1/_2\,\%$ des Reingewinns für Bildungszwecke („educational purposes") verwandt werden. Weil sich in England von allem Anfang an bis zur Gegenwart ausgesprochen christliche Kreise an der sozialen Arbeiterbewegung beteiligt haben, so war es in England nicht möglich, dass die Bildungsbestrebungen der Arbeiter wie bei uns in rein politisches, demagogisches und kirchenfeindliches Fahrwasser gerieten.

Selbsthilfe indessen, auch wenn sie genossenschaftlich organisiert ist, thut's im gewerblichen Leben nicht allein; es muss die Staatshilfe hinzukommen. Können Staatsgesetze, die doch nur Formen sind, wie alle Formen, auch keinen neuen besseren Zustand schaffen, so können sie doch Missbräuche beschränken und den guten Lebens-

kräften die erforderlichen Lebensbedingungen verleihen. Bis in die Mitte des Jahrhunderts herrschte in den meisten englischen Bergwerken und Fabriken noch eine übermenschliche Arbeitszeit; Frauen und Kinder wurden in einer der Sitte hohnsprechenden Weise in dumpfen Fabriksälen und unterirdischen Gruben zur Arbeit verwendet. Da war es vor allem der edle Graf Shaftesbury, welcher unter dem Eindruck der ihm geistesverwandten christlich-sozialen Führer im Parlament eine Fabrikgesetzgebung durchsetzte, welche Frauen- und Kinderarbeit einschränkte, die Arbeitszeit auf 10 Stunden verkürzte und in sanitärer Hinsicht die Arbeitsräume einer schärferen Kontrolle unterwarf.

Fast zu allen Zeiten und in allen Ländern finden grosse Geistesbewegungen ihren Widerhall in der akademischen Jugend. In Oxford verkündigte Professor Ruskin und später Arnold Toynbee in Wort und Beispiel die neuen Ideen. In England ist alles praktisch, selbst die „Akademiker" sind es. Als Beweis für das Bemühen, die Jünger der von sozialem Lichte angestrahlten Wissenschaft mit der praktischen Thätigkeit zu befreunden, kann man eine höchst eigenartige Einrichtung ansehen, welche zum Andenken des früh verstorbenen Toynbee in Ost-London, in einem Quartier, wo viel soziale Not herrscht, ins Leben gerufen worden ist. Studenten — namentlich Juristen und Theologen — verbringen dort in der „Toynbee-Hall" einen Teil des Jahres, um die Bedürfnisse der unteren Volksschichten kennen zu lernen und durch den persönlichen Verkehr, durch Unterhaltungsabende, durch Vorträge und Erteilen von Ratschlägen und durch unentgeltlichen Rechtsbeistand, erzieherisch und helfend thätig zu sein.

Eines der grossartigsten Werke aber auf dem Gebiete der Volkserziehung ist der „Volkspalast", ebenfalls im Ostend Londons; ein einfaches, stilvolles Kolossalgebäude von imponierender Wirkung. Der Volkspalast, welcher durch öffentliche Subscription*) errichtet und in

*) Der „Volkspalast" hat eine für englische Zustände bezeichnende Vorgeschichte. Für die mit der Errichtung des Volkspalastes zur Verwirklichung gelangten Bestrebungen hat besonders ein sozialer Roman öffentliche Stimmung gemacht. Es ist das Werk von Walther Besant: „All sorts and conditions of men." In novellistischer Einkleidung wird geschildert, was reiche und gebildete Leute durch erzieherische Berührung und Einwirkung auf die verlassenen Volksmassen erreichen können. Freilich sind zu dieser humanen und christlichen Arbeit Opfer an Zeit und Geld und Bequemlichkeit nötig. Weil aber Opferfreudigkeit der Gebildeten so selten und das Bildungsbedürfnis der verwilderten Massen so sehr angezweifelt wird, so haben einige Freunde dem Verfasser des sozialen Romans, die das Manuscript gelesen, gesagt, er schildere eine unmögliche Geschichte. Um den Leser nicht zu täuschen, hat Besant dem Titel zugefügt: „an impossible story"; freilich, ohne selbst einzusehen, warum die Geschichte unmöglich sei. Nun der Erfolg hat bewiesen, dass das Wort unmöglich, welches

Gegenwart von Gliedern des königlichen Hauses 1887 eingeweiht worden, bildet einen Sammelpunkt für alle Bestrebungen, welche die technische Ausbildung und moralische Förderung der gewerbetreibenden und handarbeitenden Volksklassen betreffen. Es sind grosse, lichtvolle, mit allen Vorzügen der modernen Technik versehene Schulräume, in denen junge Männer, Handwerker und Fabrikarbeiter, eine ihren Berufsinteressen dienliche Fachbildung empfangen. Eine Reihe von Kursen sind für die Weiterbildung junger Mädchen errichtet. Das würde also mit unseren Fortbildungsschulen zusammenfallen. Daneben aber blühen eine Reihe von „Klubs" für gymnastische Übungen. Zwei Riesenbassins, Schwimmbäder, stehen der Arbeiterwelt gegen 5 Pfennige Eintrittsgeld zum Gebrauch offen. Das Centrum des Gebäudes bildet ein mit einer weiten Kuppel gekrönter Lichtsaal, in dem sich Bibliothek und öffentliches Lesezimmer befinden. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf die einzelnen Einrichtungen des Volkspalastes näher eingehen. Nur von einem Zweig der Thätigkeit sei noch ein Wort gesagt, weil er allgemeines Interesse beansprucht: es ist die Veranstaltung der grossen Volkskonzerte. Sie finden allsonnabendlich um 8 Uhr und an jedem Sonntag Vormittag in dem Unterhaltungssaal statt, der bei vorzüglicher Akustik vermöge einer praktischen Raumausnutzung bequem 4—5000 Personen umfassen kann. Die Sonntagskonzerte, bestehend in einem vorzüglichen, mehr religiös gehaltenen Orgelspiel, sind frei; bei den Sonnabendskonzerten hingegen wird ein Eintrittsgeld von 3 Pence (25 Pfennigen) erhoben. Und was wird dafür geboten! „Perfect music unto noble words", d. h. klassische Melodie und gewählter Text. Hier sieht man in Wirklichkeit, was es bedeutet, „für das Volk", um dieses von Demagogen und Wahlkandidaten totgehetzte Wort zu gebrauchen, „ist gerade das Beste gut genug". Hervorragende Künstler bieten mit Eifer ihr Bestes, um ihr Auditorium zu erfreuen. Man wird selten ein so dankbares Auditorium finden wie die Arbeiter und Kleinbürger im Londoner Ostend, welche am Feierabend diese Konzerte besuchen. Es giebt leider diesseits und jenseits des Kanals nur zu viele, welche meinen, das Volk habe nur Neigung und Verständnis für Essen und Trinken, Genuss und Völlerei. Die ungeschminkte und begeisterte Teilnahme, welche das nach Tausenden zählende Volkspalastpublikum der klassischen Musik entgegenbringt, beweist wieder einmal die Erfahrung, dass der Idealismus verhältnismässig mehr in den

nicht im Lexikon des Christen stehen soll, wieder zu früh gesprochen worden war. Der Volkspalast wurde gebaut und damit das englische Sprüchwort wieder einmal bewahrheitet: „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg."

Niederungen als auf den Höhen der Gesellschaft zu Hause ist und dass in den Herzen des kleinen Mannes oft mehr herzliche Freude an geistigen Genüssen lebt, als bei den Mäcenaten der haute finance.

Einen grossartigen Beweis von der Teilnahme eines Grossindustriellen für seine Arbeiter liefert die „Musterstadt" Saltaire im nordenglischen Industriebezirk. Sie bildete das Ideal, nach welchem Herr van Marken bei Delft seine auch in Deutschland nicht unbekannte Arbeiterstadt erbaut hat. Nur auf einen wesentlichen Unterschied sei hingewiesen: während Herr van Marken sich mehr von allgemeinen humanen Rücksichten bei seinen Bestrebungen um das Arbeiterwohl leiten lässt, war bei dem Begründer von Saltaire ein kraftvoll christliches Interesse wirksam, ein Unterschied, der sich in der ganzen Anlage der beiden Städte zu Gunsten Saltaires bemerkbar macht.

Titus Salt kaufte die landschaftlich freundliche Umgebung der Fabrik an und errichtete auf einem Areal von 26 Acres an 890 Arbeiterwohnungen, verschieden an Grösse und Ausstattung. Es ist das Cottage-System streng durchgeführt, d. h. jede Familie hat ihr eigenes Haus. Die kleinsten Häuser haben ausser Küche und Zubehör 2—3 lichtvolle Räume. Für die Aufseher und Beamten (overlookers and managers) sind auch Wohnungen bis zu sechs Zimmer zu haben. Bei jeder „cottage" (Häuschen) befindet sich ein Hinterhof und meist auch ein Vorgärtchen. Man denke nun aber nicht, dass Saltaire, wie so manche „Arbeiterquartiere", die aus nackten Nützlichkeitsrücksichten, oft auch aus Spekulation errichtet sind, einen öden und langweiligen Eindruck macht. Das Gegenteil ist der Fall. Die Strassen sind breit und freundlich. Angenehm berührt der Ausblick auf die benachbarten waldgeschmückten Höhen; geradezu imponierend wirken die herrlichen, monumentalen Gebäude, welche sich inmitten von Saltaire erheben. Titus Salt erkannte sehr richtig, dass auch im Arbeiter ein Idealismus stecke und dass es nur darauf ankomme, ihn zu wecken und zu nähren. Die Pflege für das Schöne und Sittliche ist gerade da um so nötiger, je einförmiger und abstumpfender das Tagewerk ist. Der grosse Industrielle, selbst ein religiös und ideal interessierter Mann, wollte, dass seine Arbeiter ebenfalls teil hätten an einer höheren, sittlichen und geistigen Bildung. Er baute mit einem Aufwand von 320 000 Mark eine Kirche, die, im Renaissancestil gehalten, innerlich und von aussen gesehen, einen angenehmen und erhebenden Eindruck macht. Das lebendige Christentum ist eine bildungsfreundliche Macht und giebt nicht bloss Wärme fürs Herz, sondern auch Licht für das geistige Auge. So begründete Salt neben dem Gotteshause das sog. „Institut", worin die vorwiegend weltlichen Bildungszwecke einen grossartigen

Mittelpunkt gefunden haben. Das Institut, ein „Volkspalast" im kleinen, hat eine Bibliothek mit 7000 Bänden, ein Lesezimmer mit den verschiedensten politischen und kirchlichen Zeitungen und Monatsrevuen. Im Parterre befinden sich die Unterrichtsräume für die einzelnen Zweige der technischen Bildung. In dem „Institut" sehen wir im Erdgeschoss eine vorzüglich ausgestattete Turnanstalt. Die beiden Haupträume aber des Institutes sind ein „Museum" und ein Versammlungssaal. Im Museum befinden sich besonders viele Reise-Erinnerungen, welche die Familienangehörigen und Freunde Salt's geschenkt haben. Die Versammlungshalle, welche 1200 Sitzplätze, eine vortreffliche Akustik und eine dem Andenken Shakespeares geweihte Bühne besitzt, dient für belehrende Vorträge und für musikalische und dramatische Unterhaltungsabende. — Ausser verschiedenen Elementarschulen, die in Bezug auf Lehrkräfte und Einrichtungen mit den besten Schulen des Königreiches konkurrieren können, befindet sich noch eine höhere Lehranstalt (high school) für Knaben und Mädchen in Saltaire. Hospital und Apotheke, besondere Wohnungen für Arbeitsunfähige, beweisen die Fürsorge für Kranke und Hochbetagte.

Alles in allem ist Saltaire eine plastische Illustration, ein monumentaler und lebendiger Beweis für die grossgedachte und grossartig bethätigte Fürsorge eines christlichen Fabrikbesitzers.*) T. Salt hat dieses „Modell einer Arbeiterstadt" (model town) nicht geschaffen, um sein Gewissen vor der Öffentlichkeit zu salvieren, sondern er hat sein Werk aus echter Volks- und Arbeiterfreundlichkeit heraus gethan. Seine grösste That aber war, dass er durch sein schlichtes, dem öffentlichen Wohl gewidmetes, moralisches Leben seinen Leuten ein leuchtendes Beispiel gab und sie so an die Wahrheit der christlichen Nächstenliebe glauben lehrte.

Durch die Theorie wird die Praxis beeinflusst; aber auch umgekehrt. Die Ideen Carlyles und die Arbeit der Christlich-Sozialen konnte

*) Die Form dieser Fürsorge hat, wenn man es so nennen will, einen patriarchalischen Anstrich. Darum wird sie vielfach als veraltet beanstandet, ja bekämpft. Nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch Nationalökonomen aus Brentano's Schule, erblicken in der Verbindung von moderner Industrie und patriarchalischer Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter einen unlösbaren Widerspruch; es erscheint ihnen das Patriarchalische wie in der Geologie das Antediluvianische, gleichsam als etwas fürchterlich Vorsündflutliches. Aber das Wort patriarchalisch ist denn doch nur eine Façon de parler; es kommt darauf an, was man damit sagen will. Ist es der Ausdruck für eine Fürsorge, welche der geheimen Absicht entspringt, die Arbeiter in wirtschaftlicher Abhängigkeit und geistiger Gebundenheit zu halten, so erscheint die Abneigung berechtigt. Anders aber, wenn man unter industriellem Patriarchalismus ein thätiges Wohlwollen des Arbeitgebers versteht, welches ohne die persönliche Freiheit des Untergebenen zu beschränken, ihm mit Rat und That zu Hilfe kommt.

nicht ohne bestimmende Bedeutung für die wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre bleiben. Wurde bis dahin auf den Kathedern gelehrt, was in Handel und Wandel ausgeübt wurde, nämlich dass die Selbstsucht die einzige Triebfeder aller Erwerbsthätigkeit sei, so brach der berühmte Soziologe John Stuart Mill (1806—1873) mit dieser einseitigen Ansicht und begründete in geistvoller Weise die Behauptung, dass die Rücksicht auf das Gesamtwohl unter allen Umständen den egoistischen Sonderinteressen voranzustehen habe. Er lehrte also das Gegenteil von dem, was in Deutschland immer noch — allerdings nicht mehr von der Majorität — als sog. Manchesterweisheit bewundert wird.

Am nachhaltigsten und im weitesten Umfang haben die christlich-sozialen Reformbestrebungen Englands in der dortigen Staatskirche sowohl als auch in den freien Kirchen und Sekten, und seit einigen Jahren auch in der „Heilsarmee", eine Pflanz- und Pflegestätte gefunden. Wir können hier nicht auf die einzelnen Richtungen und Gebilde eingehen, welche den christlich-sozialen Geist in eigenartiger Ausprägung zu verbreiten suchen. Es sei vielmehr auf des Verfassers Broschüre*) hingewiesen, welche dem interessierten Leser auf S. 25—51 eine ausreichende Übersicht bietet. Es genügt, wenn hier die Thatsache erwähnt wird, dass eine grosse Anzahl von Geistlichen, Würdenträger sowohl als einfache Vikare sich eingehend und praktisch mit dem Studium der sozialen Frage beschäftigen. Die Ansichten des Pfarrers von Brighton Friedr. Wilhelm Robertson († 1852), der zwar nicht mit den Christlich-Sozialen in allen Stücken zusammenging, aber in geistiger Fühlung mit ihnen wirkte, werden von vielen englischen Geistlichen geteilt. Robertson war gegen eine Verquickung von Religion und Politik; aber andrerseits erkannte er sehr richtig und betonte sehr kraftvoll, dass das Christliche ein Salz sei, welches alle Verhältnisse durchdringen und vor Fäulnis bewahren müsse. Die Kanzel, ins volle Volksleben hineingestellt, muss auch im Widerstreit der irdischen Meinungen fürs öffentliche Leben die grossen Gedanken von Recht und Unrecht verkündigen. Die Leitsätze der „christlich-sozialen Vereinigung", welche vor einigen Jahren ins Leben gerufen worden ist, kennzeichnen im grossen und ganzen die christlich-sozialen Richtungen und Gemeinschaften auf kirchlichem Boden. Im Programm jener Vereinigung werden folgende Ziele angeführt:

1. Dafür zu wirken, dass das Gesetz Christi als die höchste Autorität auch für die Praxis des sozialen Lebens anerkannt werde. („The Christian Law the ultimate authority to rule social practice.")

*) „Zur sozialen Bewegung im heutigen England." Preis Mk. 1,25.

2. Gemeinsames Studium der Frage, wie die moralischen Wahrheiten des Christentums zur Verringerung der sozialen und wirtschaftlichen Notstände der Gegenwart anzuwenden sind. („To study in common how to apply the moral truths of Christianity to the social and economic difficulties of the present time.")

3. Christum darzustellen im praktischen Leben als den lebendigen Meister und König, als den Feind von Unrecht und Selbstsucht, als die Macht der Gerechtigkeit und Liebe. („To present Christ in practical life as the Living Master and King, the enemy of wrong and selfishness, the power of righteousnes and love.")

Über die Art, wie die christlich-soziale Vereinigung zu arbeiten sich bestrebt, äussert sich ein den Statuten beigefügtes Schriftstück dahin, dass die „Vereinigung" den Gebildeten und Besitzenden, die nicht Zeit haben, selbständige soziale Studien zu machen, die Resultate hervorragender christlicher Denker und Soziologen durch Wort und Schrift zugänglich machen will. Zwei Überzeugungen soll man vor allem in die Herzen der Zeitgenossen einprägen; erstlich: „der gegenwärtige Zustand der Dinge ist unhaltbar" und zweitens: eine Änderung, die zugleich eine Besserung ist, muss dadurch gefunden werden, dass neben und über die juristischen Gesetze die moralischen gestellt und dementsprechend die Hegemonie der bloss geschäftlichen Beziehungen durch das Vorwalten persönlicher Verhältnisse („personal harmony") ersetzt werde. Die christlich-soziale Vereinigung fürchtet weniger den Hass der revolutionären Sozialisten als die Gleichgiltigkeit der Gebildeten, welche sich höchstens dazu aufschwingen, ein paar Almosen, die sich die Sozialdemokraten geben, auszubeuten, während sie selbst gedankenlos und stumpfsinnig in einer Situation verharren, deren Grundlage sie als gewissenhafte Menschen eigentlich verurteilen müssten.

Wir schliessen.

Die gegenwärtigen englischen Arbeiterzustände werden gar widersprechend beurteilt. Es kann nicht bestritten werden, dass auch im gelobten Lande des praktischen Verstandes die revolutionäre Sozialdemokratie fortschreitet. Neuerdings dringt die radikale Agitation auch mit Erfolg aufs platte Land. Aber andrerseits steht auch fest, und dies ist auch der Eindruck, den Schreiber dieser Zeilen in den verschiedensten Teilen des Inselreiches gewonnen hat, dass die erhaltenden Mächte des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühles und der christlichen Religiosität dort verhältnismässig stärker sind, als anderswo. Dass dem so ist, — und auf diese Thatsache gründen viele Beurteiler ihre Aussichten auf den „sozialen Frieden" Englands — muss man als die bleibende Frucht der „christlich-sozialen Bewegung" bezeichnen.

IX.

Christlicher Sozialismus im Phantasiekostüm französischer Romantik.

1. Christliches und Nationales in Charles Fouriers System.

Vielleicht fragt der Leser nicht weniger erstaunt als unwillig: was soll eine Persönlichkeit wie Fourier in einem Buche mit dem Titel: „Soziales Christentum"? Wie kommt dieser utopistische Saul unter die sozialen Propheten? Oder ist seine Weltanschauung etwa wirkliches Christentum und nicht vielmehr Pantheismus? Kann man sein System überhaupt noch ein System nennen? Ist es nicht ein Märchen, welches den Himmel auf die Erde zaubert und selbst in den Eiswüsten Grönlands orientalischen Reichtum und tropische Naturpracht erblühen lässt? — Gewiss, wir geben zu, dass bei Fourier die Absonderlichkeiten geradezu ins Fabelhafte wachsen. Der wunderliche Mann hat zuweilen auf die höchsten Höhen der Phantasie noch den Gipfel des Unsinns getürmt. Alle Chiliasten und Utopisten, d. h. alle, die das tausendjährige Reich sozialen Weltglückes in Bälde erwarten, sind gegen Fourier die reinen Waisenknaben. Selbst ein Bellamy mit seinem goldenen Zeitalter „ums Jahr 2000" hinkt und käucht wie ein lahmer Klepper auf staubiger Landstrasse, während Fouriers sozialer Pegasus sich kühn in die Lüfte schwingt.

Was kann man nun zu Gunsten Fouriers anführen? Etwa die Thatsache, dass überall verheissungsvolle Neuerungen, die man später als einen Fortschritt feiert, bei ihrem ersten Auftreten als Ketzereien oder Schwärmereien verfolgt und verlacht worden? Nein, auf diese Erfahrung der Geschichte wollen wir uns hier nicht berufen; wie man denn überhaupt recht vorsichtig mit der Verwertung dieser Erfahrungsthatsache umgehen soll, namentlich in der Gegenwart, wo sich die absonderlichsten Reformpläne und Einfälle geradezu überstürzen.

Denn wenn auch alle grossartigen Neuerungen anfangs verlacht und bekämpft werden, so folgt doch daraus noch lange nicht, das wirkliche Verrücktheiten, weil sie dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, darum eine Zukunft haben müssen. Und Fouriers Ideen, auch wenn sie im einzelnen auf scharfsichtige Beobachtungen zurückgehen und sich in logischer Folgerichtigkeit aneinanderreihen, verlassen in Bezug auf die angestrebten Ziele doch so sehr den Boden der Wirklichkeit, dass man ihnen keine Zukunft verheissen kann. Aber merkwürdig, die schreiendsten Irrtümer erinnern oft an eine wichtige Wahrheit, und zwar an eine solche, an denen der Verstand der Verständigen und die kluge Welt mit all' ihren wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Schicklichkeitsregeln blind und taub vorübergeht. Nehmen wir uns nur einmal die Mühe, diesem Phantasten in die Falten seines Herzens zu schauen und in seinem von Träumen und Phantasien überwucherten Lehrgebäude die Grundrisse blosszulegen, so finden wir doch ein grosses Wahrheitsmoment, stark genug, um selbst noch den entferntesten Irrtümern eine gewisse Zugkraft zu verleihen. Auf dem Grunde des an sich unklaren Ideenstromes funkelt die köstliche Perle einer christlichen Wahrheit. Es ist der Gedanke, dass die gegenwärtige Welt, in welcher sich noch so mancherlei durch Gesetze nicht strafbare Ungerechtigkeit befindet, in welcher noch so viele von der Gesellschaft sanktionierte Heuchelei herrscht, nicht nach Gottes Wille ist. Die ganzen Erwerbs- und Gesellschaftszustände, die Sitten- und Rechtsverhältnisse, sowie die Menschen selber, sind einer gründlichen Erneuerung und Verbesserung nicht bloss fähig, sondern auch dringend bedürftig. Wenn Gott die Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit ist, die Welt aber in tausend Stücken das direkte Gegenteil davon, so folgt nach Fourier, dass die gegenwärtige Civilisation sich in einem Abfall und Widerspruch gegenüber Gottes Plänen befindet. Die Entwicklung der Menschheit muss demnach die bisherige selbstsüchtige, gottfeindliche Richtung verlassen und die von Gott gewollten Wege der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit einschlagen. Nur so wird aus der wirtschaftlichen Anarchie eine beglückende Harmonie. Oder kann man es mit den Absichten eines allgütigen Gottes vereinbaren, dass mit dem zunehmenden Licht der Kultur die Schatten der Not wachsen, dass das Ergebnis der ganzen Weltentwicklung nur einer verschwindenden Minderheit zu gute kommt, während Millionen ins Elend sinken? Soll nicht vielmehr, wenn die Kultur-Sonne am Firmament der Menschheit höher steigt, die Nacht und Not, welche noch in den Thälern lagert, auch schwinden, nachdem das Himmelsgestirn des Fortschrittes die Höhen mit Glanz und Licht überflutet hat?

Reiche und satte, gewissenlose und denkfaule Menschen sinnen nicht nach über den Zweck ihres Lebens und über die Bestimmung der Welt. Das sorgenlose und grundsatzlose Dahinvegetieren in äusserem Überfluss und innerer Leere, bei abwechselungsreichen Vergnügungen und qualvoller Langweile, das ist ihr ganzes Glück und — Unglück. Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht. Schon der blosse Gedanke, dass diese Zustände, denen sie ihren Reichtum und Genuss verdanken, nicht unfehlbar und nicht ewig seien, erscheint ihnen wie ein Verbrechen. Ihre Philosophie ist die der Eintagsfliegen. Weil ihnen der flüchtige Tag ein Glück in den Schoss geworfen, so erscheint er ihnen als eine Ewigkeit; wenigstens wünschen sie, es möchte so sein. Die ganze Weltentwickelung soll nur bis zur Höhe ihres eigenen Wohlbehagens reichen; dann soll sie stille stehn, dann soll der Augenblick, der ach so schön ist, verweilen. Und wenn die Rücksicht auf Erhaltung oder Vermehrung von Besitz, Macht und Ansehen eine Änderung nötig macht, so bleibt sie rein politischer und formaler Natur. Und die Massen begeistern sich dann mit für die politischen Veränderungen.

Hier setzt Fourier wiederum mit einer richtigen Beobachtung ein, indem er den rein politischen Umgestaltungen, die mit soviel Aufwand an Eifer erstrebt und, wenn sie gelungen, mit so viel Jubel gefeiert werden, gar keine Bedeutung beimisst. Nur die Oberfläche ändert sich, die Formeln wechseln; die Sache aber, das alte Übel bleibt und wächst. Fourier fordert deshalb eine Änderung, die den Menschen in seinem Innersten berührt. Neue bessere Menschen, das ist die Voraussetzung zu einer Welterneuerung (renouvellement du monde). Auch dies ist wiederum eine christliche Grundforderung, aber zur wahren Forderung gesellt Fourier sofort grundfalsche Mittel. Ohne der weiteren Darstellung von Fourier's Gedanken und Plänen vorzugreifen, sei doch gleich in diesem Zusammenhang auf den fundamentalen Irrtum und Widerspruch hingewiesen. Recht hat Fourier, wenn er behauptet, die gewöhnliche Denk- und Handlungsweise der Menschen widerstreite Gottes Gedanken. Aber von dieser richtigen Erkenntnishöhe springt er sofort in den Abgrund der sozialistischen Verkehrtheit, wenn er die besseren Menschen und Verhältnisse von einer besseren Wirtschafts- und Arbeitsordnung abhängig macht. Wenn nun Gott nichts Unnützliches und Böses geschaffen, auch den Menschen nur mit guten Fähigkeiten ausgestattet hat, so erhebt sich die Frage, wie kam der Mensch dazu, eine grundverkehrte Ordnung aufzustellen, unter deren Schlechtigkeiten alle guten Keime und Anlagen verkümmerten? Und weiter: woher stammt die Fähigkeit, sich von der erdrückenden

Gewalt der Ausseneinflüsse innerlich zu befreien, woher die Kraft, eine moralisch höhere Weltverfassung zu begründen? Auf diese Fragen vermissen wir bei Fourier eine klare und erschöpfende Antwort. Er kennt eben nicht die Sünde, den Abfall von Gott, welcher das Elend herbeiführt und steigert; er kennt nicht die Erlösung durch Christum, welche den Menschen in das richtige gottgewollte Verhältnis zum Schöpfer der Welt setzt. In der Erlösung liegt die Kraft, die gottfeindliche Weltentwickelung in eine gottfreundliche, d. h. menschenbeglückende umzugestalten: Weil Fourier diese fundamentale Wahrheit verleugnet, so muss er mit innerer Notwendigkeit zu den grössten Irrtümern bei seinen sozialen Beglückungsversuchen greifen. Denn überall, wo man den Glauben des Christentums verwirft, verfällt man trotz vereinzelter Übereinstimmung mit christlichen Urteilen doch zuletzt dem Aberglauben. Und die Formen und Farben des Fourier'schen Aberglaubens sind, trotzdem seine Phantasie alle nationalen Schranken überfliegt, französisch in des Wortes accentuiertester Bedeutung. Überall und in der mannigfachsten Weise regt sich in dem internationalen Sozialismus doch die nationale Eigenart. Man kann eben, wie die Lateiner sagten, die Natur nicht mit der Gabel austreiben. Wenn auch mit dem steigenden Weltverkehr der geistige und wirtschaftliche Güteraustausch noch zunimmt, wenn auch nirgends die Grenzpfähle eine chinesische Mauer bedeuten, — hat doch die letztere selbst ihre Thore geöffnet, — so wird gleichwohl Bebels Ideal eine „neue Gesellschaft auf internationaler Basis" nicht das Ergebnis sein, womit der soziale Entscheidungskampf am Ende unseres Jahrhunderts abschliesst („die Frau" S. 352). Nicht bloss bei den Kanalbauten zu Aigues-Mortes oder auf dem „Arbeiterparlament" zu Zürich, führen die nationalen Gegensätze zu Zusammenstössen oder „Schwierigkeiten"; auch den sozialen Theorien und Phantasien, der Praxis und Propaganda giebt in den verschiedenen Ländern die nationale Geistesart ein verschiedenes Aussehen. Soweit man in Russland von Sozialdemokratie reden kann, neigt sie zum Nihilismus, dessen Gewaltmittel dem asiatischen Barbarentum wie dem europäischen Russentum entsprechen. Während der englische Sozialismus in seiner vorwiegend ökonomischen Richtung den Wirtschaftskrieg mit Streiks und Arbeiterorganisationen führt, arbeitet die italienische Sozialdemokratie in ihrer anarchistischen Gestalt mit Orsinibomben und Dolchen, denen republikanische Präsidenten und konservative Zeitungsredakteure zum Opfer fallen. Deutschland, das Land der Denker und Dichter, der Doktrinäre und Kosmopoliten, das Land des Militärs und der Philosophie, hat eine soziale Bewegung, in welcher das Ideenmaterial abstrakt verarbeitet und die Volksmassen am straffsten diszipliniert

sind. Die Geschichte des französischen Sozialismus verleugnet nicht die gallische Art, die schon Caesar so treffend vor 2000 Jahren geschildert; das Jähe und Ungestüme, dem der organische Werdegang der Natur zu langsam dünkt, ist oftmals in den vergeblichen Versuchen zum Ausdruck gekommen, durch Putsche, d. h. durch gewaltsame und mechanische Eingriffe die politische und wirtschaftliche Entwickelung dauernd umzugestalten. Sodann, und das ist für unsern besonderen Fall von Bedeutung, führte die farben- und bilderreiche Anschauungsweise des Romanen die sozialistischen Bahnbrecher in eine Versuchung, der sie nicht widerstanden, nämlich: ihre leidenschaftlich ergriffenen Beglückungsideen aus der Sphäre des kühlen Nachdenkens in phantasievolle Regionen zu erheben. Das Utopische ist das geistige Geburtszeichen des französischen Sozialismus. Das beweist vor allem Charles Fourier, der Romantiker des Sozialismus. Wie in der Litteratur, so ist allerdings auch in der Sozialpolitik das Zeitalter der Romantik vorüber. Gleichwohl bietet eine kurze Charakteristik von Fouriers Plänen und Phantasieen nicht bloss historisches, sondern auch aktuelles Interesse; und zwar das Letztere deshalb, weil die utopistischen Irrtümer auch im sog. „wissenschaftlichen" Sozialismus noch stark nachwirken, andererseits aber der Religionshass der sozialdemokratischen Agitatoren einen beachtenswerten und bedauernswerten Gegensatz zu Fouriers persönlichen Gefühlen und den religiös gefärbten Beweggründen seiner ganzen Thätigkeit darstellt.

Man kann sich leicht denken, dass sowohl die Urteile über diesen merkwürdigen Franzosen als auch die Geschicke seiner Theorien in den äussersten Extremen sich bewegen. Die Mitwelt hat ihn nicht beachtet; die Februarrevolution drohte seine Geistessaat, als sie endlich anfing aufzusprossen, völlig niederzutreten. Die gegenwärtigen Zeitgenossen finden sich durch ein souveränes Lächeln mit dem Mann ab, der von hervorragender Menschenliebe durchglüht, die Verklärung aller Dinge auf Erden („le renouvellement entier du globe") erstrebte. Aber neben Nichtachtung und Spott, hat Fourier auch nach seinem Tode begeisterte Verehrer gefunden. In gewissen Kreisen wurde mit seinem Andenken ein förmlicher Kultus getrieben. Er wurde als ein zweiter Messias gefeiert, der in die Welt gekommen, alles Elend zu begraben und auf dieses Grab die Palme des Weltfriedens zu pflanzen. Mit der Verwirklichung der Ideen Fouriers sollen Erdenleid und Himmelsfrieden ihren Ausgleich finden. In diesem Sinne dichtete Béranger

« La terre, après tant de désastres
Forme avec le ciel un hymen
Et la loi qui regit les astres
Donne la paix aux genres humains. »

odin, von dem wir nachher noch ein Wort sagen werden, ein Mann on seltener Energie, der sich vom Fabrikarbeiter zum Fabrikherrn on Weltruf emporgearbeitet, nennt den edlen Schwärmer einen « imortel penseur », einen neuen Newton. Wie der grosse Engländer die esetze von der Anziehung der Himmelskörper entdeckt, so habe Fourier ie Gesetze von der Anziehung der Menschen untereinander zuerst m Ausgang einer neuen Weltbetrachtung gemacht. Und Bebel, ı vieler Beziehung dem religiös-sozialen Romantiker so unähnlich als ur möglich, versteigt sich zu folgendem Dithyrambus: „Fourier übertifft Goethe an realer Menschenkenntnis, an Kenntnis der Lebenslage er Masse und in Bezug auf die Naturgeschichte des Volkes." Nun, as war denn das Geheimnis seiner Lehre, welche auch heute noch rtwirkt und viele Gemüter zu fesseln vermag? Es liegt in dem estreben, den „Despoten" Selbstsucht zu stürzen und auf dem Boden iner von gemeinschaftlicher Liebe und Teilnahme geleiteten Erwerbsnd Gesellschaftsordnung ein Reich sozialer Harmonie und Freude zu rrichten. In der feindlichen Reibung mit den Ungerechtigkeiten der apitalistischen Produktionsweise entsprang ihm der elektrische Funke, ie flammende Begeisterung für eine Neuregelung der gesamten Erwerbsrhältnisse. Die wichtigsten Ereignisse aus seinem Lebenslauf erären den Ursprung und die Richtung seiner sozialen Absichten.

2. Überblick über Fouriers Leben und Theorie.*)

Geboren im Jahre 1772 zu Besançon, ward Fourier, nach Verlust einer Eltern, in früher Jugend durch die Beraubung seines Vermögens nit der Thatsache bekannt gemacht, dass die Schwachen und Hilflosen ine Beute der Starken und Ungerechten werden. Seine Neigung wies

*) Litteratur: Hauptsächlich: M. Louis Reybaud: „Etudes sur les éformateurs contemporains ou socialistes modernes" II. edition Paris 1841. in interessantes Buch, welches nicht bloss eine auch heute noch zutreffende ritik und Darstellung von Fourier enthält, sondern auch zusammenhängende rössere Auszüge aus seinen Schriften mitteilt. Die beigefügte „Bibliographie" iebt ausser den Titeln eine kurze charakteristische Skizze über die wichtigsten rscheinungen der utopistischen Litteratur von Plato's Idealstaat bis auf Fourier nd seine Schule. Ausserdem nimmt unsere Darstellung wiederholt Bezug auf: rofessor Dr. Warschauer: „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus n 19. Jahrhundert. Zweite Abteilung." Leipzig, Verlag von Gustav Fock. reis 2 Mark. Was das Warschauer'sche Buch auszeichnet, ist eine klare übercchtliche Gruppierung des Stoffes, angenehme und anschauliche Diktion, eine sunde ethisch-soziale Grundanschauung und treffende Seitenbemerkungen über e soziale Bewegung der Gegenwart.

ihn zum militärischen Ingenieurfach; aber die feudale Sitte der Ze versagte ihm, dem Bürgerlichen, den Eintritt in die Armee. Da erfuh er an eigener Person, dass der „usus“ ein „tyrannus“ ist, und die Mach des Herkommens die persönliche Freiheit fesselt. Mit innerem Wider streben entschloss er sich, Kaufmann zu werden. Diese Thätigkei sollte ihm das tägliche Brot, die finanzielle Basis für seine Lieblings beschäftigungen bieten. Aber die Sonne der Gunst leuchtete ihm nicht Im Jahre 1793 verlor er infolge unglücklicher Geschäftsspekulatio und politischer Unruhen zu Lyon den Rest seines Vermögens. Scho als Knabe hatte er keine Freude am Geschäftsleben gewonnen; wurd er doch einst von seinem Vater, der Kaufmann war, mit dem Stoc bestraft, weil er durch seine kindliche Einfalt und Wahrheitsliebe di Wirkung einer Geschäftslüge vereitelt hatte. Unauslöschlich aber grub sich ihm nun der Abscheu vor der unredlichen Handelspraxis in di Seele ein, als er zu Marseille im Auftrage des Geschäftshauses, i dessen Diensten er stand, eine Ladung Reis versenken musste, welch aus Spekulation zu Zwecken künstlicher Preissteigerung allzulange zurück gehalten, verdorben war. Eine kleine Jahresrente, die er von 1812 ab in folge eines ihm zugefallenen Erbteils bezog, schützte ihn vor der äusserste Not. Seine letzten zwölf Lebensjahre verbrachte er in Paris i abhängiger Stellung als Geschäftsangehöriger. Er starb 1837 al familienloser Greis; familienlos in doppelter Hinsicht; denn er hatt nicht nur keine leiblichen Nachkommen, sondern er hinterliess be seinem Scheiden auch keine Geisteserben, keine ihm durch Liebe un Anhänglichkeit verbundenen Jünger seiner Lehre. Wie seine Lehr aus den Erfahrungen seines Lebens herauswuchs, ist unschwer nach zuweisen: Eine gesellschaftliche Tradition stellte sich seiner Karrier hindernd in den Weg; egoistische Habsucht und kommerzielle Ungerechtig keit brachte ihn um Hab und Gut und um die Berufsfreudigkeit. Dies Thatsachen drängten ihn, die gesamte Gesellschafts- und Erwerbs ordnung einer scharfen Kritik zu unterziehen. Die ganze ihn um gebende Welt war ihm ein Bild der vollkommensten Täuschungen und Verirrungen. Er gebraucht hierfür die Ausdrücke „doute absolu“ und „écart absolu“. Das Quellgebiet aller Missstände erblickt er vornehmlich i der Selbstsucht und in der Einzelwirtschaft. Der wirtschaftlich Selbsterhaltungstrieb muss bei den obwaltenden Zuständen notwendi zum gewerblichen Brudermord führen. Die ungerechte und grausame Aus beutung des Menschen durch den Menschen erscheint bei der bestehende Praxis unvermeidlich. Die Arbeit ist keine Lust mehr, sondern eine Las das eheliche und gesellschaftliche Leben bietet keine Befriedigung, den die Macht der Verhältnisse kettet, ohne innerlich zu verbinde

Wie die Familie, so ist auch die Arbeit aus einem Segen ein Fluch geworden. Neun Zehntel aller Menschen seufzen darunter. Ist das Gottes Plan? Nein, Gott will, dass allen Menschen geholfen wird, und es kann allen Menschen geholfen werden, wenn eine Ordnung errichtet wird, in welcher die von Gott dem Menschen eingepflanzten Triebe und Neigungen nicht verkümmert, sondern allseitig entfaltet werden. Die Befriedigung der Einzelbedürfnisse in Einklang zu bringen mit dem Gesamtwohl („la sincérité dans les rapports et l'harmonie dans les intérêts") — das ist die Aufgabe. Sie findet ihre Lösung durch eine planvolle und naturgemässe Organisation. Die Organisation der Arbeit und aller Lebensäusserungen, das ist das Zauberwort, mit welchem Fourier alle irdische Not, die Folge der wirtschaftlichen Anarchie, zu bannen wähnt. Die tötlichen Wunden, welche die Konkurrenz der Menschheit geschlagen, sollen von der Assoziation geheilt werden.

Die anzustrebende Organisation darf nun keine mechanische und erzwungene sein. Sie muss sich aus der Erkenntnis der menschlichen Natur als eine selbstverständliche Forderung ergeben. Seine Organisationspläne, deren Ziel es ist, alle Neigungen und Fähigkeiten im Menschen zur ungehemmten Entwickelung und harmonischen Verbindung zu bringen, haben zur Grundlage folgende höchst merkwürdige Psychologie.

In jedem Menschen wohnen drei Triebe: da ist zunächst der Luxustrieb („le besoin du luxe"). Er wurzelt in den fünf Sinnen; diese müssen völlig befriedigt werden; denn die Nichtbefriedigung, das Gegenteil von Luxus, also Mangel, ist identisch mit Unglück und Not. — In der Menschheit liegt ferner der Serien- und Gruppentrieb*) („la propension à se grouper"). Er hat seinen Naturgrund in der Neigung gleichgesinnter Menschen, sich zur Arbeit und zum Genuss zusammenzuschliessen. Die Arbeit in der Gemeinschaft, in der Gruppe, bietet allein innere Befriedigung und äusseren Erfolg. Wird die Gruppe der durch Sympathie verbundenen Arbeiter zu gross, so bilden sich Untergruppen oder Serien. — Der dritte Grundtrieb erstrebt die gleichzeitige Befriedigung der Sinne und der Seele („la tendance à l'unité"). Aber sollen diese Triebe sich glücklich entfalten, so müssen sie durch drei höhere Passionen („passions rectrices" oder „passions mécanisantes") beherrscht werden. Fourier nennt diese den Sinnentrieben übergeordnete Geistestriebe: „la cabaliste", „la papillonne", „la composite". Die Cabaliste ist das dem Menschen eigene Bestreben,

*) Der Gruppentrieb umfasst Freundschaft, Liebe, Familiensinn (familisme) etc.

den andern zu übertreffen. Dieser Wetteifer erhält der organisierte Gemeinschaftsarbeit die unentbehrlichen, individuellen Impulse. Di Composite ist die Begeisterung. Der kühne Entschluss, nicht als Ergebni verstandsmässiger Überlegung, sondern als Ausdruck hochgesteigerte Gefühle, verbürgt die grossen Thaten. Der dritte Trieb, die Papillonne ist das Merkwürdigste und zugleich das Grundlegende für Fourier Ideen. Die Papillonne oder der „Schmetterlingstrieb" ist in den Bedürfnis des Menschen nach Abwechslung begründet. Die Monotonie ist der Tod aller Berufsfreudigkeit; die Abwechslung in der Arbeit nach freier Neigung, das ist die Quelle aller Befriedigung. Am besten geschieht die Abwechslung alle zwei Stunden. Keine Arbeit darf mit Zwang und Widerwillen, sondern soll aus Neigung und mit Freuden geschehen. Die Befriedigung der individuellen Triebe kann natürlich leicht centrifugal wirken und die wirtschaftliche und gesellschaftliche Anarchie auf den Gipfel erheben. Aber vor dieser Ausartung bewahren die Gesetze der Attraktion, welche ja die Menschen mit gleichen Neigungen zusammenführen, wodurch dann Leistung und Genuss steigen. Die Attraktion bildet den sozialen Kitt; diese Anziehung, durch die gegenwärtigen Gesellschaftszustände vernichtet oder verdorben, ist die moralische Vernunft, das Gewissen, von Gott dem Menschen eingepflanzt. („L'attraction vient de Dieu.") Wie das Sonnensystem nur Bestand hat, solange die Gesetze der Anziehung bestehen, so wird die Menschenwelt auch nur dann eine glückliche und normale Existenz haben, wenn die Gesetze der Anziehung zur vollen Entfaltung gelangt sind. Das gewerbliche Chaos unserer Civilisation ist ein Beweis, dass die Gesetze der Attraktion noch nicht in Geltung sind. Ihnen Geltung verschaffen, d. h. die Neigungen der Menschen befriedigen, das ist der Wille Gottes, der sie geschaffen.

Die technische Durchführung und Ausgestaltung der Assoziation, d. h. der Identifizierung der Einzel- mit den Gesamtinteressen liegt in der „Phalanx" („la phalange", „la commune"). Mit diesem der altmacedonischen Kriegstechnik entlehnten Ausdruck ist Fouriers Name und Theorie auf's engste verbunden. Wie die Macedonier mit der Phalanx die feindlichen Heerhaufen zersplitterten, so sollen die bisherigen sozialen unregelmässigen und unzusammenhängenden Gebilde vor der planmässigen geschlossenen Neuordnung Fouriers in alle Winde zerstieben.

Die Mitglieder einer Phalanx bewohnen die Phalanstère. Es ist ein hohes, schön gegliedertes, imposantes Gebäude, welches neben den Arbeitsräumen, Verkaufsstellen, Speisesälen, Versammlungshallen.

Theater- und Bibliothek, die Familien-Wohnungen der Arbeitsgenossen enthält. In einer Phalanstère wohnen durchschnittlich 1800 Menschen. Die Arbeitsordnung ist eine praktische Anwendung der oben erwähnten seltsamen Psychologie. Sie geschieht gruppenweise. Die Bildung der Gruppen beruht auf Sympathie. Innerhalb der Gruppe sind Freundschaft, Interessengemeinschaft, Wetteifer, Ruhm die treibenden Beweggründe. Die Gruppen und Serien selber stehen wieder untereinander in Verbindung, denn nur so ist eine einheitliche, ausreichende Gütererzeugung möglich. Als erspriesslichste Arbeit, als das Grundgewerbe aller andern, betrachtet Fourier die Landwirtschaft, sie ist ihm „une grande et précieuse industrie", von welcher alle andern Industrieen abhängen! Die Arbeitsthätigkeit beruht auf Passion. Die Arbeit ist Sache der inneren Neigung, der freien Wahl — „une affaire d'option, une choix, un goût, une préférence, une passion". Die Abwechslung erfolgt in der bezeichneten Weise nach dem „Schmetterlingstrieb". Die unsauberen Arbeiten, zu welchen wohl die Passion für gewöhnlich nicht leidenschaftlich hindrängt, werden durch die Religion veredelt. — Die Arbeitslöhnung ist keine vertragsmässig fixierte und keine direkte in Geld; sondern es werden Arbeitsdividenden, also „Anweisungen" ausgeteilt. Als Arbeits- und Wertmesser gilt der Arbeitstag. Wer das durchschnittliche Tagespensum nicht zu leisten vermag, oder wessen Arbeitserträge nicht zum Unterhalt der Familie ausreichen, erhält aus dem Reservefonds einen Zuschuss, welcher ein gewisses Existenzminimum garantiert. Diese Einrichtung giebt der Ära der Phalangen ihren besonderen Charakter, wofür der Name „Garantismus" erfunden ist.

Was die Stellung und Arbeit der Frau betrifft, so soll sie zwar den belebenden Mittelpunkt der Familie bilden; indes hält es Fourier für eine Eselei, die Frauenthätigkeit einseitig an Kochtopf und Nähtisch zu fesseln. Während die Befähigung der begabten Männer mehr zu den gelehrten Wissenschaften hinneigt, sollen geistreiche Frauen sich den schönen Künsten widmen. Als besonders weibliche Berufszweige nennt Fourier das Lehrfach und die Heilkunst.

Die Kindererziehung erfolgt nach hygienischen und pädagogischen Grundsätzen. Diejenigen Frauen, welche den Kindern die erste Pflege zu teil werden lassen, sollen schön, stark und mit einer guten Stimme begabt sein. Die dem Aufenthaltsort der Kinder gewidmeten Räume bilden das Bambinat. Die Kinder selbst sind wie die Erwachsenen nach Gruppen und Serien geordnet. Diejenigen, welche Neigung zu Unordnung und Unsauberkeit verraten, $^2/_3$ aller Knaben und $^1/_3$ aller

Mädchen, bilden die sog. „kleine Horde"*), der es obliegt, die unsaub Arbeiten („fonctions immondes") im Bambinat zu verrichten. Mit 16. Jahre hört das Kind und die Erziehung auf und der Mensch ginnt und mit ihm die eigentliche Lebensaufgabe.

Jede Phalanx steht unter einem Unarchen; über drei bis Phalangen waltet ein Duarch, über zwölf ein Triarch; über sämt Phalangen der Omniarch, dessen Residenz sich in Konstantin dem Weltmittelpunkt, befindet.

Durch die Organisation der Arbeit, welche sich durch die langen vollzieht, wird eine wirtschaftliche und soziale Harmonie erz welche sich der ganzen Schöpfung mitteilt. Auch hier gewa wir wieder einen ins Utopische gesteigerten Nachhall und W schein der biblischen Auffassung, nach welcher das ganze Unive mit den Geschicken der Menschen verflochten erscheint. Reiss wilde Tiere, die sich gegenseitig zerfleischen und dem Mens Schaden zufügen, sind Symbole eines Zeitalters, darin die ausbeuteri mörderische Selbstsucht herrscht. Wenn die Welt mit Phala überzogen und der Friede bei den Menschen eingekehrt ist, erscheint auch die Tierwelt umgewandelt. Was bisher zum derben gereichte, dient dann dem allgemeinen Nutzen: die Krok werden nicht mehr Menschen verschlingen, sondern sie werden Schiffe der Menschen ziehen, wie auch die Walfische ein Glei thun. Die Schrecken des Klimas hören auf. Der Grönländer unter den gleich gesegneten Witterungsverhältnissen wie der Rh länder. Im äussersten Sibirien blühen Orangen; ein warmer S wird vom Nordpol ausgehen und nicht bloss die Eisberge schme sondern auch dem Ozean die Salzteile entziehen, so dass das M wasser sich in Trinkwasser umwandelt. Auch die Schwierigkeit Sprachverschiedenheiten findet ihre Lösung durch eine gemeins Weltsprache, die aus den einfachsten Lauten besteht.

Seltsam wie Fouriers Psychologie ist auch seine Kosmologie. ganze Geschichte der Erde und der Menschen umfasst vier gr Zeitalter. Das erste ist das der Kindheit. Es dauert 4000 J. und zerfällt in sieben Perioden: Paradiesischer Zustand, Unku Hirtenleben, Barbarei nebst Sklaverei, Feudalismus nebst Hörig

*) Den „petites hordes" entgegengesetzt sind die „petites bandes". D kleinen Scharen, welche zu $^2/_3$ aus Mädchen und $^1/_3$ aus Knaben best zeichnen sich durch feinen Geist und Anlage zu gutem Geschmack aus. Gute und Schöne bilden in dieser Abteilung die Mittel und Ziele der Erziel Die Mädchen „marchent au beau par la route du bon" und die Knaben „a par la route du beau".

Civilisation und Garantismus. Die Gegenwart, also die Zeit vor Begründung der Phalangen, bildet die „Civilisation", eine Periode kapitalistischer Grausamkeit. Die Epoche, welche durch das Entstehen der Phalangen bezeichnet wird, ist die des „Garantismus", eines Systems, welches, wie bereits oben erwähnt, seinen Namen der von der Gesellschaft übernommenen Garantie für das Existenzminimum verdankt. Aus dem Garantismus erwächst die zweite Phase der Weltentwicklung, das „Wachstum"; sie währet 35000 Jahre. Es ist die Blütezeit der Phalangen; in ihr erstrahlen Welt und Menschen im Sonnenglanze eines ungetrübten Glückes. Der „Niedergang" beginnt in der dritten Phase und im „Greisenalter" (décrépitude") bricht die Welt nach einem 80000jährigen Bestande zusammen.

Das sind der Hauptsache nach Fouriers Beglückungspläne, die Mittel ihrer vermeintlichen Verwirklichung und die Perspektive für die Zukunft. Man könnte auf das Ganze Shakespeares Ausspruch anwenden: „Ist es schon Tollheit, so ist es doch Methode." Die Tollheit*) zeigt sich merkwürdigerweise in der phantastischen Überspannung einzelner Wahrheitsmomente.

Dass das abwechslungslose Einerlei der Stückarbeit, wie es die moderne Technik geradezu fordert, etwas Geisttötendes hat und alle Berufsfreudigkeit hindert, weil bei der zusammenhangslosen mechanischen Beschäftigung die Freude am Gelingen eines Werkes fehlt, ist nicht zu bestreiten. Ebenso richtig ist, dass Erholung und Freudigkeit des Arbeiters nicht in der unthätigen Ruhe eines regungslosen Steines liegt, sondern in einer angenehmen Abwechslung der Thätigkeit. Aber auf diese Wahrnehmung kann man kein Wirtschaftsprinzip und keine Gesellschafts-

*) Übrigens hat Fourier seine kosmologischen und psychologischen Einfälle nur als Beiwerk („accessoires") bezeichnet, welches gegenüber der Hauptsache keine Rolle spiele. Und als die Hauptsache „l'affaire principale" nennt er die Kunst der Organisierung der menschlichen Thätigkeit, wodurch die Leistungen vervierfacht und die guten Sitten gesteigert werden, Armut und Seuchen, Parteistreit und Völkerkriege schwinden und der Weltfriede wie ein leuchtend Morgenrot anbricht.

Fourier, der sich selbst so gern mit Newton vergleicht, meint, ebensowenig wie die Bedeutung des grossen Engländers dadurch herabgezogen werde, dass er unhaltbare Gedanken über die Offenbarung St. Johannis geäussert und den Papst für den Antichrist erklärt habe, ebensowenig könne man sein (Fourier's) Wirtschaftssystem verhöhnen, weil er absonderliche Ansichten über Weltentwickelung aufgestellt, Ansichten, die ihm selber nicht wesentlich scheinen. Louis Reybaud meint, wenn jemand seine Schwäche selber so eingestehe, so sei es unnobel ihn deshalb besonders zu bekämpfen. „On ne frappe pas sur une poitrine qui se découvre."

ordnung gründen; zudem steht der Wohlthätigkeit, welche der Abwechslung eigen ist, die Thatsache gegenüber, dass nur die Beharrlichkeit in einer Sache wirklich grosses zu leisten vermag. Die „Papillone Fouriers begünstigt die Unstetigkeit, den Anfang aller Unfähigkei — Auch die von Fourier immer und immer geltend gemachte Not wendigkeit von der Befriedigung der dem Menschen doch „nicht un sonst angeborenen" Triebe enthält in bestechender Schale einen ver gifteten Kern. Die Leser dieser Zeilen sagen sich das natürlich selbe indes die Abrundung der Darstellung verlangt eine kurze Widerlegun des Fourier'schen Irrtums, zudem gerade diese Seite von der Sozia demokratie leidenschaftlich und verführerisch hervorgekehrt wird. E ist beispielsweise gerade Bebel, der, sogar unter tendenziöser Berufun auf einige, dem Missverständnis leicht zugängliche Luthersprüche, übe Fouriers naturalistisches Thema: „keinem natürlichen Trieb seine Be friedigung zu versagen," sehr ausführlich redet. Luther protestierte gegen die asketische Naturwidrigkeit des Mittelalters; Rousseau bekämpfte mit seinem Evangelium der Natur die Unnatur der Sitten- und Gesellschaftszustände; aber die modernen Epigonen verkündigen die Emanzipation des Fleisches. Die unbedingte Befriedigung der Begierden statuiert eine regelrechte Zuhältermoral. Sünde giebts nicht mehr; höchstens Mangel an kluger Beschränkung. Ist der habituelle Trinker ein Sünder? Nein, er hat in des Wortes ureigentlichster Bedeutung eben nur des Guten zu viel gethan. Dem unbedingten „secundum naturum vivere" der alten Stoiker und der modernen Epikuräer, d. h. der naturalistischen Lebensauffassung, stellt die christliche Moral ein bedingtes „contra naturam vivere" entgegen, d. h. ein ideales Lebensziel, das nur im Kampf gegen die sinnlichen Begierden zu erreichen ist. Die Triebe sind wie des Feuers Macht „wohlthätig, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht". Die Lüste und Begierden bekämpfen (Galat. 5, 24), nicht ihnen fröhnen, ist christliche Moral und Lebensweisheit. Die Befriedigung aller Wünsche ist ein Wegweiser zu goldenen Bergen, der aber thatsächlich in den Abgrund zeigt. Treffend sagt Professor Warschauer in seiner angeführten Schrift vom psychologisch-ethischen Standpunkt aus: „Jede Neigung erzeugt nach ihrer Befriedigung neue Wünsche, denn die individuellen Begierden sind unzählig und unerschöpflich, wie die gekräuselten Wellen des Meeres; das Reich der Hoffnungen ist unbegrenzt, keine Fee kann es umschreiben, kein Zauberer verwirklichen, und weil dies stets der Fall sein wird, ist jedes Verlangen, von Staats- und Gesellschaftswegen das irdische Glück aller begründen zu wollen, als ein eitles Blendwerk der Phantasie zu bezeichnen." Freilich darf man den letzten Teil dieses Citates nicht so

verstehen, als ob nach „ehernen Gesetzen“ vier Fünftel aller Menschen zu Not und Mangel verurteilt seien. Die Glückwürdigkeit ist ein ethisch-religiöses Ziel und Motiv und kann annäherungsweise bei wahrem Kulturfortschritt von allen Menschen erreicht werden; aber natürlich nicht einseitig auf dem Wege äusserer Organisationen, sondern moralischer Besserung. — Gegenüber der isolierenden Tendenz des Eigennutzes, der alle gesellschaftlichen und gewerblichen Gliederungen und Organismen in einzelne zusammenhangslose Atome auflöst, die im Kampf ums Dasein sich gegenseitig zerreiben, betont Fourier mit seinem Schlagwort: „Association“, ein heilendes Moment. Aber der Associationstrieb droht bei dem Kollektivbetrieb bezw. bei dem Genossenschaftsbetrieb in den zuchtlosen Herdengeist auszuarten, der auch das Berechtigte der individuellen Eigenart erdrückt. Denn der anfeuernden „Cabaliste“ fehlt doch auf die Dauer die sittliche Schwungkraft. Das Schwungrad der leistungsfähigen Produktivthätigkeit kommt bald nicht über den toten Punkt hinaus. — Dass ein unberechtigter Zwischenhandel mit seiner Profitwut und Plusmacherei die Güter und Waren verteuert, den Konsumenten übervorteilt, ist leider nur zu wahr. Fouriers Kritik am Zwischenhandel und an einer unsittlichen Handelspraxis zeichnet sich durch grossen Eifer aus; man merkt es: die persönlichen Erfahrungen zittern nach und verleihen seiner Darstellung Feuer und Bitterkeit. Aber die Aufsaugung alles Zwischenhandels durch die Verbindung der Produktiv- und Konsumtiv-Association führt zur Lähmung des Umlaufs und der Verteilung (Cirkulation und Distribution) der Wirtschaftsgüter.

Fourier wollte nicht das Privateigentum als Institution aufheben; sein Bestreben ging vielmehr dahin, den Besitz zu verallgemeinern und den Unternehmergewinn allseitiger und gerechter zu verteilen. Ein ausgesprochener Sozialdemokrat neuerer Schule war also Fourier nicht; ebensowenig kann man ihn einen bewussten Atheisten oder Antitheisten nennen. Er rühmte sich vielmehr einer tieferen Gotteserkenntnis. Er hielt sich berufen, den verborgenen Ratschluss Gottes, das Glück aller Menschen, zu offenbaren und das Gottesgebot der Arbeitspflicht und des Arbeitsrechtes mit straffer Konsequenz zu betonen. «L'Ecriture nous dit que Dieu condamna le premier homme et sa postérité à travailler à la sueur de leur front; mais il ne nous condamna pas à être privés du travail d'ou dépend notre subsistance.» Er giebt also auf seine Art eine biblische Begründung des Rechtes auf Arbeit. Der Fourier'sche Mensch comme il faut tritt mit dem Anspruch auf: «je suis né sur cette terre; je reclame l'admission à tous les travaux qui s'y exercent, la garantie du fruit de mon labeur.»

Dass Fourier nicht in den Kern christlicher Wahrheit eingedrungen ist schon wiederholt bemerkt worden; es ist dies auch bewiesen durch die verschlungene und abenteuerliche Art seiner Reformpläne; denn die christliche Wahrheit hält es wie alle Wahrheit mit der Einfachheit und wendet sich vornehmlich an die persönliche Willensrichtung im Menschen und erwartet nicht das Glück in so hervorragendem Masse von der wirtschaftlichen Regelung der Dinge.

Wenn Fourier Gott als den Gegenstand aller Studien, als den Gipfelpunkt aller Lehren und seines eigenen Systems («le sommet de la doctrine») bezeichnet, so verbindet er doch keine klare Vorstellung mit Gottes Wesen. Er unterscheidet zwar zwischen Schöpfer und Geschöpf, gleichwohl ruht doch seine ganze Gottes- und Weltauffassung auf pantheistischer Grundlage. («Dieu est tout ce qui est.») Wohl kennt Fourier eine Offenbarung, aber sie besteht ihm in der Erkenntnis und Entfaltung der in Natur- und Menschenleben verborgenen Instinkte und Neigungen; auch kennt er ein Erlösungsprinzip; aber das, was von dem Fluch der Selbstsucht und Vereinzelung befreien soll, erblickt der soziale Newton in der „attraction universelle". Man sieht also, wo Fourier sich an die Bibel anlehnt, da thut er es aus religiösem Bedürfnis und in der Absicht, seine im Grunde doch materialistischen Reform- und Wirtschaftsgedanken christlich zu umkleiden. Es liegt darin doch eine indirekte Huldigung gegenüber dem Christentum, wenn man sich die höchste Weltbeglückung doch nicht anders als im Gewande des Christentums denken kann. In diesem Sinne nannten auch die Saint-Simonisten ihre Lehre, trotzdem sie zuletzt in einen Widerspruch gegen das biblische Christentum auslief, doch „le nouveau christianisme".

3. Verwirklichungsversuche.

Das Negative macht den Kritiker, das Positive den Reformer. Wie die meisten Sozialisten alter und neuer Schule war Fourier in der Kritik stark und scharfsichtig, in den positiven Reformvorschlägen schwach und abenteuerlich. Das war ein Grund mit, weshalb Fourier von seinen Zeitgenossen unbeachtet blieb. Allein seine Irrtümer entsprangen doch einer edlen Absicht; das Falsche war doch auch mit einigem Wahren gemischt. Und das erklärt es, weshalb die Theorien Fouriers später eine geistige Auferstehung feierten und nach manchen missglückten Versuchen doch eine günstige und grossartige Verwirklichung fanden. Es war vor allem Considérant, ein französischer Artillerieoffizier, ein Mann von Geist und Gemüt, der, von Fouriers Ideen erfüllt, seine

rische Laufbahn aufgab und sein Herz und Leben der Verbreitung läne Fouriers widmete. Er hat das Verdienst, die Ideen Fouriers phantastischen Gewandes entkleidet und sie in geistvoller Weise neue begründet zu haben. Seine Kritik an den bestehenden ıden war beissend. Vor allen Dingen goss er die Schale seines en Hohnes, darin dem Beispiel seines Meisters folgend, über die enen ungerechten Handelspraktiken aus «L'esprit mercantile souffle toutes les veines du corps social le corruption et l'égoisme.» Vom l meinte er: «sa littérature c'est la lettre de change; sa stratégie, la hausse et la baisse; son épée, c'est l'aune; sa victoire, c'est ıqueroute; son honneur, c'est l'argent; sa gloire, c'est l'argent.» lérant war zu klug, um die Gleichmacherei der modernen Sozialisten cht und möglich zu halten. «Les doctrines égalitaires sont ab- .» Ja, man kann die Notwendigkeit der natürlichen und deshalb sozialen Unterschiede nicht pointierter ausdrücken, als es der rhafte Schüler Fouriers in der epigrammatischen Wendung gethan lass wenn die Ungleichheit nicht von Natur gegeben sei, so ə man sie erfinden «si l'inégalité n'existait pas, il faudrait l'in- .» Considérant deutete die utopische Attraktionstheorie um in die indung von Kapital und Arbeit. Dass die Zwietracht zwischen l und Arbeit den Weltkrieg schürt, die Blüte alles Glückes zer- während die einträchtige Verbindung beider aller Eifersucht und Unfrieden wehrt, die Hütten in Paläste verwandelt und alle haftlichen und geistigen Güter mehrt — diesen Gedanken ver- ːhen die folgenden Verse:

«Par la discorde on enfante la guerre,
Par l'union l'on cimente la paix;
L'une amoindrit le palais en chauminière,
L'autre agrandit la chauminière en palais.
Tout noble accorde s'obtient par la sagesse.
Des droits rivaux montrez-vous moins jaloux,
Associez Talents, Travail, Richesse;
Comme les rois, peuples unissez-vous!»

ıber der glühenden Poesie entsprach nicht die nüchterne Prosa. lérant war es durch seine litterarische und agitatorische Thätig- n Verein mit Gesinnungsgenossen gelungen, zur Verwirklichung Fourier'schen Ideen grosse Summen zusammenzubringen. Es ə sich ein weitverzweigtes Comité behufs Begründung einer ıstère in Texas. Aber der Versuch scheiterte kläglich. Nach ahren (1854—1857) war das Kapital der „Europäisch-Amerika- n Colonisations-Gesellschaft zu Texas" in der Höhe von vier ıen Mark verloren. An der Unvollkommenheit, ja Schlechtig-

keit der Kolonisten machten die idealen Theorien Fiasko. Nicht bess gestaltete sich das Los aller ähnlichen Versuche, die man mit d Durchführung der Fourier-Considérant'schen Pläne in Amerika ur Afrika machte. Nur ein Versuch sollte glücken und zwar konnte glücken, weil er unter selten günstigen Voraussetzungen unternomm wurde. Wir meinen die Familistère de Guise des oben erwähnten And Godin in Frankreich. Godin hat sich gebildet an der Lehre Fourie die er als Mann der Praxis natürlich stark ermässigte. Sein Urt lautete: Fourier hat sich in den Mitteln arg vergriffen, aber der Gedan eines gerechten Ausgleiches zwischen Gütererzeugung und Güte verteilung ist gut und verdient in die Wirklichkeit übertragen werden. «Fourier a pu se tromper sur les moyens d'applicatio mais l'étude et la pratique feront découvrir et rectifier les erreu qu'il a pu commettre; le principe d'un ordre nouveau dans la Re partion de la richesse n'en restera pas moins acquis à l'humanité. Godin hatte zunächst in seiner grossen Eisenfabrik die Gewinn beteiligung mit gutem Erfolg eingeführt; seit 1880 hat er sei weltberühmtes Etablissement in eine grosse Produktivassociation um gewandelt. In dem Familistère oder dem „Palais social" hat er di Phalanstère Fouriers frei copiert. In diesem Kolossalgebäude, wovon Dr. Post in seinem Werke „Musterstätten persönlicher Fürsorge seiten der Arbeitgeber u. s. w." eine gute Abbildung und detaillierte Beschreibung liefert, befinden sich „auf genossenschaftlicher Grundlage beruhende Konsumvereine, eine gemeinsam bewirtschaftete Fleischerei, Bäckerei, Gastwirtschaft, Bade- und Waschanstalt u. s. w." Die Pflege und Erziehung der kleinen Kinder erinnert sehr stark an die von F. in der Phalanstère vorgesehene. Allen Beteiligten wird ein Existenzminimum garantiert, und zwar aus den Mitteln des aufgespeicherten Reservefonds. Während so ein Lieblingsgedanke Fouriers seine Anwendung gefunden hat, ist natürlich das Gesetz der „Serien" und die „Papillonne", d. h. der zweistündige Wechsel in der Arbeit, als völlig unbrauchbar fallengelassen worden.

Über die „Familistère de Guise, association cooperative du capital et du travail" urteilt Geh. Rat Post in dem angeführten Buche S. 283 folgendermassen: „Das stete, aber ungezwungene Zusammenleben und Wirken, das häufige Begegnen bei Arbeit und Erholen hilft einen freundlichen Verkehr unter den Bewohnern des Familistère unterhalten. Der sittliche Einfluss eines solchen Zusammenlebens, wo das Betrage des Einzelnen der Gesamtheit stets offen liegt, wirkt anregend zum Guten und verhindert das Böse. Da alle Beteiligten, Direktor, Beamte Baumeister, Werkmeister, Verkäufer und Arbeiter mit ihren Familie

unter einem Dache wohnen, so wird die Interessengemeinschaft gefördert, werden die Gegensätze gemildert.“ Dies ist ein beachtenswertes Urteil, und es wird besonders bei der Frage, ob Kolossalgebäude oder Einzelhäuser, die sogen. „cottages“, für Arbeiterwohnungen das Beste seien, mitsprechen. Man sieht, die äussere Form thut es nicht; es kann das Familienglück bei denen, welche sprechen können: „my house is my castle“ ebenso verkümmern, als es andererseits auch bei zahlreichem Zusammenleben unter einem Dach gedeihen kann. Prof. Warschauer äussert sich über die Familistère und ihre sozialen Wirkungen nicht minder günstig als Dr. Post, wenn er S. 120 a. a. O. schreibt: „Not und Elend ist wesentlich gemildert, entstehender Armut wird durch das zu gewährende Existenzminimum vorgebeugt, die Moral und Bildung der Arbeiter hat sich gehoben, ihre berufliche Leistung ist gestiegen und Arbeitseinstellungen sind nie erfolgt.“

Ob der Geist des nunmehr verstorbenen Begründers auch weiterhin die Einrichtungen beseelen wird und ob die Produktivassociation den unberechenbaren Krisen auf die Dauer Widerstand zu bieten vermag, bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall zeigt die Familistère klar und beweiskräftig, dass auch, ohne die ganze Gesellschaftsordnung umzustürzen, ein reformatorischer Wille grosses zum Heile Tausender vollbringen kann. Am Eingange hoben wir hervor, dass das Utopische den Beginn der sozialistischen Bewegung in Frankreich bezeichne. Es gehört nun zu den Widersprüchen, an denen alles wirkliche Leben so reich ist, dass gerade der aus phantastischen Geistesquellen entsprungene französische Sozialismus es doch zu einer grossen praktischen Schöpfung gebracht hat, die ihresgleichen in der Welt sucht. Fourier, der Romantiker des Sozialismus, fand für seine Ideen in Considérant den feingeistigen Theoretiker und in Godin einen genialen Praktiker. Gleichwohl darf Godins Meisterwerk natürlich nicht als Beweis für die Verwendbarkeit des Fourier'schen Systems im allgemeinen gelten. Es beweist vielmehr nur, wie ideale Mächte auch durch die Nebel der Irrtümer noch hindurchleuchten und gleich Sonnenstrahlen in den Herzen grossangelegter Naturen schlummernde Keime, gute Gedanken zu einem segensvollen Leben und Wirken erwecken können. Von den derzeitigen Häuptern der deutschen Sozialdemokratie, welche auf der Bank der Religionsspötter und Ideenverächter sitzen, wird man, trotz der „Wissenschaftlichkeit“ ihrer exakten Methode, eine gleiche oder ähnliche Wirkung nicht erwarten dürfen.

X.

Der Russe Leo Tolstoj und sein soziales Evangelium.

1. Tolstoj als Schriftsteller, Christ und Reformator.

Wenn drei Deutsche ausnahmsweise einmal nicht drei oder gar vier verschiedene Ansichten haben, so begründen sie einen Verein, eine Zeitung, eine Partei oder eine „Richtung". Nach diesem Gesetz hat nunmehr auch eine „Regenerationspartei" das Licht der Welt erblickt. Sie hat laut Zeitungsinseraten ihre erste Jahresversammlung Ende Juni dieses Jahres zu Frankfurt a. M. abgehalten. Diese neue Vereinigung will eine „Wiedergeburt der Völker" herbeiführen und als Vorbedingung hierzu die wachsende Korruption bekämpfen. Als geistigen Führer in diesem Kampfe hat man nun nicht Herrn v. Egidy, sondern den Russen Leo Tolstoj gewählt. Wahrscheinlich verdankt diese allerneueste Gründung ihr Entstehen der Erkenntnis, dass es noch nicht genug Reformatoren, Parteien, Gruppen und Grüppchen giebt. Da man gegen Überzeugungen bekanntlich nicht viel ausrichtet, so unterlasse ich den Versuch, das offenbar tiefempfundene Bedürfnis nach einer neuen sittlich-sozialen Parteibildung irgendwie zu bestreiten. Ob nun die Tolstoj'sche Regenerationspartei wachsen, blühen und gedeihen wird, weiss ich nicht. Ob der Tolstoj'sche Reformgedanke es zu einer fest organisierten Richtung mit Statuten und Programmen, Kongressen und Festmählern bringt, ist an sich auch gleichgiltig; wichtiger erscheint die Thatsache, dass Tolstoj einen Leserkreis um sich gesammelt hat, der wie eine Art religiöser Gemeinde zu ihm als Herrn und Meister emporblickt. Und diese Lesergemeinde wächst; das Interesse an Tolstoj steigt. Darum widmen wir ihm eine besondere Darstellung.

Zweifelsohne ist Tolstoj unter den ausländischen, bei uns eingebürgerten, Schriftstellern entschieden die merkwürdigste und interessanteste Erscheinung. Das gilt auch schon von seiner äusseren Lebensführung.

Leo Nicolajewitsch Tolstoj (geb. 1828 zu Poljana im Gouvernement Tula), einem hohen Adelsgeschlecht entstammend, einstiger Kavalier und Artillerieoffizier, hat mit den gesellschaftlichen Traditionen seines Hauses und Standes gebrochen. Erfüllt von hoher Begeisterung für den landwirtschaftlichen Beruf, hat er freiwillig und freudig die Sitten eines schlichten Bauern angenommen. Er lebt fern ab vom Getriebe der grossen Gesellschaft und entfaltet eifrigst eine persönliche und schriftstellerische Thätigkeit, als deren Ziel er die Erziehung des Volkes und die Beeinflussung der gebildeten Kreise betrachtet. Eigentümlich wie sein Lebensgang ist auch seine Weltanschauung. Und wenn die letztere auch inhaltlich nichts Neues bietet, so übt doch die Art, wie sie geltend gemacht wird, auf viele einen mächtigen Reiz aus. Darin, dass er die glänzende Hülle von dem Abgrund unserer modernen Kultur- und Sittenzustände reisst, könnte man Tolstoj mit Ibsen und Turgenjew vergleichen. Allen dreien erscheint das gegenwärtige Geschäfts- und Gesellschaftsleben wie ein grosses, mit Trümmern übersätes Schlachtfeld. Im Kampfe ums Dasein dient der Fall des einen Menschen dem andern zum Schemel seiner Macht. Die sozialen Gegensätze zerreissen das ganze Gemeinschaftsleben. Die Menschen, statt sich gegenseitig zu lieben und einander zu helfen, bekämpfen sich unter zivilisierten Formen wie blutdürstige Tiger und Leoparden. Die moderne Gesellschaft ist eine grosse Infektionskrankheit. Die Stützen dieser Gesellschaft sind morsch und faul; ihr Glanz und ihre Freuden sind doch nur wie ein trübes Licht in der Totengruft, gleichen den Goldfranzen am Leichentuch. Des Menschen Leben und der Welt Lauf ist ein Gemisch von Neid und Bosheit, ein Trauerspiel von Sünde und Unglück. — Mit diesen Sätzen haben wir die Quintessenz, das Ergebnis der sozialen Kritik bezeichnet, welche die drei genannten Schriftsteller an den bestehenden Zuständen üben. In dem negativen Urteil sind sie sich verwandt; nicht aber in den positiven Besserungsmitteln. Ibsen geisselt die Unsittlichkeit des gebildeten Heidentums, verherrlicht aber dessen Unglaube; soweit er sich überhaupt auf Reformvorschläge einlässt, empfiehlt er die Rückkehr zur Natur und Arbeit. Turgenjew verhöhnt den echten und den geschminkten „Glauben der Väter“ und richtet seinen Lesern, die mit ihm ins Schiff des Unglaubens gestiegen, den Kompass nach den nihilistischen Glühlampen. Ganz anders Leo Tolstoj. Er verkündigt das Christentum als den Rettungsfelsen im uferlosen Meer der Sünde und Schuld, als die einzige Grundlage zu einem sittlich-sozialen Neubau.

Es fragt sich nun, welcher Art ist sein Christentum? Denn dass allein das Christentum das Einzel- und Völkerleben erneuert, sittlich verjüngt und

kräftigt, hat die Kirche Christi ja beinahe 2000 Jahren verkündigt. Wenn also auch Tolstoj mit Propheteneifer auf die rettende Macht des Christentums hinweist, so muss er von der christlichen Lehre entweder eine neue Auslegung geben oder eine besondere Anwendung fordern. Beides ist aber streng genommen nicht der Fall. Tolstojs Grösse und religiöse Eindrucksfähigkeit zeigt sich da, wo er die allbekannten Thatsachen des christlichen Bewusstseins: den Zusammenhang von Sünde und Elend, die Tugenden der Liebe und Versöhnlichkeit, die Laster der Geldsucht und der Zwietracht schildert. Was Tolstoj hierbei über die Fragen und Aufgaben des religiösen Lebens sagt, ist nicht neu; aber die alte Wahrheit hat seine Seele erfasst, sein Herz durchglüht, ist ihm selber ein Stück persönlichen Lebens geworden. Darum haben manche seiner Schriften eine so tiefergreifende Wirkung; denn nur da, wo das Religiöse sich mit dem Leben verbindet, wird es wiederum geistiges Leben erwecken und das geweckte dauernd beeinflussen. Diese Macht ist vor allen Tolstojs „Volkserzählungen" eigen. Es werden in den meisten von ihnen Themata behandelt, welche den Geist religiöser Wärme und christlicher Wahrheit atmen. „Wo Liebe, da ist Gott"; „die Menschen leben nicht davon, dass sie für sich selbst sorgen, sie leben von der Liebe, die in den Menschen ist". Nicht in äusserer Armut und abhängiger Stellung, sondern in Geld- und Habsucht ruht die Wurzel alles Menschenleides. Das was man „Glück" nennt, kann keine wahre Befriedigung bieten. Denn „Glück rollt wie ein Rad: den einen hebt's in die Höhe, den andern schleudert's in die Tiefe." Und was ist das Gold? „Übers Gold fliessen die Thränen." „Ohne Gold hat man Qual, und mit dem Golde verdoppelt sich die Qual." „Überfluss ist's, der den Menschen anstachelt: gleich beginnt er auszuhecken, wie er sich belustigen soll." Aber in der Belustigung reift das Verderben, im Fett erstickt Gottesfurcht und Liebe. Umgekehrt hat das Unglück eine erzieherische Macht, wenn man es mit Geduld und Gottvertrauen erträgt. „Beuge dich vor dem Unglück und es beugt sich vor dir." Jgas Weib, die mit ihrem Manne einst in sündhaftem Reichtum gelebt und nachher in der Not wieder Gottesglauben und Herzensfrieden gefunden, legt folgendes Bekenntnis ab: „Narren waren wir, dass wir einst um den Verlust unseres Reichtums weinten. Als wir reich waren, hatten wir keine Stunde Ruhe, konnten uns nicht aussprechen, an die Seele denken, zu Gott beten. Sorge folgte der Sorge, Sünde der Sünde — wir hatten keine glückliche Stunde. Erst jetzt, seit mehr als einem Jahre, als uns nichts übrig geblieben war und wir als Arbeiter leben, haben wir das wahre Glück gefunden und brauchen kein anderes." Dem Feinde

feurige Kohlen aufs Haupt zu sammeln, durch Grossmut und Versöhnlichkeit den stolzen Nacken des Gegners zu beugen und sein hartes Herz zu gewinnen, diese Pflicht der christlichen Nächstenliebe feiert Tolstoj in mannigfacher Weise. „Böses mit bösem vergelten ist nicht nach Gottes Gebot. Einen Menschen töten ist nicht schwer, aber das Blut bleibt in deiner Seele kleben. Du hast böses in dir noch böser gemacht.“ Dass jede Sünde eine neue hervorruft, und jedes Unrecht durch ein anderes gestraft wird, zeigt Tolstoj in den Schicksalen der Menschen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten. In dem Roman „Anna Karenina“ wird u. a. geschildert, wie die Sünde des Ehebruchs in der vornehmen Welt aus kleinen leichtsinnigen Anfängen mit innerer Folgerichtigkeit zum Verbrechen heranwächst, welches diejenigen zermalmt, welche sich ihm geweiht haben. In noch weit erschütternder Art wird dasselbe Thema in dem Volksdrama behandelt: „Die Macht der Finsternis“ oder: „Reiche dem Bösen einen Finger, so fasst er die ganze Hand.“ Dieses Stück führt uns in das Leben russischer Kleinbauern hinein; es ist dermassen realistisch, dass es keine Bühne aufzuführen gewagt hat. Aber Tolstojs Realismus ist ein anderer als derjenige der sog. „Realisten“. Tolstoj schildert die ganze Wahrheit; wohl malt er in dem erwähnten Drama die Macht der Finsternis mit grauenvollen Farben; die Geister des Abgrundes erheben sich und das tierische Blut im Menschen kocht in allen Adern; aber es reagiert doch auch die Macht des Gewissens und das Licht siegt zuletzt über die Finsternis. Unter raffinierten Scheusalen und Bestien findet sich doch ein gottesfürchtiger einfacher Bauer, und er bewirkt mit seinem Christentum die Lösung in einem sittlichen Wirrwarr sondergleichen. Es ist der alte ungelenke, aber fromme Akim. Das Gewissen seines Sohnes ist mit mehrfachem Ehebruch belastet, seine Hände sind mit dem Blut des Kindesmordes besudelt. Äusserlich ist alles geglückt, Gesetz und Ehre sind dem Scheine nach gewahrt. Aber nun erfasst mit elementarer Gewalt den Sohn die Reue, er will alles in Stücken schlagen, er sucht den Strick, sich zu erhängen; allein er fühlt: das erleichtert sein Herz nicht. Da kommt der alte verachtete Vater und zum ersten Male findet er Gehör: „Sprich alles von der Seele herunter, dann wird es dir leichter sein. Thue Busse vor Gott — fürchte dich nicht vor den Menschen!“ Und der schuldbeladene Sohn bittet alle, an deren Verderben er schuld hat, demütig um Verzeihung und stellt sich selber dem Gericht. Nachdem er sich, nicht nur der bösen Thaten, sondern auch der bösen Gedanken, für schuldig bekannt, umarmt ihn der alte Vater unter den Schlussworten: „Gott verzeiht dir, mein Kind.

Du hast kein Mitleid mit dir gehabt, du hast dich nicht geschont; Gott wird mit dir Mitleid haben."

Was nun die Durchführung der oben angeführten charakteristischen Gedanken betrifft, so bekundet der Verfasser eine hohe psychologische Meisterschaft. Aber nicht nur dies: einige der „Volkserzählungen" üben in ihrer schlichten Einfachheit, Gedankentiefe und Lebenswahrheit eine solche Wirkung aus, dass sie unter den weltlichen Litteraturerzeugnissen als diejenigen bezeichnet werden können, welche den Erzählungen und Gleichnisreden des Neuen Testamentes verhältnismässig am nächsten kommen.

All das Gesagte bezieht sich auf Tolstoj sofern er die Macht der Religion für das persönliche Leben der einzelnen Menschen schildert. Wesentlich anders aber muss sich das Urteil über Tolstoj als christlich sozialen Reformator gestalten. Und das letztere will er ja sein. Mehr noch als den einzelnen zum christlichen Frieden zu führen, scheint ihm daran zu liegen, die moderne Kulturwelt mit der Predigt von der christlichen Liebe zu geisseln. In diesem Punkte könnte man ihn mit Thomas Carlyle (s. S. 157) vergleichen. Wir haben bei anderer Gelegenheit auch bereits die beiden Männer gegenübergestellt. Nach meinem Dafürhalten fällt der Vergleich zu Gunsten des Engländers aus. Auch Carlyle hat einem kaltherzigen eigensüchtigen Volke, das in Gefahr stand, über dem äusseren Schein das innere Wesen zu verlieren, Liebe und Wahrheit gepredigt. Aber seine Liebe erwuchs aus dem Glauben. War Carlyles Glaube auch nicht der korrekte Kirchenglaube, so enthielt er doch Hauptstücke protestantisch christlicher Wahrheit. Auch Carlyle geisselte die Verirrungen der Kirche, ohne aber ihre hohen Aufgaben, die ihr von Gottes- und Geschichtswegen zuerteilt sind, zu verkennen. So kam es auch, dass eifrige Diener der Kirche und der Wahrheit ihr Herz mit Begeisterung den Carlyle'schen Ideen erschlossen. Auch Carlyle liebte das Volk und predigte überzeugungsvoll und furchtlos, aber er verfiel doch niemals in eine Verhimmelung der Proletarier. Er wusste wohl, dass die Massen der Proletarier die bestehende Welt zwar in Scherben zerschlagen können, aber er wusste auch ebenso gut, dass sie keine neue bessere errichten können und dass es zuletzt nur die grossen glaubenserfüllten Persönlichkeiten sind, welche als Organe der göttlichen Offenbarung neues schaffen, grosses leisten. Carlyles Auffassung des „grossen Mannes" leidet nicht an Irrtümern und Einseitigkeiten; aber es sind Irrtümer, welche die grosse Wahrheit des geistigen Aristokratismus nicht aufheben. Bei aller Versöhnlichkeit und dem Lob, das auch Carlyle der alles überwindenden Macht der Liebe widmet, verleugnet Carlyle niemals das

germanische Gefühl des Selbstbewusstseins, welches zu der Wahrheit vom Erdulden des Unrechtes die Verpflichtung gesellt, das Böse mit Energie zu bekämpfen.

Wenn nun Tolstoj in vielem mehr einen Gegensatz als ein Gegenstück zu Carlyle darstellt, so ist dies nicht zum geringsten auf den Unterschied des Volkscharakters, des Staatslebens und der Lebenserfahrung zurückzuführen. Wenn Tolstoj, wie wir weiter unten werden zu zeigen haben, auch für die öffentlichen und staatlichen Verhältnisse vergebende Liebe und Nachsicht fordert, so spricht sich hierin nicht bloss die christliche Versöhnlichkeit, sondern auch ein slavischer Nationalzug aus: die Passivität. Denn bei allen ungestümen Wutausbrüchen konjugiert das Slaventum die Zeitwörter vorwiegend in der passiven, das Germanentum aber in der aktiven Form. In der Passivität findet in der guten Richtung die dem Russen eigentümliche Neigung zur Versöhnlichkeit ihren Naturgrund. Möglich, dass die Vorsehung später einmal ein christliches Russentum zum Träger einer christlichen Eigenschaft erwählt, dem das Germanentum von Hause aus eine gewisse Schwierigkeit entgegenstellt. — In der Art und Weise, wie Tolstoj über die Kirche und Kultur überhaupt aburteilt, verraten sich die Nachwirkungen seiner persönlichen und trotz aller Reisen doch einseitigen Lebenserfahrungen. Tolstoj war in seinem Heimatlande wiederholt Zeuge von subalterner Rohheit, die im Namen des christlichen Staates begangen worden. Das Wort Napoleons über die Russen „ôtez l'épiderme et vous verrez le barbare" hat ihm die Perspektive gegeben für die Beurteilung des offiziellen Russlands, d. h. des mit Kulturfirnis übertünchten asiatischen Barbarentums. Aber auch auf Reisen im Ausland, inmitten der Centren des westeuropäischen Kulturlebens, ist ihm in der gebildeten und sich christlich nennenden Gesellschaft eine Kaltherzigkeit, eine Heuchelei sondergleichen begegnet. Besonders aber haben ihn seine Erfahrungen, die er mit dem russischen Kirchen- und Staatstum gemacht, mit einer oppositionellen Grundstimmung gegen alle Kirchen- und Staatsformen erfüllt. — Tolstoj gehört zu den modernen Reformatoren, welche glauben, die Bedeutung des wahren Christentums für das Volksleben zuerst entdeckt und die geistigen Nebel und Nachtschatten zuerst gelichtet zu haben. Im Jahre 1884 legte Tolstoj sein Credo nieder in einem Buch, das den Titel führt: „Worin besteht mein Glaube?" Ausgehend von dem Herrenwort in der Bergpredigt: „Widerstrebet nicht dem Übel mit Gewalt" sucht er nachzuweisen, dass alle christlichen Kirchen und Staaten durch Nichtachtung dieses fundamentalen Gebotes das Christentum bis zur Unkenntlichkeit entstellt hätten. Dies Buch von der Censur in Russland verboten, wurde im

Ausland eifrig verbreitet und verschaffte dem Verfasser den Beifall vor einigen Sozialisten, Mennoniten, Quäkern und von anderen politischen und religiösen Sektierern.

2. Darstellung und Kritik von Tolstojs neuestem Werke: „Das Reich Gottes ist in Euch".*)

Die in früheren Schriften mehr gelegentlich geäusserten religiös-sozialen Anschauungen finden in diesem Buche eine systematische Zusammenfassung. Es handelt sich um eine Beurteilung bezw. Verurteilung der gegenwärtig in allen Ländern herrschenden kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Aber für einen solchen Zweck scheint schon der Titel möglichst ungeschickt gewählt, welcher vielmehr eine Darstellung des christlichen Einzellebens, nicht aber eine solche des sozialen Volkslebens erwarten lässt. So gross Tolstoj sich in der psychologischen und novellistischen Schilderung religiöser und sittlicher Thatsachen zeigt, so schwach erscheinen andererseits selbst in seinen bedeutendsten Romanen die Versuche, eine neue Moral oder Weltanschauung begrifflich zu entwickeln. Wenn das neueste Werk selbstverständlich manche treffende Urteile, überraschende Vergleiche und Stellen von schriftstellerischer Schönheit enthält, so hat es doch im ganzen genommen die Schwächen früherer Werke, ohne deren hervorragende Vorzüge. Das Buch entbehrt völlig des spannenden Interesses; es fehlt die novellistische Einkleidung; zur Belebung dient hier und da die Mitteilung von persönlichen Erlebnissen, deren Wert aber nur darin liegt, dass sie uns viele Einseitigkeiten und Ausfälle des Verfassers erklären. Weitschweifigkeiten und Wiederholungen müssen wir als Begleit- und Folgeerscheinungen der Tolstoj'schen Vielschreiberei mit in Kauf nehmen. Die Bedeutung des Werkes beruht wesentlich darin, dass es uns des russischen Sozialreformers alte und neue Religions- und Staatsideen im Zusammenhang vorführt.

In den Einleitungskapiteln giebt der Verfasser eine Reihe von zustimmenden Ausserungen wieder, welche ihm für seine Theorie, „dem Übel nicht mit Gewalt zu widerstreben," zu teil geworden sind. Tolstoj macht dabei die ihn überraschende Wahrnehmung, dass diese seine Ansicht (die sog. non-résistance-Theorie), die er im Anschluss an Matth. 5, 39

*) Der genaue Titel lautet: Leo N. Tolstoj: „Das Reich Gottes ist in Euch oder das Christentum als eine neue Lebensauffassung nicht als mystische Lehre." Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von R. Löwenfeld. Deutsche Verlags-Anstalt. 1894. Preis 5 Mk.

entwickelt, eigentlich schon recht alt ist und wiederholt, mit und ohne Erfolg, von andern „Einspännern" aufgestellt worden.

Da Tolstoj von der Voraussetzung ausgeht, dass das Christentum gründlich verdorben sei, so hat er zunächst die Ursachen des Verderbens aufzusuchen. Er findet sie in der Verbindung des Christentums mit der weltlichen Macht. „Christus hat mit Hilfe seiner Jünger die ganze Welt in sein Glaubensnetz eingefangen, die grossen Fische aber haben das Netz durchlöchert und sind herausgeschlüpft, und durch diese von den grossen Fischen gemachten Löcher sind auch alle übrigen entwischt, sodass das Netz beinahe leer geworden ist. Die grossen Fische, die das Netz durchlöchert haben, sind die Machthaber, die Kaiser, die Päpste, die Könige, die ohne ihrer Macht zu entsagen, weniger das Christentum als seine Macht angenommen haben." (S. 30.) Überall da, wo man noch schwört und richtet, Todesstrafe vollzieht und Kriege führt, wo mancher Rache nimmt und Gewalt übt — da herrscht nicht Christi Geist. Wo man die genannten Dinge gar im Namen Jesu und zur Verherrlichung seines Reiches thut, da treibt man Gottesarbeit mit Teufels Werkzeugen. Tolstoj vergisst in seinem, man möchte sagen, sektiererischen Eifer die Thatsachen, dass Christus selber geschworen, dass er die Pharisäer gegeisselt, dass ihm vom Vater das Richteramt übertragen und dass er die Todesstrafe, die in der Zerstörung Jerusalems am israelitischen Volke vollzogen worden, nicht abgewandt hat; dass die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, diese apostolische Lehre ignoriert er. Übrigens beeinträchtigt er nicht wenig den Nimbus der unbedingten Friedensliebe, mit dem er sich umgiebt, wenn er selber richtet, und zwar sehr scharf. Er nennt die Reden der (nicht bloss russischen) Beamten und Geistlichen Lüge und Betrug. — Als die Hauptwurzel aller grundfalschen Auffassungen vom Christentum bezeichnet Tolstoj den Wahn, ein Christ sein zu wollen, und dabei doch nicht den bisherigen selbstsüchtigen, machthaberischen, unbrüderlichen Gewohnheiten und Gesetzen zu entsagen. Nein, sagt Tolstoj, die Anwendung der Lehre Christi auf die bestehende Ordnung fordert die Umgestaltung der Lebensweise der Menschen. (S. 62.) Aber einer solchen folgerichtigen Verwirklichung des Christentums widersetzen sich drei Mächte: das kirchliche Bekenntnis, der vulgäre Unglaube und die dünkelhafte Wissenschaft.

Bei dem Unglauben liegt die Sache einfach: er hält das Christentum für eine überwundene Zeiterscheinung: die Lehre Christi ist unbrauchbar für unser industrielles Zeitalter. Will man besonders gnädig sein, so widmet man dem Christentum noch ein paar unverbindliche graziöse Gönnerworte, und hält die Bergpredigt nach Renans

Vorbild für eine zwar unpraktische, aber immerhin „schöne Schwärmerei du charmant docteur". (S. 66.)

Nicht minder verständnislos als das ausgesprochene Freidenkertum steht nach Tolstoj das offizielle Kirchentum der christlichen Wahrheit gegenüber: Grundlegend für die Kirche ist das nicäische Symbolum der Niederschlag absterbender Philosophiesysteme und der Ausdruck weltlicher Machtgebote. Thatsächlich soll aber in der Christenheit die Bergpredigt massgebend sein. Von der Bergpredigt behauptet Tolstoj dass sie das Symbolum gänzlich ausschliesse. In der Bergpredigt stellt Christus für den Einzelnen als Lebensgesetz die Liebe auf; die Form des menschlichen Gesamtlebens aber sei das Reich Gottes, das Reich des Friedens und des Seelenglückes. Die Erfüllung der Lehre Christi bestehe für den einzelnen in der Annäherung an die innere Vervollkommnung, in der Nachahmung Christi; die äussere Vervollkommnung der Welt sei bedingt durch die Aufrichtung des Gottesreiches. Das grössere oder geringere Mass von Heil hänge bei der christlichen Persönlichkeit nicht von dem bereits erreichten Grad der Vollkommenheit ab, sondern von dem Eifer und Tempo des Fortschreitens. „Das Vervollkommnungsstreben des Zöllners Zachäus, der Ehebrecherin, des Räubers am Kreuze ist nach dieser Lehre ein grösseres Heil als die nichtfortschreitende Frömmigkeit des Pharisäers; das verlorene Schaf ist kostbarer als neunundneunzig nicht verirrte; der verlorene Sohn gottgeliebter als der nie verlorene." (S. 74.) Diese biblisch richtige, und natürlich von keinem „Bekenntnischristen" bestrittene Auffassung, dass nur die Hungernden und Dürstenden und nicht die Satten und Gerechten christlich leben, d. h. fortschreiten und am „innern Menschen" gewinnen können, veranschaulicht Tolstoj an einem treffenden Gleichnis; „der wasserreichste Strom kann einem vollen Gefäss auch nicht einen neuen Tropfen Flüssigkeit zuführen". (S. 70.)

Das Bekenntnis der Kirchen erscheint dem russischen Reformator deshalb als eine Missbildung der christlichen Wahrheit, weil es sich auf eine übernatürliche Offenbarung, den mystischen Untergrund, welcher Priester- und Königsherrschaft trägt und stützt, beruft. Aber wozu denn das Übernatürliche? Die sittlichen Gebote und Ideale der Bergpredigt gehen nach Tolstoj auf den einen Satz zurück: „Thue andern nicht, was Du selbst nicht willst, dass es Dir andere thun." Um diese Forderung zu begreifen, bedarf es keines göttlichen Eingriffes, sondern der Erkenntnis der menschlichen Natur. Die ursprüngliche Menschennatur verlangt vernunftgemäss nach Liebe, Frieden und Eintracht! Und das sagt derselbe Tolstoj, der so erschütternd wie wenige, die

dämonischen Mächte der Finsternis, die das Menschenherz erfüllen, geschildert hat! Ist die rationalistische Berufung auf die vernunftgemässe Menschennatur nicht geradezu tragikomisch bei einem Manne, dem das Herz zerspringen will beim Anblick all des Jammers, den menschlicher Eigennutz, Sklavensinn und Allmachtsrausch in der Welt angerichtet? Wenn er seine Welterneuerung auf die liebebedürftige Menschennatur, mit Ausschluss göttlicher Geisteswirkung, gründet, so verfällt er dem alten Irrtum der Rousseau'schen Geistesrichtung. Zu einem Vertreter dieser Schule, einem Manne, der auf die Güte und Vernünftigkeit der Menschen seine ausschliessliche Hoffnung setzte, sagte einst Friedrich der Grosse in seiner Weise das geflügelte Wort „Mon cher, vous ne connaissez pas cette race." — Indem die Christenheit sich sehr früh von dem Satz, der keine Wunder fordert, „thue keinem anderen, was Du nicht wünschest, dass man Dir thue," entfernte und sich dem „lästerlichen Irrtum" zuwandte, dass der Mensch nicht erlöst werden kann aus eigener Kraft, war nach Tolstoj die Möglichkeit und Notwendigkeit für den Glauben an die Gottessohnschaft des Erlösers, an die Wunderkraft und den Heiligen Geist gegeben.

Schon diese Andeutungen und Citate beweisen zur Genüge, dass Tolstoj, der ja schon manche Wandlung durchgemacht, von der „Mystik", welcher er noch vor wenigen Jahren huldigte, zu dem in allen Kulturländern bereits überwundenen Rationalismus übergegangen ist. Er hat die Tiefe mit der Flachheit, den Wein mit Wasser, das historische Denken mit journalistischen Redensarten vertauscht.

Wie ist es nun überhaupt zu einer „Kirche" gekommen? Sie ist auf dem Boden des unchristlichen Wunderglaubens erwachsen und von menschlichen Interessen geformt worden. Christus hat keine Kirche gegründet. „Im Evangelium findet sich ein höchst einleuchtender und klarer Hinweis gegen die Kirche, als die einer äusseren Autorität, an der Stelle, wo es heisst, die Schüler Christi sollen niemand Meister oder Vater nennen." (S. 80.) Die Kirche, wie sie Kirchenmänner darstellen, ist eine Vereinigung von Menschen, die von sich behaupten, dass sie im völligen und ausschliesslichen Besitz der Wahrheit sind". (S. 87.) Weil nun aber ein wahrer Jünger sich stets der Unvollkommenheit seiner Erkenntnis bewusst ist, so, schliesst Tolstoj, „ist die Behauptung, die ein Mensch oder eine Vereinigung aufstellt, ich oder wir sind im Besitze der vollkommenen Erkenntnis und Erfüllung der Lehre Christi — eine Lossagung von Christi Geist". (S. 96.) Mit diesem von Tolstoj konstruierten oder doch nur auf den römischen und griechischen Katholizismus passenden Kirchenbegriff, der sich in einer unfehlbaren Institution ausprägt, ist auch schon die Definition für die „Ketzerei"

gegeben. Unter Ketzerei versteht man den Widerspruch gegen die lega durch weltliche Gewalt geschützte Kirchenlehre. (S. 92.) Da nun Christ gar keine Kirche als Institution, als unfehlbaren Organismus eingese hat, andererseits aller Fortschritt in der religiösen Erkenntnis zue als Ketzerei verurteilt worden, so ergiebt sich für Tolstoj als ga „naturgemäss", dass die Kirchen „stets Einrichtungen waren, e nicht bloss der Lehre Christi fremd, sondern geradezu feindse waren; und sie müssen es sein". „Nicht umsonst ist die Geschic der Kirche eine Geschichte der grössten Grausamkeiten und Scheussli keiten." (S. 96.)

Wenn nun gleichwohl in der Kirchengeschichte es nie an einzelten hochherzigen Persönlichkeiten gefehlt hat, so lag das in vorzüglichen Natur solcher Menschen, deren Charakter selbst n durch den Irrtum der Kirchenpraxis verdorben werden konnte. Beweis für die Wahrheit seiner Kirchencharakteristik beruft sich To zunächst auf die orthodoxe Kirche Russlands. Nun giebt er erregte Schilderung von der Thätigkeit der russischen Kirche, wel unter dem Schutz der despotischen Staatsknute der Hundertmillio masse des russischen Reiches, dem niederen Volke veraltete Glaube anschauungen einprägt und das ganze Leben des Menschen von d Geburt bis zum Grabe mit inhaltlosen Ceremonien umgiebt. (100—10 Sieht man von dem ab, was die Geistlichkeit in theologischen Zei schriften mit einem Schein von Wissenschaftlichkeit und Liberalismu schreibt, so kommt die Thätigkeit des russischen Klerus darauf hinau das Volk mit dem Hochdruck des Aberglaubens zu hypnotisiere Wenn Tolstoj die Auffassung des deutschen Protestantismus von de „unsichtbaren Kirche" als einer Gemeinschaft aller Christgläubigen un der äusseren organischen Kirche, als einer geschichtlich gewordene Institution, die zwar Träger und Hüter der Wahrheit, aber als Recht organismus nicht Gegenstand des Glaubens ist, kennte, so würde sein Urteil, das ihm die russische Kirche nahegelegt hat, nicht a alle christlichen Kirchen übertragen haben. Freilich führt auc Tolstoj deutsche und französische Kirchendefinitionen an; allein m merkt, dass er damit gar keine rechte Vorstellung verbindet; daru beweisen ihm auch die Citate aus lutherischen Katechismen nich Das Gebaren der russischen Staatskirche in Verbindung mit ein pa aus dem Zusammenhang gerissenen, willkürlich ausgelegten Bibelstell verleiten Tolstoj zu dem Resumé, dass ein Mensch, der an die Leh der Kirche und ihre Predigt von der Vereinbarkeit der Todesstrafe u der Kriege mit dem Christentum glaube, nicht mehr an die Brüd lichkeit der Menschen glauben könne. Die Thätigkeit der offiziell

Kirche, die den Menschen eine falsche Auffassung der Lehre Christi einprägt, bilde das Hindernis ihrer richtigen Auffassung für den grössten Teil der sog. gläubigen Menschen. (S. 107 und 119.)

Das IV. Kapitel des Buches mit seiner Verteidigung des Christentums gegen den Chauvinismus der Wissenschaft enthält, wenn auch nicht in der positiven Begründung, so doch in den Behauptungen neben vereinzelten Schwärmereien manch treffende Wahrheit.*) „Die Religion ist nicht, wie die Wissenschaft meint, eine Erscheinung, die zu einer gewissen Zeit die Entwickelung der Menschheit begleitet hat und späterhin überlebt war, sie ist vielmehr eine dem Leben der Menschheit stets innewohnende Erscheinung und in unserer Zeit ebenso unvermeidlich und der Menschheit innewohnend, wie zu irgend einer anderen Zeit." (S. 122.) „Das Wesen der Religion liegt in einer Neubestimmung des Sinnes des Lebens, aus dem auch eine andere, die ganze Thätigkeit der Menschheit beeinflussende Macht hervorgeht." (S. 123.) Die Religion ist Leben und wer das Christentum aus den Dogmen bloss erkennen wollte, der gliche einem Tauben, der die Bewegung der Musikanten für das Wesen der Musik erklärte. Das Christentum enthält und ermöglicht die höchste Lebensauffassung. Im ganzen giebt es drei Lebensauffassungen: 1. die tierische oder persönliche: der Mensch lebt sich selber, der Befriedigung seiner Begierden, seinem Genuss. Die Triebfeder ist Eigennutz. 2. die gesellschaftliche oder heidnische: der

*) Auch ist die Art, in welcher Tolstoj in seiner Schrift „das Nichtsthun" gegen den hochmütigen Unfehlbarkeitsglauben der modernen Wissenschaft ankämpft, glänzend und schlagfertig. Wissenschaft, so meint der Verfasser, sei ein sehr zweideutiger und widerspruchsvoller Ausdruck. Welches ist die wahre Wissenschaft, welche uns erlösen soll? Viele Wissenschaften bekämpfen sich gegenseitig; auch hat jedes Volk und Zeitalter eine besondere Wissenschaft, welche als die einzig wahre und höchste gefeiert wird. Bei den Griechen war es die Philosophie, bei den Römern die Rhetorik, im Mittelalter die Scholastik, im Reformationszeitalter die Theologie, in der Neuzeit die Naturwissenschaft. Und die Sozialdemokratie, so können wir hinzufügen, verwirft die Geistesbildung aller früheren Zeitalter und hält den Marxismus für die wahrhaft völkerbefreiende Wissenschaft. — Wo ist, so fragen wir weiter, innerhalb der einzelnen Wissenschaften die unfehlbare Wahrheit? Es gilt als ein Zeichen originellen Denkens und energischen Fortschreitens, dass man immer das, was bisher als feststehende Wahrheit gegolten, umstürzt und das Gegenteil davon behauptet. Eine normale Wahrheit lebt nicht wie der Mensch 70 und wenn's hoch kommt 80 Jahre, man kann ihr höchstens 20 Jahre als Lebens- und Modezeit bewilligen. Und diese Wissenschaft soll, wie die Halbbildung meint, das ewige Bedürfnis des Menschengeschlechtes befriedigen? Mit Recht nennt Tolstoj die blinde Anbetung der Wissenschaft, im Gegensatz zu dem religiösen Aberglauben der finsteren Vergangenheit, „den Aberglauben der aufgeklärten Gegenwart".

Mensch lebt nicht seiner Person, sondern der Gemeinschaft, dem Stamm, dem Staat. Die Triebfeder ist der Ruhm, ein feiner indirekter Eigennutz. Der Dienst, der Gesamtheit geleistet, kommt dem einzelnen wieder zu gute. 3. die universelle oder göttliche: das Leben hat seinen Quell und sein Ziel in Gott. Gott ist die Liebe, darum eines solchen Lebens Triebfeder: die Liebe. Das Ideal des christlichen Lebens ist nun: nach der göttlichen Natur im Menschen leben und die tierischen Regungen der Selbstsucht immer mehr unterdrücken. Die Richtschnur bildet die Bergpredigt, deren Sätze ebensowenig eine Übertreibung sind, als die Behauptung, dass alle Punkte auf der Peripherie vom Centrum gleichweit entfernt seien. „In der Seele des Menschen befinden sich nicht gemässigte Vorschriften der Gerechtigkeit und Philanthropie, sondern ein Ideal völliger, unendlicher, göttlicher Vollkommenheit." Nur das Streben nach dieser Vollkommenheit lenkt die Richtung des menschlichen Lebens von dem tierischen Zustand ab dem göttlichen zu. „Darum muss man, um an den Ort anzukommen, an den man gelangen will, mit allen Kräften seinen Weg viel höher nehmen." Tolstoj denkt wohl an den Bogenschützen, der um das ihm erreichbare Ziel zu treffen, höher anlegt. „Die Forderungen des Ideals heruntersetzen, heisst nicht nur die Möglichkeit der Vollkommenheit vermindern, sondern das Ideal selbst vernichten." (S. 140.) „Eine gemässigte Vollkommenheit verliert ihre Kraft der Einwirkung auf die Seele des Menschen." (S. 140.) Tolstoj meint nun, dass die Bergpredigt neben dem ewigen Ideal, dem der Mensch nachstreben müsse, auch immer den Grad der heute schon möglichen Erreichbarkeit bezeichne. Beispielsweise ist das Ideal: die völlige Keuschheit in Gedanken; das Gebot aber, welches die Stufe des Erreichbaren angiebt, unter die man nicht im Streben nach dem Ideal heruntergehen darf, ist die Reinheit des ehelichen Lebens, die Enthaltsamkeit von Unzucht. Weiterhin: das Ideal ist, nie zu irgend einem Zwecke Gewalt gebrauchen; das Gebot, das wir erfüllen können und müssen, ist: Böses nicht mit Bösem vergelten.

Wiederum muss man es als einen tragikomischen Widerspruch bezeichnen, dass Tolstoj, der davor warnt, in den Sätzen der Bergpredigt bloss Einzelgebote zu sehen und den Unterschied zwischen ewigem Ideal und erreichbarer Forderung für wesentlich hält, alle Kirchen und christliche Staaten der Entstellung des Christentums beschuldigt, weil sie aus dem sittlichen Grundsatz (Matth. 5, 39) „dem Übel nicht mit Gewalt zu widerstreben" nicht unmittelbar Gesetze gemacht haben, welche die Todesstrafe und die Kriege verbieten. Dieses Kapitel offenbart die ganze Haltlosigkeit des Tolstoj'schen Christentums. Gegenüber

lem Kirchenglauben macht er geltend, dass der Satz: „Thue keinem ndern, was Du nicht willst, dass er Dir thue," seine Begründung in er Wahrheit, d. h. der vernunftgemässen, friedebedürftigen Menschenatur finde. Nun gesteht er in der Polemik gegen die Wissenschaft ı, dass die Menschennatur von Hause aus tierisch, d. h. selbstsüchtig ıd grausam sei und nur durch die Liebe aus Gott göttlich und ahrhaft menschlich werde. Aber wodurch vollzieht sich dieser rozess, die Umwandlung des menschlichen Lebens? Wer bringt die .ebe Gottes ins Herz des Menschen? Hierauf hat Tolstoj keine Antort. Richtig erkennt er in Gott den Urheber des Heils und den enschen als Träger des Heils; aber es fehlt ihm der Vermittler ːs Heils, der Erlöser; und er kennt keinen Erlöser, weil er trotz lem menschlichen Jammer keine Sünde kennt.

In gleich einseitiger Weise als die kirchlichen Zustände beurteilt ɔlstoj auch die gesellschaftlichen und staatlichen Lebensformen. Die ːgenwärtige Gesellschaft aller Kulturländer befindet sich noch in dem sten oder zweiten Entwickelungsstadium, d. h. also im „tierischen" ler „staatlichen" Zustand. Die Zeit ist aber reif, in das höchste, d. h. das christliche Stadium einzutreten. Äusserlich, den Worten und ɔrmen nach, besteht das Christentum schon lange, aber hinsichtlich ːr Durchdringung aller Verhältnisse stehen wir erst in den ersten nfängen. Darin liegt wieder ein Körnchen Wahrheit. Nun widersetzt an sich der Entfaltung des christlichen Geistes, und zwar nicht aus berzeugung, sondern aus Trägheit und Selbstsucht. Kein Mensch .aubt mehr an die tierische Lebensauffassung, welche die Menschen ıd Stände und Nationalitäten in feindliche Gegensätze auseinanderːisst. Aber gegen besseres Wissen widersetzt man sich dem Glauben ı die Brüderlichkeit, an die Gleichberechtigung aller Menschen, aller erufsklassen und Völkerarten; und zwar thut man es, weil man sich icht entschliessen kann, Macht, Ansehn und Genüsse, die mit den .ten egoistischen Zuständen verbunden sind, aufzugeben.

Weil wir uns in wirtschaftlicher, staatlicher und internationaler ːeziehung von Grundsätzen leiten lassen, welche vor drei- oder fünfıusend Jahren den Menschen entsprachen, heute aber unserer Erkenntnis ıd den neuzeitlichen Lebensbedingungen schnurstracks widersprechen, ɔ geht ein ungeheurer Widerspruch durchs ganze moderne Leben. Wie die Gebildeten als Einzelpersonen und als Gesellschaftsschicht unter lem Fluch dieser Disharmonie zu leiden haben, sucht Tolstoj durch ːin Raisonnement zu veranschaulichen, welches so charakteristisch ist, ass wir auf eine wörtliche Wiedergabe nicht glauben verzichten zu önnen. „Wir sind alle Brüder, und doch trägt jeden Morgen mein

Bruder oder meine Schwester mein Geschirr heraus.*) Wir sind alle Brüder, aber mir ist am Morgen die Cigarre, der Zucker, der Spiegel und dergleichen Dinge nötig, zu deren Herstellung gesunde Brüder und Schwestern, die mir gleich sind, ihre Gesundheit geopfert haben und noch opfern. Ich benütze diese Gegenstände, ja, ich verlange sie. Wir sind alle Brüder, und ich lebe davon, dass ich in einer Bank, in einem Handelshause oder in einem Laden arbeite, um alle meinen Brüdern notwendigen Waren teurer zu machen. Wir sind alle Brüder, und ich lebe davon, dass ich Gehalt empfange, um dafür den Dieb zu erspähen, zu richten und zu strafen, den Verbrecher, dessen Existenz von dem ganzen Aufbau meines Lebens bedingtist, und die man, wie ich selbst weiss, nicht strafen, sondern bessern müsste. Wir sind alle Brüder, ich aber lebe davon, dass ich Gehalt empfange für die Eintreibung von Steuern von den armen Arbeitern, um sie für den Luxus der Müssigen und Reichen zu gebrauchen. Wir sind alle Brüder, und ich empfange Gehalt dafür, dass ich den Menschen einen vermeintlichen christlichen Glauben predige, an den ich selbst nicht glaube, und der sie der Möglichkeit beraubt, den wahren zu erkennen. Ich empfange Gehalt als Priester, als Bischof dafür, dass ich die Menschen betrüge in dem, was für sie das Wichtigste ist. Wir sind alle Brüder, aber ich gebe den Armen meine pädagogischen, ärztlichen, litterarischen Arbeiten nur für Geld. Wir sind alle Brüder, und ich bekomme Gehalt dafür, dass ich mich vorbereite auf den Totschlag, dass ich töten lerne oder Waffen, Pulver, Festungen mache." (S. 167.)

Ein Mensch mit empfindlichem Gewissen, so folgert **Tolstoj**, muss unter diesem Widerspruch schwer leiden. Wo eine künstliche Gewissensbetäubung nicht hilft, da gerät man in Angst und Hass. Und wenn die herrschende Klasse weniger selbstsüchtig sein wollte, es würde ihr unter den obwaltenden Verhältnissen nicht einmal helfen. Denn die oberen Zehntausend befinden sich den sich zum Entscheidungskampf organisierenden Arbeitern gegenüber in der Lage eines Menschen, der seinen Gegner unter seine Füsse gebracht hat, ihn festhält und ihn nicht loslässt, nicht so sehr, weil er ihn nicht loslassen will, als weil er weiss, wenn er nur auf einen Augenblick loslässt, er selbst umkommt, weil der Unterlegene in Wut ist und den Dolch in der Hand hat.

*) Einen solchen Zustand nennt Tolstoj in der Schrift „Wie ist mein Leben?" Sklaverei. Denn „die Sklaverei besteht darin, dass einer sich von der Arbeit befreit, welche nötig ist zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, indem er diese Arbeit auf andere überträgt!"

Man sieht, Tolstoj präpariert sich noch besonders die modernen Zustände für seinen Zweck, um sie leichter verurteilen zu können.

Alle die tausendfachen qualvollen Widersprüche des gegenwärtigen Gesellschaftslebens finden gleichsam ihren konzentrierten Ausdruck in dem Widerspruch, zwischen dem Krieg und dem christlichen Bewusstsein. Es giebt nun eigentlich nichts Leichteres, als die Greuel der modernen Kriegsführung mit den Geboten der christlichen Nächstenliebe in wirkungsvollem Gegensatz zu schildern.

Diesen Kontrast zum peinigenden Bewusstsein zu bringen — das kann man als die praktische Spitze des ganzen Buches bezeichnen. Neue Gesichtspunkte bringt Tolstoj nicht. Wir begegnen den alten Gründen, Beweisführungen, Analogien, Berufungen auf heilige Schrift und Verstand, welche Philanthropen erdacht und welche von der „friedliebenden" Sozialdemokratie mit unverschämter Heuchelei wiederholt werden.

Geben wir zu der Frage ein Urteil, welches sowohl der christlichen, als vaterländischen und geschichtlichen Denkungsart entspricht!

Der Krieg ist objektiv betrachtet eine Einrichtung, welche dem Geist des Christentums nicht entspricht. Der völlige Sieg des Christentums über die Welt wird als eine natürliche Folge die Beseitigung des Krieges durchsetzen. Weiterhin haben auch schon längst vor Tolstoj Christen und Volksfreunde gegen eine Überspannung des Militarismus protestiert. Es ist nicht zu dulden, wenn man die militärischen Standesurteile als die einzigen und höchsten Begriffe von Mut und Ehre betrachtet. Kein Verständiger billigt ein derartiges militärisches Modegeckentum; auch ist nicht einzusehen, warum man sich den Helden nicht anders als in Generalsuniform denken kann.

Aber mit diesen Zugeständnissen sind Tolstojs Auffassungen noch lange nicht gerechtfertigt. Wenn der Krieg auch objektiv nicht als christliche Lebensäusserung gelten kann, so folgt daraus noch nicht, dass es dem einzelnen subjektiv unmöglich sei, im Waffenkampf Tugenden christlicher Hochherzigkeit zu bethätigen. Oder soll das kriegerische Heldentum nur auf einen bewusst oder unbewusst barbarischen Blutdurst zurückgehen? So gewiss die Verringerung oder Aufhebung des Krieges das Ziel christlicher Entwickelung sein muss, so würde doch, wie die gegenwärtigen Verhältnisse liegen, die radikale und plötzliche Beseitigung der stehenden Heere das Signal zu einem Weltbrand werden, wogegen alle geordneten Kriege nur ein Kinderspiel wären. Ohne Heere und Kriegsgefahr würde die Welt, wie sie noch ist, nicht bloss in Anarchie zusammenbrechen, sondern das Menschengeschlecht würde im Materialismus aller Art versumpfen und versimpeln. Es ist eine fürchterliche Einseitigkeit, wenn man den Krieg allein für den Ausbruch bestialischer Rohheit verantwortlich macht. Auch ohne

Waffenlärm werden, so lange die Sünde herrscht, tausende von Existenzen zerstört, werden unzählige Herzen an inneren heissen Wunden sich verbluten. Wenn Tolstoj die modernen Gesellschaftszustände für den inneren Unfrieden, der das Menschenleben zerreisst, verantwortlich macht, so mögen er und seine Anhänger doch einmal Röm. K. VII. lesen. Der Apostel Paulus lehrt uns in ergreifenden Zügen, dass, wenn auch alle Kriegswogen in der Welt geglättet wären, doch das Menschenherz ein Schlachtfeld darstellt, auf welchem göttliche Regungen und sündige Begierde miteinander streiten. Dieser innere Widerstreit und nicht die Disharmonie der jetzigen Kulturverhältnisse macht den Menschen elend und unglücklich. Dieser Herzensunfriede, ebenso wie der Weltkrieg, kann aber nur durch die Erlösung von Sünde und Schuld beseitigt werden. Aber dies wirksamste Mittel, das auch jetzt schon dem einzelnen Menschen zugänglich ist und durch die Einzelpersönlichkeiten auch je länger je mehr dem Volksganzen nutzbar gemacht werden kann und soll, gerade dies einzige Mittel übersieht Tolstoj; und die Sozialdemokratie verachtet es.

Wenn in seiner Polemik gegen den Krieg der russische Apostel des Weltfriedens auch gegen die Todesstrafe eifert, die er nicht als sittlich begründete Reaktion der verletzten Menschenwürde begreifen kann, so wird er mit seinem sentimentalen Parteiergreifen für den Verbrecher, in einer Zeit da Meuchel- und Raubmorde sich grauenhaft mehren, wohl wenig Anklang finden. Wenn jeder Verbrecher auch ein Opfer der Sünden der Gesellschaft ist, so heisst es doch alle sittlichen Begriffe auf den Kopf stellen, wenn man den Verbrecher nicht auch als Sünder, der eine persönliche Verantwortung trägt, bestrafen wollte. Man soll den Verbrecher aburteilen mit aller Strenge, dabei aber nicht unterlassen, der Gesellschaft das Gewissen zu schärfen und sie die Mitschuld fühlen zu lassen. Das ist christlich, gerecht und vernünftig. Aber den Verbrecher als einen Kranken betrachten, der das unverschuldete Unglück gehabt hat, sich an der kranken Gesellschaft angesteckt zu haben, — die Gesellschaft geisseln und den Verbrecher absolvieren, das ist unchristlich, ungerecht, unvernünftig!

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Kapitel zu werfen, in denen Tolstoj für die Übertragung seiner Ideen auf die staatlichen Zustände plädiert. Es ist unmöglich, auch nur im Umriss, die Sophismen und Kaprizen anzudeuten, an denen die Schlusskapitel überaus reich sind. Tolstoj ist, das wird man ja schon herausgemerkt haben, Sozialist; aber sein Sozialismus beruht weniger auf nationalökonomischen Voraussetzungen und marxistischen Lehren, als vorwiegend in einem schwärmerischen Gefühl. Tolstoj ist Gefühlssozialist durch und durch. In den Organen des Staates, in den kapitalistischen Repräsentanten der

stehenden Gesellschafts- und Erwerbsordnung erblickt er bewusste
d unbewusste, auf jeden Fall thatsächliche Gewalthaber, Ausbeuter,
trüger; die Arbeitermassen sind die Unterjochten, die Betrogenen,
Ausgebeuteten; auf ihrer Seite steht das Recht und zu ihm muss
Macht sich gesellen.

Tolstojs Ideal ist ein Christentum ohne Kirche; eine christliche
sellschaft ohne auf Zwang und Gewalt beruhenden Staatsreformen.
er wie soll sich diese Christianisierung vollziehen? Natürlich nicht
f dem Wege äusserer Revolution, sondern durch die Macht der christ-
hen öffentlichen Meinung. Je mehr wahre Christen es giebt, desto
niger ist staatlicher Zwang und äussere Macht erforderlich. Die
ristianisierte Gesellschaft ist staatlos. Man fürchte nicht die Ungewiss-
it des neuen unbekannten Zustandes! Wer sich aus Furcht vor dem
ngewohnten nicht vom Altgewohnten trennen kann, gleicht dem thörichten
enschen, der die Kajüte des sinkenden Schiffes nicht verlässt und sich
rchtet, ins Rettungsboot zu steigen; ja er gleicht dem unvernünftigen
ier, welches den brennenden Stall nicht aus Furcht vor der dunklen Nacht
rlässt. Die Bedingungen der neuen Lebensordnungen werden, wenn
e Zeit reif ist, schon von den Menschen geschaffen werden, welche
n gegenwärtigen Staatsformen entwachsen sind. Wann die Zeit kommt?
as weiss niemand. Aber das ist gewiss, die öffentliche Meinung nimmt
cht zu wie die Sandkörnchen einzeln in gleichem Tempo vom ersten
s zum letzten in die Sanduhr laufen, sondern die öffentliche Meinung
chst im steigenden Verhältnis geometrischer Progressionen, sie nimmt
wie das Wasser je länger je schneller in einem sinkenden Gefässe
strömt. Denen, welche befürchten, dass mit der Beseitigung der
atlichen Schutzwälle die Macht der Bösen hochkomme, hält Tolstoj
Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen Zeitalters
r; wobei er naturgemäss wieder in glühenden Farben die Bilder vom
ssischen Despotismus malt. Stehend ist der Zusatz: in den west-
ropäischen Kulturländern sei es der Sache nach nicht viel besser.

Zum Schluss erteilt Tolstoj folgenden charakteristischen Rat:

„Ich sage nicht, du sollst, wenn du ein Gutsbesitzer bist, im
genblick deinen Grund und Boden den Armen geben; wenn du ein
pitalist bist, du sollst sofort dein Geld, deine Fabrik den Arbeitern geben;
nn du ein Fürst, ein Minister, ein Beamter, ein Richter, ein General
st, du solltest sofort auf deine vorteilhafte Stellung verzichten; wenn
ein Soldat bist (d. h., wenn du die Stellung einnimmst, auf die
e Gewaltthaten sich stützen), du solltest ohne Rücksicht auf alle
efahren der Verweigerung des Gehorsams sofort auf deine Stellung
rzichten. Thust du das, so thust du das Allerbeste; aber es kann

sein, und es ist sehr wahrscheinlich — dass du gar nicht die Kraft haben wirst, das zu thun; aber die Wahrheit als Wahrheit erkennen und nicht lügen — das kannst du zu jeder Zeit.“ Mit dem Bekenntnis der Wahrheit, welches nicht gestattet, die selbstsüchtigen Beweggründe amtlicher und gesellschaftlicher Handlungen mit schönen frommen Redensarten zu maskieren, hindern wir doch wenigstens nicht diejenigen Menschen, welche als ihren Lebenszweck, die Aufrichtung des Gottesreiches, erwählt haben, d. h. also bei Tolstoj die Aufrichtung einer von brutaler Staatsgewalt befreiten auf christlicher Brüderlichkeit begründeten Gesellschaftsordnung.

Man sieht also, Tolstoj kennt im Grunde kein anderes Mittel der Welterneuerung als die Einwirkung von Person auf Person und hierdurch mittelbar auf die Öffentlichkeit. Das ist der Form nach das Gleiche, was auch viele Christen wollen. Der Unterschied ist nur der: der gläubige Christ hat in dem Walten des göttlichen Geistes, in der Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus auch die Möglichkeit und Kraft der persönlichen Erneuerung. Was aber ist Tolstojs Mittel? das alte, abgebrauchte Mittel der platten Weltklugheit und natürlichen Vernunftgemässheit! Aber die natürliche Vernunft befindet sich ja im Dienst der natürlichen selbstsüchtigen Begierden; der Charakter ist ein Ergebnis des selbstsüchtigen Willens. Wie soll nun die innere Charakteränderung sich vollziehen ohne die Einwirkung einer den Menschen von aussen bestimmenden geistigen Macht? Kann Tolstoj die Menschen lehren, über ihren eigenen Schatten zu springen? — Darin liegt das Mangelhafte und Unbefriedigende so mancher Tolstoj'schen Schrift, dass zwar in den stärksten und überzeugendsten Ausdrücken die Notwendigkeit der Willens- und Lebensänderung betont, indes niemals gezeigt wird, wodurch sich die geistig-moralische Wiedergeburt vollzieht, wie in dem selbstsüchtigen Menschenherzen, die Liebe zum lebensgestaltenden Prinzip heranwächst. Mit dem Pathos seiner feurigen Beredsamkeit bringt er viele Leser nur zur entrüstungsvollen Verurteilung des Bestehenden. Das heisst den Acker für eine neue Weltanschauung pflügen; eine nötige und gute Arbeit; aber wo sind die fruchtbaren Samenkörner für die neue Saat? Das vielgeschmähte kirchliche Christentum hat gegenüber Tolstoj den Vorzug, dass in der Kirche als Institution ein Mittel zur planmässigen Einwirkung auf gesellschaftliche, staatliche und öffentliche Zustände gegeben ist. Dies Mittel erscheint gegenwärtig nicht stark; aber die Form wird sich sofort wirksamer erzeigen, sobald die Macht des geistigen Lebens wächst. Ohne die Organisation des Christentums wird die Thätigkeit einzelner, auch wenn sie Tolstojs Glut und Eifer haben, auf die Dauer doch wirkungslos verpuffen.

XI.

eutsche Protestantismus im Kampfe wider die internationalen Umsturzmächte.

protestantische Lebensnerv im deutschen Volkstum.

ss „am deutschen Wesen dereinst die ganze Welt genesen“ weniger eine poetische Weissagung als vielmehr der Ausdruck weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes; denn dies Dichterwort will nicht nationalen Hochmut wecken, sondern an ste Verpflichtung erinnern. Und der Sinn jenes Ausspruches in anderer sein als der: Wie zu allen Zeiten die grossen dungskämpfe um äussere Machtfragen und geistige Lebens- n auf deutschem Boden, mit deutschen Waffen ausgefochten wird auch der Sieg in dem sozialen Ringen der Gegenwart Kraft des deutschen Volkes ausgehn. Dies Deutschland elches verhindert, dass der Erdball in den Abgrund der Anarchie lt, dies Deutschland, welches in den sozialen Entscheidungs- en allen anderen Nationen die Sturmfahne voraustragen soll, Land der Reformation. Luthers Glaube und Schillers us verbürgen allein die Überwindung der materialistischen gewalten, eine Überwindung, welche zugleich auch eine Ver- und Heilung bewirkt. Erweist sich der protestantisch-nationale ttherzig und flügellahm, so bedeutet das nicht bloss das Ende lands, sondern auch den Zusammenbruch der kulturellen Erdachse. gen eine solche Betrachtung nun, welche dem deutschen ntismus die geistige Führerrolle zuweist, kann man einwenden, zunächst ein „protestantisches Deutschland“ nicht giebt. Die ng kennt nur ein paritätisches Deutschland; nach der römischen ng aber, wie sie auf dem Würzburger Katholikentag (1893) der ortara ausgesprochen, ist Deutschland de jure katholisch. tere ist natürlich eine juristische und historische Geschmacks- griffsverirrung; halten wir uns dabei nicht auf! Was nun die

Parität betrifft, so bleibe sie unangetastet. Aber mit der staatsrechtlichen Parität verträgt sich recht gut die Erkenntnis, auf die kein Geschichtskundiger verzichten kann, dass Deutschland seinem Lebensgeist nach evangelisch ist. Unsere wahre Wissenschaft und Bildung, Kunst und Kultur haben die Geistestaufe der Reformation empfangen. Und die Reformation selber war nicht nur die Erhebung des geknechteten religiösen Gewissens, sie war nicht minder ein herrliches Aufleuchten des deutsch-nationalen Bewusstseins. Die Reformatoren bekämpften in den Päpsten nicht sowohl die unwürdigen Nachfolger Petri als auch die deutschfeindlichen Nachfolger der römischen Imperatoren. Luther war, sofern er das Christentum gleichsam germanisiert und das Deutschtum innerlich christianisiert hat, der wahre Bonifacius; sofern er Roms weltliche Machthaber des Landes verwies, ein zweiter Hermann.

Als bezeichnende Thatsache dafür, dass das Mark im deutschen Volks- und Staatskörper protestantisch ist, kann man auch auf den „Hausgeist" der Hohenzollern hinweisen. Was diese Dynastie an die Spitze der nationalen Entwickelung gestellt hat, war nicht bloss kriegerische Tüchtigkeit und staatsmännische Weisheit, sondern vor allen Dingen der Bund, den sie mit der Reformation geschlossen. Selbst diejenigen preussischen Herrscher, deren Grösse man in ihren militärischen Erfolgen zu erblicken gewöhnt ist, haben für den evangelischen Glauben rühmliches geleistet. Ja sogar den „toleranten" und „aufgeklärten" Friedrich II. verliess zu keiner Zeit seiner Regierung das Bewusstsein, dass es zu den Pflichten des Hauses Brandenburg gehöre, „die protestantische Religion überall im deutschen Reiche und in Europa zu fördern". Seinen Fürstenbund, diese nationale That seines Lebensendes, hat er mit vollem Bewusstsein auch der religiösen Tragweite „entworfen nach dem Muster des Bundes von Schmalkalden". Keinen Gegenbeweis bildet Friedrichs Stellung zu den Jesuiten. Wenn er nach der Aufhebung des Ordens französische gelehrte Jesuiten, welche in andern katholischen Ländern ausgewiesen waren, zur Erziehung des schlesischen Adels zuliess, so that er dies in der klaren Erwägung, dass die Spannung zwischen französischen und deutschen Mönchen verhindere, „dass der Klerus in Schlesien Intriguen zu Gunsten des Hauses Österreich anzettele". Wie wenig der König sich für die Jesuiten an und für sich erwärmte, kann man aus vielen seiner Urteile erkennen. In seinem Testament nennt er die Jesuiten „die gefährlichste Sorte aller Mönche" und warnt seine Nachfolger, dem römischen Klerus zu trauen; es sei denn, dass unzweideutige Beweise aufrichtiger Ergebenheit vorlägen.*) Wenn

*) Vgl. Prof. Leopold Witte: „Friedrich II. und die Jesuiten." Carl Brauns Verlag, Leipzig.

Friedrich „diese gefährlichste Sorte“ gleichwohl in seinen Landen duldete, so erklärt sich das auch daraus, dass er als absoluter Herrscher a jederzeit die Mittel zur Hand hatte, den etwa gefährlich werdenden Einfluss der Jesuiten sofort durch absolutistische Regierungsmassnahmen u beseitigen. — Wie der Geist des preussischen Herrscherhauses, so war auch die Begeisterung, welche in ernsten grossen Tagen des Volkes Seele erfüllte protestantisch durch und durch. Die Grenadiere des grossen Königs feierten bei den Wachtfeuern die Siege mit evangelischen Chorälen und die streitbaren Sänger in den Befreiungskriegen hatten n der Schule Luthers gelernt, das gesunkene Gottvertrauen zu gläubig ühnem Mute anzufachen. Vor den Altären evangelischer Dorfkirchen gten Greise und Jünglinge ihre Schwerter zusammen und schwuren ir des Glaubens und des Vaterlandes Ruhm und Freiheit ihr ein nd alles hinzugeben. Der evangelische Zug in der vaterländischen eschichte ist wie für die grossen Zeiten, so auch für die grossen änner unserer Nation massgebend. Dass selbst einer der hervorgendsten katholischen Schriftsteller Luther für den grössten deutschen olksmann erklärt hat, dürfte bekannt sein. Und wer wollte weiterhin ugnen, dass es Bismarcks glänzendste Epoche war, da er sich mit nergie als Christ und Protestant bekannte; als er aber den Juden leichröder zu seinem finanziellen Beirat und den Papst zum politischen chiedsrichter machte, da stieg dieser deutsche Held doch einige ufen vom Thron seines Ruhmes herab.

Auf den evangelischen Lebensgeist des Deutschtums hinzuweisen nd aus der Vergangenheit die hohe Aufgabe des Protestantismus für e soziale Reformbewegung der Gegenwart hervorzuheben, erscheint cht nur als ein geschichtliches und moralisches Recht, sondern auch s eine Pflicht. Das Verhalten Roms zwingt uns zu dieser Pflicht. en alten Lügen, welche das kirchliche Römertum in päpstlichen Kundebungen, in ultramontanen Zeitungen, Versammlungen, Flugschriften und nterhaltungsblättern nicht müde wird zu wiederholen, muss man die lte Wahrheit immer wieder entgegensetzen. Oder sollen wir es hinehmen, wenn der streitbare Pius IX. und der friedliebende Leo XIII. die eformation Luthers als die Quelle des atheistischen und revolutionären edankenstromes bezeichnet? Müssen wir dagegen nicht geltend machen, ass gerade in den Ländern, welche einst die Reformation mit Feuer nd Schwert unterdrückten, die Revolution gleichsam heimatberechtigt eworden ist? Umgekehrt darf man es ein charakteristisches Geschichtsreignis nennen, dass der erste protestantische Kaiser in seiner berühmten aiserlichen Botschaft zuerst in erhabenem Stil eine Reformbewegung uf christlich-sittlicher Grundlage angeregt hat.

Wenn nun in Deutschland der Katholizismus an den groben Verirrungen, denen wir in seinen romanischen Stammlanden begegnen, keinen oder einen nur geringeren Anteil hat, so ist das eben ein Zeichen von der mittelbaren, aber nachhaltigen heilsamen Einwirkung des Protestantismus. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, dass bis zu einem gewissen Grade die moralische Existenz der katholischen Kirche von der reformatorischen Lebenskraft abhängt. Auf jeden Fall können die religiösen-sozialen Umsturzgewalten nicht ohne die evangelischen Geistesmächte überwunden werden. In dieser Behauptung, dass die evangelische Lebensauffassung für Politik und Sozialreform, für Recht und Sitte von der einschneidendsten Bedeutung ist, stimmen hervorragende Denker der allerverschiedensten Richtung überein. Im Jahre 1853 veröffentlichte der hochkonservative Julius Stahl eine Schrift, deren Titel: „der Protestantismus als politisches Prinzip" ein ganzes System in einem Satz enthält. Und der linksliberale Rudolf Gneist bekundet im Eingang des Buches, das seinen Ruhm begründet, in dem Buch über „Staatsverfassung und Selbstverwaltung", dass unsere Nation verpflichtet sei, das Erbteil der Reformatoren auch in politischen Dingen hochzuhalten. Das deutsche Volk habe als Volk der Reformation vor anderen Nationen den Beruf, selbst in politischen Aufgaben der Macht der Ideen in stärkerem Masse zu vertrauen. Selbst der vom Glauben seiner Kirche abgefallene David Strauss erkennt doch den geistigen Zusammenhang zwischen der Reformation Luthers und dem kulturellen Deutschtum, wenn er in der Einleitung zu seinem „Leben Jesu" wörtlich sagt: „So gewiss es die Reformation ist, die, aus der tiefsten Eigentümlichkeit unseres Volkes entsprungen, demselben für alle Zeiten ihr Gepräge aufgedrückt hat, so gewiss kann diesem nichts gelingen, was nicht an sie anknüpft, nicht auf dem Boden innerer Geistes- und Herzensbildung erwachsen ist."

Verpflanzen wir das schöne Wort von der „Pflege des reformatorischen Erbes" aus der Sphäre der glänzenden Redensart auf den fruchtbaren Boden der Wirklichkeit, so heisst es soviel als: wir müssen den welterneuernden, staatgestaltenden, volksbildenden Glauben unserer Väter wie einen Lebensodem in die privaten und öffentlichen Zustände hineintragen. Und hierbei kann man vom Gegner lernen. Was man unter „konsequent katholisch" versteht, hat der Nachfolger Windhorsts Dr. Lieber in Würzburg dahin erklärt: „Es heisst glauben und bekennen, nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Ratsstube, im Hause, in der Versammlung, im Parlament." Übersetzen wir das ins Evangelische! Suchen wir öffentliche Meinung, gesellschaftliche Sitten, soziale Reformen unter den bestimmenden Einfluss des Evangeliums

zu bringen. Um dies mit Erfolg thun zu können, erscheint es nicht unwesentlich, zunächst die entgegenstehenden Schwierigkeiten, die feindlichen Gegensätze zu überblicken.

2. Feinde des Protestantismus. Falscher Liberalismus. Jesuitentum. Sozialdemokratie.

Man darf es mit Recht als ein Zeichen moralischer Kraft ansehen, wenn man sich fähig und bereit zeigt, die Fehler und Gebrechen im eigenen Lager nicht zu verschweigen. Auch vom Protestantismus gilt das Wort, welches der Franzose vom Menschen sagt: « Chacun a les défauts de ses vertues. » Wo Licht, da ist auch Schatten. Die Vorzüge des protestantischen Geistes sind wie alles wahrhaft Grosse dem Missbrauch ausgesetzt. Der Missbrauch protestantischer Freiheit liegt in der Verflüchtigung feststehender Glaubensthatsachen, in einer Geringachtung äusserer Lebensformen. Wenn der Protestantismus als die dem deutschen Wesen entsprechende Religionsweise gilt, so hat er neben den hervorragenden Naturgaben unseres Volkes auch dessen bedauerliche Schattenseiten. Wie der Mangel an nationalem Bewusstsein und ein hochgesteigerter Sondertrieb den Grund zur Tragik in der deutschen Geschichte bildet, so fehlt es vielen Protestanten, die ein persönliches Glaubensleben führen, doch an dem Gefühl des äusseren Zusammenhaltens. Dem mangelnden Nationalgefühl entspricht auf religiösem Gebiet ein unzulängliches Kirchenbewusstsein. Der erwähnte deutsche Sondertrieb, verbunden mit der protestantischen Selbständigkeit, erschwert ungemein ein einheitliches, machtvolles Auftreten und Handeln. Nun beneiden wir Evangelische gewiss nicht Rom um seine politische Weltmachtstellung; auch kann weder die vielgerühmte römische Einheit, deren zweifelhafter Vorzug meist nur in der geschickten Vertuschung inneren Zwiespaltes beruht, noch auch jener Gehorsam, dem die Überzeugungsfreudige Willigkeit fehlt, unser Ideal sein. Wir wissen vielmehr, dass in der Mannigfaltigkeit das Leben liegt; ja in der Mannigfaltigkeit, aber nicht in der Zersplitterung!

Wenn eine Baumkrone sich verzweigt, so ist damit die Möglichkeit reicher Fruchtbildung gegeben, nicht aber, wenn der Stamm gespalten wird. Ohne Gleichnis geredet: die Subjektivität, dies fruchtbare Lebensprinzip unserer Kirche, vom centrifugalen Sondergeist und von rationalistischem Wissensdünkel krankhaft gesteigert, kann sich leicht zum Todeskeim entwickeln. Führt schon in der Politik der Fraktionsgeist, die sog. „itio in partes", zum Ruin, wievielmehr in der Kirche! Die Erkenntnis dieser protestantischen Schwäche macht es uns zur Pflicht, der herr-

schenden Zerfahrenheit, durch welche so viele Kräfte unnütz verlor[illegible] gehen, mit allem Nachdruck entgegenzuwirken. Nun kann man freili[illegible] tiefer reichende Unterschiede nicht mit einer politischen oder kirche[illegible] politischen Konkordienformel beschwören; man soll auch nicht Schwa[illegible] und Weiss in Grau mischen; aber man soll doch über dem Trennend[illegible] das Gemeinsame nicht vergessen. Und gewiss ist, dass, aus wirkli[illegible] christlicher Perspektive betrachtet, manche Gegensätze im Protestantism[illegible] auf ihr natürliches Mass zurückgehen. Die wahre Liebe zu Je[illegible] Christus, dem göttlichen Haupte unserer Kirche, der gesunde Selb[illegible] erhaltungstrieb und der praktische Menschenverstand sollen und kön[illegible] verhüten, dass sich die Unterschiede im eigenen Lager zu selb[illegible] mörderischen Gegensätzen verschärfen. Was im Mittelalter ein italienisc[illegible] Staatsmann von den Deutschen gesagt hat, gilt auch von den Protestanten: „Wenn sie einig sind, gehört ihnen die Welt." Wohlan, bekämpfen wir durch Pflege des Solidaritätsgefühls den falschen Selbständigkeitstrieb, einen Hauptfeind des Protestantismus! — Dem Bestreben, die öffentlichen Zustände bewusstermassen mit dem evangelischen Lebensgeiste zu durchdringen, wiedersetzt sich als ein weiteres feindliches Hindernis eine allgemeine Nivellierungstendenz. Man will nirgends eine ausgesprochene Geistesrichtung gelten lassen. Der sog. Zeitcharakter ist charakterlos. Alle Lebensgebiete versucht man in einer ganz widernatürlichen Weise zu neutralisieren. Die Schule soll konfessionslos, die Religion dogmenlos, die Moral religionslos werden. Die Presse, das Organ der öffentlichen Meinung, geht mit gutem Beispiel voran. Die meisten Zeitungen sind sittenlos; die Politik ist grundsatzlos; die ganze Weltanschauung ist geistlos. Man hält diese sittlich-religiöse Farblosigkeit für einen Gewinn; aber thatsächlich bedeutet sie einen fürchterlichen Verlust; denn alle angebliche oder wirkliche religiöse Unparteilichkeit dient nur dem Umsturz; die unparteiischen Gewässer treiben die Mühlräder der bewussten Feinde. Jener konfessionslose Zug der Zeit, welcher alle religiöse Charakterstruktur zerbricht — wes Geistes Kind ist er? Antwort: er stammt vom falschen Liberalismus. Nun ist es eine altbekannte Liebhaberei römischer Polemiker, den Protestantismus für die Auswüchse des Liberalismus verantwortlich zu machen. Ja man thut so, als wären Protestantismus und Liberalismus ein und dasselbe. Allerdings sofern man den wahren Liberalismus meint, welcher für die Güter der Gewissensfreiheit, der persönlichen Selbständigkeit und moralischen Selbstverantwortung eintritt, besteht eine innere Seelenverwandtschaft zwischen protestantisch und liberal. Allein, was man für gewöhnlich unter Liberalismus versteht, ein autoritätsloser Unglaube, verbunden mit der schamlosen Anmassung einer Halbbildung und der

herausfordernden Frechheit eines pietätslosen Freiheitsgefühles, dieser falsche Liberalismus ist nicht eine Frucht und Folge der Reformation, sondern das direkte Gegenteil davon. Luther hat die Gewissen von den Schlingen römischer Satzungen und von den Machtsprüchen des Papstes befreit; aber er hat sie zugleich um so inniger an Gottes Gebot gebunden. Und indem Luther die ausschliessliche Anbetung der göttlichen Majestät gefordert, hat er so nachdrucksvoll, wie es nie zuvor geschehen, den Gehorsam gegen die irdischen Majestäten, gegen die christliche Obrigkeit, die in Gottes Auftrag ihres Amtes waltet, gepredigt. Aber hiervon will ein fortschrittlicher Liberalismus nichts wissen. Dieser Liberalismus beugt sich weder glaubensvoll vor dem Gottesthron, noch beugt sich sein „Männerstolz vor Königsthronen". Die monarchische Firma von Gottes Gnade hält er für bankerott. Sowenig ist der falsche Liberalismus ein Geisteskind der Reformation, deren religiösen Grundsätzen er widerstreitet, dass wir ihn vielmehr für die Voraussetzung der Sozialdemokratie erklären müssen. An dieser Thatsache wird nichts durch die äussere, erbitterte Feindschaft zwischen den Liberalen und den Sozialisten geändert. Beide befehden sich so leidenschaftlich wie einst die Welfen und Ghibellinen; allein der Gegensatz ist nur äusserlich, nicht innerlich. Es handelt sich um den Unterschied des Besitzes und nicht um den Gegensatz der Gesinnung. Liberalismus und Sozialdemokratie sind geistesverwandt. Und die Heftigkeit der gegenseitigen Feindschaft erklärt sich psychologisch aus dem altbekannten Umstand, dass Streitigkeiten zwischen Verwandten oft am erbittertsten zu sein pflegen. Sie sind feindliche Brüder; feindlich, aber eben doch Brüder. Der falsche Liberalismus, der Feind des gläubigen Protestantismus, der verjudete Liberalismus, welcher viele Zeitungen, die gross- und kleinstädtische Krähwinkelei beherrscht und alle religiösen, sittlichen und politischen Charaktere tödlich hasst, ist wirtschaftlich, vor allem aber auch geistig, der Mutterboden für die sozialdemokratische Weltanschauung. Der sozialdemokratische Freidenkerapostel Rüdt — nomen omen — hat es einmal offen ausgesprochen: „Wir stehen auf den Schultern der liberalen Professoren." Nirgends mehr als auf dem sittlich-religiösen Lebensgebiet bewahrheitet sich Bismarcks bekanntes Wort von der „Vorfrucht". In der Religionslosigkeit und Laxheit der Sitten ist die Sozialdemokratie das natürliche und legitime Kind des reform-jüdisch gearteten Liberalismus. Was will es heissen, wenn der Liberalismus aus praktischen und taktischen Gründen die Religion, deren Einrichtungen er sonst verspottet, doch für Frauen und Kinder und für das Volk nicht abgeschafft wissen will. War doch der liberale Zoologe Jäger sogar einmal so gnädig zu äussern: „Der Darwinianer steht auf seiten

des Seelsorgers"? Sehen wir nicht eine ähnliche Erscheinung in der Sozialistentaktik? Beim politischen Bauernfang hüten sich die Umsturzapostel ebenfalls Religion und Kirche öffentlich zu bekämpfen! Der jüdische Liberalismus, international und kosmopolitisch, ist auch für die sozialdemokratische Internationale Muster und Vorbild. Die Vaterlandslosigkeit und Kirchenfeindschaft der Massen hat ihren Ursprung auf den Bildungshöhen eines falschen Liberalismus.

Der liberale Individualismus und der demokratische Sozialismus haben auch im wirtschaftlich-sittlichen Handeln eine gemeinsame Triebfeder. Das ist die Selbstsucht. Das «intérêt personel», welches seiner Zeit die Julirevolution geschürt hat, bildet bei beiden den treibenden Faktor; die liberale Religion des Besitzes bildet den geistigen Untergrund zur sozialistischen Moral des Genusses. Die liberale Bourgeoisie und ihr Schmerzenskind, der Umsturz, sind ein Fleisch und ein Blut. Und diese Thatsache macht den Kampf für „das Bestehende" so ungeheuer schwer. Denn man kann die Sozialdemokratie ehrlicherweise nicht wirkungsvoll bekämpfen, wenn man nicht zugleich auch Front macht gegen einen verderblichen glaubens- und sittenlosen Liberalismus.

Wie der liberale Unglaube, so verursacht der katholische Glaube, wenn auch in anderer Art, der Durchführung einer evangelisch-sozialen Reform bedeutende Schwierigkeiten. Es ist zu bedauern und schmerzlich zu beklagen, dass wir Deutsche, nachdem wir die politische Einheit in schweren Kämpfen errungen haben, soweit Menschen urteilen können, noch auf Jahrhunderte hinaus auf die konfessionelle Einheit verzichten müssen. Aber sollen wir in dieser Schwierigkeit nicht eine heilsame Fügung der Vorsehung erblicken?

Wie die geographische Lage Deutschlands, welches nicht wie Frankreich durch den Ozean oder wie Russland durch das asiatische Hinterland geschützt ist, unserm Volk zwar Gefahren, aber mit den Gefahren zugleich den Antrieb zur Wachsamkeit und kampfbereiten Selbständigkeit bietet, so enthält auch die innere Lage mit ihrer konfessionellen Zwiespältigkeit eine Mahnung zur Anstrengung der geistigen und sittlichen Kräfte. Wenn wir von den „Feinden des Protestantismus" reden, so können wir darunter, trotz der grossen Schwierigkeiten, welche eine katholische Politik in Deutschland bietet, nicht den Katholizismus ohne weiteres verstehen. Wenn das Centrum bei der Behandlung entscheidender Fragen der inneren Politik sich oft sehr unzuverlässig gezeigt hat, so besteht gleichwohl zwischen einzelnen gläubigen Protestanten und Katholiken eine gewisse Solidarität. Beide können und müssen zusammenstehn im Kampfe wider Judentum und Sozialdemokratie. In der Sozialreform haben einzelne Katholiken

und katholische Vereine viel Eifer entfaltet. Das katholisch-soziale Programm berührt sich in nicht wenigen Punkten mit dem Programm der evangelisch-sozialen Arbeitervereine. Gegenwärtig wird in Westfalen eine Verständigung zwischen den christlichen und königstreuen Arbeiterverbänden beider Konfessionen zum Zweck einer erfolgreicheren Interessenvertretung angestrebt. Wo man auf beiden Seiten persönlich mit dem christlichen Leben ernst macht, wird eine Annäherung möglich sein, ohne dabei den Unterschied in der Auffassungsweise zu vereugnen. Aber anders als zum gläubigen Katholizismus stehen wir zum Jesuitismus. Wenn auch am Ausgang unseres Jahrhunderts der jesuitische Geist das offizielle Katholikentum stärker denn je zu beherrschen versucht, so besteht doch ein Unterschied zwischen den Katholiken und Jesuiten. Es darf hier vielleicht an ein Wort Bismarcks erinnert werden, welches sich im Briefwechsel mit v. Gerlach findet. Nachdem der damalige preussische Gesandte am Bundestag das antinationale und antimonarchische Verhalten des süddeutschen Ultramontanismus scharf gegeisselt hat, fährt er fort: „Es giebt eine katholische Kirche, mit der können wir Arm in Arm gen Himmel pilgern; aber jene jesuitische ‚ecclesia militans' ist der Feind, der Preussen bis auf die Existenz, als ketzerischen Missbrauch bekämpft!" In der That, der Jesuitismus ist nicht bloss Preussens Feind, er hat der evangelischen Kirche den Hannibalsschwur der Vernichtung geschworen. Und da müssen wir das tragikomische Schauspiel erleben, dass man die Jesuiten als Retter des Vaterlandes gegenüber der Sozialdemokratie feiert. Im Ernst glaubt das wohl kein Mensch. Der Bundesrat hat anfang Juli 1894 den am 12. April im Reichstag angenommenen Antrag Hompesch auf Zurückberufung der Jesuiten abgelehnt. Aber wird diese Ablehnung als eine definitive anzusehen sein? Kann nicht später doch gewährt werden, was man jetzt noch verweigert hat? Oder giebt es nicht opportunistische Staatsmänner, denen es an Verständnis für die Macht der Ideen gebricht, giebt es nicht Bureaukraten, die, aus theoretischem Unverstand und praktischer Furcht zusammengekleistert, in ihrer Todesangst die Hilfe da nehmen, wo sie sich ihnen am marktschreierischsten anpreist? Gegenüber der Agitation zu Gunsten der Jesuiten dürfen wir nicht davon ablassen, die Scheingründe und Trugbilder zu zerstören, welche man mit der staatserhaltenden, volksbeglückenden Thätigkeit der Jesuiten verknüpft. Eine unmoralische Zeitrichtung, wie die Sozialdemokratie als Weltanschauung ist, kann nur durch eine überlegene Moral überwunden werden. Die Jesuitenpraxis ist aber keine höhere Moral, sie gleicht in mancher Hinsicht der Sozialistentaktik wie ein Ei dem andern. Wenn man die Ertötung

der Individualität, die Auflösung aller familiären Bande für die unheilvollste Begleiterscheinung der sozialisierten Zukunftsgesellschaft hält, so stehen die Wirkungen der Jesuitenmoral in diesen Punkten auf keinem höheren Niveau. Das werden wohl die Veröffentlichungen des Grafen Hoensbroich zur Genüge dargethan haben. Die Jesuitensubordination ist mit der sozialdemokratischen Parteidisciplin seelenverwandt; die jesuitische Zwangsjacke ist die beste Uniform für den sozialistischen (staatlosen) Zukunftsstaat. Kurz, die Jesuitenpatres würden, trotzdem sie einst Friedrich der Grosse in seinem von ihm absolutistisch regierten Staat als Schulmeister benutzt hat, nicht die Überwinder, sondern die unfreiwilligen Drillmeister der Sozialdemokratie werden. Von dieser politischen Seelenverwandtschaft hat die Sozialdemokratie offenbar ein sehr lebhaftes Bewusstsein. Oder darf man es nicht als praktischen und theoretischen Jesuitismus bezeichnen, was der sozialistische Sprecher Blos in der Reichstagsverhandlung am 1. Dezember 1893 zur Begründung der jesuitenfreundlichen Stellung seiner Partei sagte: „die Sozialdemokratie stimmt aus Gerechtigkeitsgefühl für den Antrag Hompesch"? Weiter meinte der Sozialdemokrat: „der Zweck heiligt die Mittel überall in der Politik". Mit diesem Satz hat der Redner seinen Hinweis auf das „Gerechtigkeitsgefühl" doch selber stark erschüttert. Nicht aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern aus schadenfroher Bosheit und aus der Erkenntnis, dass sie die Früchte der jesuitischen Thätigkeit einerntet, hat die Sozialdemokratie für den Jesuitenantrag gestimmt. Wenn die Sozialdemokratie für die Jesuiten eintritt, so thut sie es mit dem Hintergedanken, dass durch eine eventuelle Zurückberufung der Jünger Loyolas das geistige Leben des Volkes noch mehr zerrüttet wird; ähnlich hat die Partei für Handelsverträge und gegen Börsenreform gestimmt, weil sie von den Folgen beider Beschlüsse eine Steigerung des wirtschaftlichen Zerfalles erwartet. Die innere Zersetzung der gegenwärtigen Gesellschaft mit allen Mitteln zu fördern, durch Vergrösserung des wirtschaftlichen und sittlichen Ruins das Mass der Verbitterung und Unzufriedenheit zu mehren, das ist der mephistophelische Zug der sozialdemokratischen Taktik. Das zeigt sich selbst darin, wenn sie für gute Gesetze äusserlich eintritt, z. B. für die Sonntagsruhe und die staatliche Bekämpfung der öffentlichen Unzucht. Es sind in diesen Fällen keine religiösen, keine sittlichen, auch keine volksfreundlichen Beweggründe ausschlaggebend. Ein sozialdemokratischer Sonntag, der politischen Agitation oder dem Vereinsvergnügen gewidmet, dient weder der geistigen Erholung, noch bietet er einen ökonomischen Vorteil. Das Gegenteil trifft zu. Und in ihrer parlamentarischen Bekämpfung der öffentlichen Unzucht erblicken die

sozialdemokratischen Redner nur den willkommenen Anlass, die Unmoral der Bürgerlichen zu geisseln, ohne sich zu sagen, dass die Sittlichkeit der meisten, namentlich jugendlichen Genossen nicht höher steht und mit dem Sieg der sozialdemokratischen Weltanschauung auch nicht höher steigen kann.

Hiermit haben wir bereits unser Urteil über die offizielle Sozialdemokratie, d. h. soweit sie in der Presse und in den Agitatoren und Fanatikern zum Ausdruck kommt, gefällt; von den hunderttausenden von Mitläufern, die den roten Zettel als Zeichen ihrer wirtschaftlichen, verschuldeten oder unverschuldeten Notlage und Unzufriedenheit abgeben, reden wir nicht. Die offizielle Sozialdemokratie mit ihrer Gewissenlosigkeit, mit ihrem marxistischen Materialismus, der alle Schuld auf die äusseren ökonomischen Verhältnisse schiebt und überhaupt nur wirtschaftliche Triebkräfte gelten lässt, erscheint als der ausgesprochene Gegensatz zur protestantischen Gewissenhaftigkeit, zur evangelischen Auffassung von der Sünde und persönlichen Verantwortung und vom reformatorischen Glauben, der alle Wirtschaftsinteressen an Wirkungsfähigkeit übertrifft. Es ist für diesen Gegensatz auch höchst bezeichnend, dass alle früheren Hassausbrüche gegen Luther und die Reformation und die evangelische Kirche in der sozialdemokratischen Polemik geradezu den Gipfel wahnsinniger Wut erreicht haben. Dies Verhalten der Sozialdemokratie kann einen gläubigen und bewussten Protestanten über seine Stellungnahme nicht im Zweifel lassen. Dass wir evangelische Christen uns mit herzlicher Teilnahme den wirtschaftlichen und geistigen Interessen des Volkes und des Arbeiterstandes anzunehmen haben, ist ja in dieser Schrift wiederholt und in dem verschiedensten Zusammenhang mit aller Rückhaltlosigkeit ausgesprochen worden. Aber gerade die Liebe zu unsern Brüdern drückt uns die Klinge zum Kampf gegen die offizielle Sozialdemokratie in die Hand. Wer als Christ an den sozialen Kämpfen der Gegenwart teilnehmen will, muss nicht nur den Mut besitzen, den gewissenlosen Reichen und Gebildeten ihre Sünden und Versäumnisse zu sagen, er muss auch die Einsicht und Klugheit haben, den Kampf für das Wohl des Volkes so zu führen, dass der unbegründete Verdacht, als kokettiere man mit der Sozialdemokratie oder wie Stöcker sagt, als „streue man ihr Zucker auf den Kuchen", keine Nahrung erhält. Kein Mensch, auch nicht der beste und klügste, wird sich gegen böswillige Verdächtigungen schützen können, aber wie gesagt, man darf sie nicht durch Naivitäten noch künstlich grossziehen. Ich stehe so, dass ich der ungläubigen, vaterlandslosen, verjudeten Sozialdemokratie auch keine „Verdienste" zugestehen kann. Dass durch die sozialdemokratische Agitation indirekt manche Besserung erzielt,

mancher „Gutgesinnte“ aus dem Schlaf der Gleichgiltigkeit aufgerüttelt worden ist, soll nicht bestritten werden. Aber wo thatsächlich eine Besserung entstanden, da ist es doch gegen die innere Absicht der sozialdemokratischen Parteileitung geschehen. Jedes Böse kann eine gute Folgeerscheinung haben. Der grosse Brand und die heftige Epidemie haben in Hamburg den Anstoss zu mancher Neuerung gegeben. Aber wer will vom Verdienst der Feuersbrunst oder der Cholera reden? Die Sozialdemokratie ist eine politische Infektionskrankheit, ihre Agitation ist zerstörend wie ein Feuersbrand; der Gedanke an die hieraus entstehenden und schon entstandenen Gefahren kann das Tempo in der Sozialreform beschleunigen, aber ein „Verdienst“ im eigentlichen Sinne ist die unbeabsichtigte, ja von der Sozialdemokratie befürchtete*) Wirkung, nicht zu nennen. In der Geschichtsschreibung hat man es sich bereits abgewöhnt, im Hinblick auf die guten Chausseen, und andere Dinge, welche Napoleon I. zur besseren Bekämpfung Preussens geschaffen hat, von seinen „Verdiensten um Deutschland“ zu reden; man unterlasse es, von den Verdiensten und Wahrheiten der Sozialdemokratie mit einer gewissen Begeisterung zu reden. Denn das, was in ihren Forderungen gerecht und wahr ist, steht auch im Programm christlicher Volksfreunde; was aber der offiziellen Sozialdemokratie im Programm und in der Praxis eigentümlich ist, das muss man als unchristliche Verirrung, als ein wirtschaftliches Unglück, als die Feindschaft gegen Evangelium und Vaterland mit aller Entschiedenheit zurückweisen.

3. Aufgaben und Ausblicke.

Revolutionen kommen nicht vom Magen her; sie entstehen zuerst in den Köpfen. Die revolutionären Ursachen sind stets geistiger, die äusseren Anlässe indes wirtschaftlicher Natur. Das heisst: äussere Notstände öffnen nur den Krater, aus dem dann die revolutionäre Feuerströme, die ihre tieferliegenden verborgenen Quellen haben, empor schiessen. Allerdings sind sowohl die aufbauenden wie umstürzenden Geistesbewegungen fast immer mit wirtschaftlichen Veränderungen verbunden; aber ein verhängnisvoller Irrtum des Materialismus ist es, wenn man die Begleiterscheinungen für die treibenden Ursachen erklärt. Wohl kann Mangel und Not das Laster grossziehen, aber umgekehrt

*) Im Verlauf einer Unterredung, die ich kurz vor dem Brüsseler „internationalen Arbeiterkongress“ im Haag 1891 mit dem holländischen Führer des radikalsten Sozialismus hatte, wurde mir im Hinblick auf die kaiserlichen Reformpläne u. a. gesagt: „Wissen Sie, das Schlimmste ist, Ihr Kaiser verdirbt uns die Revolution.“

wird noch öfters die Sünde Mangel und Not verursachen. Aber diese letzte Thatsache wird von einem sozialpolitischen Darwinismus verworfen, einer Richtung, welche in zunehmendem Grade die moderne Welt- und Rechtsanschauung beeinflusst. Henrik Ibsen, der materialistische Modephilosoph, lässt in seinem „Volksfeind“ den Arzt eine Äusserung thun, worin sich die Überschätzung der äusseren Umstände und die Verleugnung des moralischen Selbstbewusstseins recht bezeichnend ausspricht: „In einem Hause, wo nicht jeden Tag gelüftet und der Fussboden gefegt wird, verlieren die Leute in 2—3 Jahren die Fähigkeit, moralisch zu denken.“ „Mangel an Sauerstoff schwächt das Gewissen.“ Nun, die Pharisäer haben sehr aufs Fegen und auf Reinlichkeit gehalten, und da sie sich gern auf den Strassen sehen liessen, haben sie auch viel Sauerstoff geschluckt — aber es blieben doch Pharisäer, d. h. verkörperte Gegenteile von Moral und Gewissen.

Der sozialistische Materialismus kann nur durch den Protestantismus besiegt werden. Bilden nämlich die falschen, unsittlichen Ideen den Ausgang und die Triebkräfte der sozialen Revolution, so folgt notwendig, dass die wahre Auffassung von dem Verhältnis der Menschen zu Gott, zur Obrigkeit und untereinander den Geistesgrund zur sozialen Reform abgeben kann. Die offizielle Sozialdemokratie zeigt sich zu jeder grossgedachten Reformthätigkeit völlig unfähig. Auch wenn sie einen Pyrrhussieg erringen sollte, ihr Siegesdenkmal wird doch ihr Grabhügel. Wenn nach Marx die gegenwärtige Gesellschaft an ihren eigenen Folgen eines natürlichen Todes stirbt, so stirbt die Sozialdemokratie früher oder später eines unnatürlichen, gewaltsamen Todes. Wenn ihr Staatsschiff nicht an der Scylla der Internationalität scheitert, so ganz sicherlich an der Charybdis der Irreligiosität. Der ganze geistige Unterbau ist ein so verkehrter, dass der sozialdemokratische Neubau noch vor seiner Vollendung zusammenstürzen muss. Die sozialdemokratischen Irrlehren über Staat, Religion und Gesellschaft vermag nun die römische Scholastik nicht zu überwinden. — Denn die römische Kirchen- und Weltanschauung, sofern sie ihren Träger im Jesuitentum hat, bringt es nicht zu einer einheitlichen Staats- und Lebensauffassung. Rom stellt beispielsweise Staat und Kirche, welche aus widerstreitenden Prinzipien abgeleitet werden, in einen grundsätzlich feindlichen Gegensatz. Da aber der Staat die Oberhoheit der römischen Kirche nicht anerkennen kann, die letztere aber auf ihre Vormachtsstellung nicht verzichtet, wenigstens nicht aus Grundsatz, höchstens aus Zweckmässigkeitsrücksichten, so ist ein gefährlicher Dualismus der Gewalten unvermeidlich. Anders der Protestantismus: er erkennt im öffentlichen und staatlichen Leben nur eine Gewalt an, das ist die christliche Obrigkeit;

aber in den staatlichen Organismus gliedert sich der kirchliche Organismus als innerlich selbständige Institution ein. Wie in den politischen Verfassungsfragen, so enthält die reformatorische Lehre auch für das Gesellschaftsleben die sittlichen Grundwahrheiten. Die staatliche Reformgesetzgebung, das wiederholen wir am Schluss dieses Buches noch einmal, wird nur dann den erhofften Erfolg zeitigen, wenn die Staatsgesetze zum tragfähigen Fundament ein Volksleben haben oder erst noch gewinnen, in welchem die Anschauungen des Evangeliums über Arbeit und Besitz eine moralische Macht darstellen. Der christliche Geist ist für ein gesundes Volksleben so nötig wie für die physische Gesundheit Luft und Wasser. Schlechtes Wasser verursacht Epidemien, Christentumslosigkeit bewirkt soziale Fäulnis. Wie man aber nun nicht alle Krankheiten mit frischem Wasser, trotz seiner Unentbehrlichkeit, heilen kann, ebensowenig kann man alle sozialen Gebrechen durch systematisches Geltendmachen christlicher Einzelforderungen heilen.

Es giebt eben sehr viele Dinge, Sitten im Gesellschaftsleben, Einrichtungen in der Industrie und Erwerbsthätigkeit, die dürfen zwar ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach nicht den Geboten des Christentums widerstreiten, aber man kann ihre Reform auch nicht unmittelbar aus christlich-religiösen Prinzipien herleiten. Eine direkte unmittelbare Ausgestaltung spezifisch-christlicher Grundsätze würde bei der Kompliziertheit der mitwirkenden Ursachen, welche vielen Erscheinungen der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung eine gewisse Selbständigkeit verleihen, etwas Gezwungenes, Naturwidriges haben. Der Puritanismus stellt den weltgeschichtlich grossen Versuch dar, alle Verhältnisse im Volks-, Staats- und Gesellschaftsleben den Einzelforderungen christlicher Moral zu unterwerfen und im gewissen Sinne eine politische Gemeinde von Heiligen zu schaffen. Im ersten Ansturm warf die religiöse Begeisterung das morsche Staatsgebäude in Trümmer und that glorreiche Thaten. Aber auf die Dauer konnte die „neue Musterordnung“ nicht bestehen. Die einseitige Christianisierung des öffentlichen Volkslebens rief in ihrer Überspannung eine Reaktion hervor, und sie zeigte sich bei der Restitution der Stuarts in einer zügellosen Profanierung. Nun die Gefahr einer puritanischen Christianisierung ist natürlich gegenwärtig in der Welt und in Deutschland nicht vorhanden. Eine andere Gefahr liegt für die Freunde des sozialen Christentums näher, nämlich die einer theoretischen Systematisierung des sozialen Gehaltes des Christentums. Worin liegt trotz aller unsinnigen Verirrungen des Geistes und des Lebens die Zug- und Zauberkraft der Sozialdemokratie auf die Massen? Nicht

zum wenigsten in der Geschlossenheit des Systems. Nun möchte man gern dem Radikalismus des Irrtums mit einem Radikalismus christlicher Wahrheit begegnen. Alles Radikale empfiehlt sich dem platten Verstande des natürlichen Menschen. Man tadelt am christlichen Sozialismus den Mangel an einem festgefügten, Detailforderungen enthaltenden Programm. Diesem Übelstande will man abhelfen, indem man sich hie und da bemüht, bestimmte, sozialpolitische Lehrsätze aus dem Neuen Testament abzuleiten. Aber dieser Neigung, so sehr man sie verstehen kann, darf man doch keinen zu weiten Spielraum lassen; sie hat etwas Katholisches und Rationalistisches, und es würde auf eine soziale Dogmatik hinauslaufen, für die man sich ebenso ereifern würde wie einst für die konfessionelle; aber die Lehrsätze würden auch hier Lebenskräfte nicht erzeugen und fördern. Man vergisst, dass der Irrtum sich viel leichter systematisieren lässt als die Wahrheit, welche Leben ist und darum sich nicht in bestimmte Formeln, Lehrsätze und Paragraphen einfangen lässt. Wenn wir nun auch die schulmässigen und parteipolitischen Systematisierungsversuche zurückweisen, um so energischer ist doch das bewusste Geltendmachen der im Christentum liegenden sozialen Trieb- und Geisteskräfte zu fordern. Und gerade die Art des deutschen Protestantismus zeigt den richtigen Weg. Mag der englische Puritanismus und der schweizerische Kalvinismus jeder in seiner Art seine weltgeschichtliche Aufgabe gehabt haben, für uns kommt das Heil vom deutschen Protestantismus, der in Luthers Schule gelernt hat, die religiösen Ideen in ihrer fundamentalen Wichtigkeit zu schätzen und ihre Verwirklichung in besonnener Anknüpfung an die gegebenen Verhältnisse, d. h. in organischer Entfaltung, zu erstreben.

Auf die Frage also, was wollen die Christlich-sozialen, kann meine Antwort keine andere sein als die: Während die liberale Bourgeoisie die bestehende Ordnung für die beste hält und für deren bedingungslose Erhaltung kämpft, während andererseits die revolutionäre Sozialdemokratie eine völlige — sei's „gesetzliche" oder gewaltsame Umkehrung erstrebt — suchen wir auf dem Boden des geschichtlich Gewordenen eine friedliche Erneuerung und Umgestaltung der wirtschaftlichen Zustände. Wir sind nicht gebannt durch die Zaubermacht des Gegenwärtigen, noch schwärmen wir in einer phantastischen Zukunft; wir bekämpfen ebenso sehr die kapitalistischen, wie die sozialistischen Verirrungen, die in der glaubenslosen Selbstsucht und Genusssucht trotz ihrer erbitterten Gegnerschaft eins sind; wir erstreben einen gerechteren Ausgleich zwischen Produktion und Konsumtion und sind der Ansicht, dass sowohl durch Neubelebung des christlich-religiösen

Geistes, wie durch Schaffung geeigneter Organisationen das Mass der Zufriedenheit und des Glückes auf Erden gemehrt und das Reich der Ungerechtigkeit und der Unzufriedenheit verkleinert werden kann und muss.

Christlich-sozial gesinnte Männer giebt es bereits in verschiedenen Parteien und Vereinen. Ob im politischen Sinne eine christlich-soziale Parteibildung schon angezeigt ist, dürfte zum mindesten fraglich erscheinen. Es kommt vielmehr in erster Linie darauf an, dass wir planmässig und entschieden durch Vorträge und Schriften für die Verbreitung christlich-sozialer Grundsätze sorgen. Nur im Vorbeigehen soll daran erinnert werden, dass es in England, wo die christlich-sozialen Anschauungen viel verbreiteter sind als bei uns, im Parlament doch keine christlich-soziale Partei giebt. Erscheint auch bei der Haltlosigkeit und Verwirrung in den Reihen unserer alten Parteien eine neue christlich-soziale Parteibildung wünschenswert, so liegt dies Ziel doch noch in ziemlich weiter Ferne. Politische Parteien haben wie studentische Korporationen ein zähes Leben; ist ihre Mitgliederzahl auch manchmal klein, so dauert es doch lange, bis die alten Verbände völlig beseitigt sind. Bis dahin aber wollen wir, wenn auch nicht als politische Wahlpartei, so doch vor allem als soziale Aktionspartei thätig sein. Unser Kampf dient auf alle Fälle der Klärung und Befestigung solcher Bestrebungen, ohne welche eine wirtschaftliche und geistige Gesundung der Nation undenkbar ist. — Aber ist denn überhaupt noch eine Rettung möglich? Wird unser Volk, wird die Kulturwelt einer besseren Zukunft entgegengehen? Diese Frage wird bejaht und verneint. Der Gedanke an die Zukunft malt das kontrastierte Doppelbild des goldenen Glückes und der wüsten Barbarei. Die sozialen Zukunftsbilder à la Bellamy prangen in glühenden, blühenden Farben. Andere Schriftsteller meinen, dass der Sieg der Sozialdemokratie einen sozialen Hexensabbath, eine zweite Hunnenschlacht, ein Zeitalter der Unkultur herbeiführe. Auch ohne sich den Prophetenmantel umzuhängen kann man behaupten, dass der Zeit überhandnehmender Religionslosigkeit der Zusammenbruch folgt, wie die Nacht dem Abend folgt. Und die Nacht bricht herein, auch wenn das leuchtende Abendrot noch so lange anhält. Und zum Beweis, dass die Katastrophe kommen muss, beruft man sich auf die letzte Zeit des alten Römerreiches oder man findet unsere Zeit sehr ähnlich jenen Zuständen vor Ausbruch der französischen Revolution. Allein geschichtliche Analogien sind noch keine logischen Beweise. Man übersieht bei den vielen Ähnlichkeiten von damals und heute doch einen Unterschied, wodurch die ganze bestechende Betrachtungsweise doch an Beweiskraft verliert. Dem alten Römerreich war das Christentum keine in den Volks- und Staatskörper

eingedrungene geistige Lebenskraft geworden; darum fehlte die ethische Voraussetzung zu einer Neugestaltung von innen heraus. Und Frankreich musste die soziale Revolution erleben, weil es die religiöse Reformation gewaltsam unterdrückt hatte. Die deutsche Kultur hingegen ist am Stamme des Christentums, der Reformation, erwachsen. Wenn nun auch der blosse historische Besitz religiöser Güter und Wahrheiten noch keine Bürgschaft gegen den Untergang bietet, wie das Luther seinen „lieben Deutschen" so oft am Beispiel des jüdischen Volkes klar gemacht hat, so ist doch mit der Thatsache des unsterblichen Christentums die Möglichkeit und die Kraft der Verjüngung und Neugestaltung gegeben. Diese Bedeutung der christlich-sittlichen Geistesmächte, die zwar zu Zeiten verdrängt, aber niemals vernichtet werden können, zu verkennen, das ist der Grundfehler der meisten pessimistischen Zukunftsbilder. Sie erscheinen darum wie chinesische Bilder, die im einzelnen manch Kunstvolles und Treffendes bieten, aber doch der richtigen Perspektive entraten. Der ungesunden Neigung, die Geschichte konstruieren und der Zukunft in den Topf gucken zu wollen, sollte man überhaupt keinen Raum gewähren.

Es ist für uns und unsere Thätigkeit schliesslich ganz gleichgiltig, ob der Weg zur Bergeshöhe einer sozial und sittlich besseren Zeit, erst noch durch die finsteren Schluchten einer Katastrophe hindurchgeht oder nicht. Wenigstens kann die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenbruches uns nicht den Glauben an den endlichen Sieg des Christentums rauben. Ob unser Volk von schweren Ereignissen verschont bleibt, hängt davon ab, ob es noch rechtzeitig sich vom Abgrund erhebt. Sollte aber diese letztere Hoffnung aller ernsten Volksfreunde sich nicht erfüllen, sollte durch die religiöse und sittliche Gleichgiltigkeit der „Bourgeoisie" oder durch den teuflischen Religionshass der Sozialdemokratie die Katastrophe erfolgen — nun sie kann nicht ewig währen. Auf dem Trümmerhaufen der alten Welt werden dann unsere christlich-sozialen Samenkörner aufkeimen. Ob ohne äusseren Zusammenbruch oder nach demselben, unter allen Umständen wird das reformatorische Geistesbanner zum Siege führen. Auch in der Zukunft wird, wie Dr. Wichern, der Schöpfer der „Inneren Mission" und der erste Bannerträger des evangelisch-sozialen Gedankens, es bereits im Jahre 1851 ausgesprochen, Deutschland seine hohe Stelle einnehmen, „und zwar das rechte, inwendige, für die meisten verschleierte Deutschland, dieser Träger des Gottesschatzes, in welchem das Geheimnis für die Zukunft des Volkes liegt:

„Das wahrhaft evangelische Deutschland!"

Schriften von Julius Werner:

Johann Eberlin von Günzburg,

der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Preis 2 Mk.
Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg. 1889.

Heinrich Vierordt und seine Dichtungen.

Eine litterarische Studie.
Preis 50 Pfennig. Ebendaselbst 1891.

Die Hohenzollern unter der Fahne des evangelischen Glaubens und der volksfreundlichen Sozialreform.

2. Auflage.
Preis elegant gebunden 1 Mark 50 Pfg.; broschiert 1 Mark.
Verlag von Carl Braun, Leipzig. 1890.

Sozialrevolution oder Sozialreform?

2. Auflage.
Preis 1 Mk. G. Schwetschke'scher Verlag, Halle a. S. 1892.

Deutsch-National.

Preis elegant broschiert 2 Mark 40 Pfg. Eugen Strien, Halle a. S. 1890.

Die Reformation und das deutsche Volkstum.

4. Tausend.
Preis 20 Pfennig. Ebendaselbst 1889.

Zur sozialen Bewegung im heutigen England.

Kirchliche Zeit- und Streitfragen. Heft 6.
Preis 1 Mark 20 Pfennig.
Verlag von Johannes Dreesen, Hadersleben. 1892.

Hertzberg-Werner:

Der Beruf der Frau

und ihre Stellung in der modernen Gesellschaft.

Verlag von Peter Hobbing, Leipzig. 1893. Preis 2 Mk., eleg. geb. 2,75 Mk.

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

...uchhandlung von Paul Baumann,
...Anhalt. und Sachsen-Altenb. Hofbuchhändler in Dessau.

Der Einfluss des Christentums
auf die Sklaverei
im griechisch-römischen Altertum.
Ein Vortrag
von
D. E. Teichmüller,
Generalsuperintendent und Oberhofprediger.
Preis 60 Pfg.

Die wissenschaftliche Fortbildung
der Geistlichen
durch möglichst regelmässige Fortsetzung theologischer Studien.
Ein Vortrag
von
F. Hoffmann,
Propst in Wörlitz.
Preis 60 Pf.

Vorträge für Freunde des Evangelischen Bundes

I.
Wie starb Martin Luther?
Von
Friedrich Winfried Schubart,
Schlossprediger in Ballenstedt.
Preis 40 Pfg.

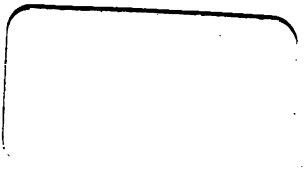
II.
Was machte Luther zum Manne des Volkes, und was soll und kann noch heute die Herzen des Volkes gewinnen?
Von
D. Friedrich Loofs,
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Halle-Wittenberg.
Preis 50 Pfg.

Vorträge.
gehalten zur vierhundertjährigen Lutherfeier
in der Schloss- und Stadtkirche zu St. Marien in Dessau.

I. **„Luther als Reformator der Kirche“** von Generalsuperint. D. E. Teichmü...
II. **„Luther und das christliche Haus“** von Konsistorialrat Pastor Karl We...
III. **„Luther als deutscher Schriftsteller“** von Geh. Regierungs- und Oberschul... Adolf Rapelin.
IV. **„Luther als Lehrer und Erzieher“** von Gymnasialdirektor Dr. Ferd. Sosia...
V. **„Luther und die deutsche Nation“** von Professor Dr. Rich. Köhler.
VI. **„Luther und der Papst“** von Konsistorialrat Pfarrer Karl Grapo.

Preis eines jeden Vortrages 40 Pfg.

Das Lutherfest, ein Fest für ganz Deutschland
Von
August Pietscher,
weil. Landgerichtspräsident in Dessau.
Preis 30 Pfg.

Anhaltische Hofbuchdruckerei Gutenberg, a. G. m. b. H., Dessau.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05116 6992